THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS

PVRCHASED FROM
MR. H.A.RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

H. Ramberg. del. W. Böhm. sc.

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1811.

Dritter Jahrgang.

Mit 9 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

830.8
M662
v.3
Rattermann

Uebersicht des Inhalts

des dritten Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Minerva bändigt durch Ueberredung den Kriegsgott. Zur Erklärung der Allegorie des Titelkupfers. . . . . S. 1

Gallerie zu Schillers Gedichten. Dritte Schaustellung: Szenen aus Wallenstein. . . . . — 21

Vorerinnerungen. . . . . — 23

I. Die Kapuzinerpredigt. . . . . — 37

II. Der finstere Geist. . . . . — 42

III. Das Bacchanal. . . . . — 47

IV. Der Ungebeugte. . . . . — 50

367466

V. Die Entzückung. . . . . S. 54
VI. Der erstarrte Fahnenjunker. . . . — 58
VII. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. . . . . — 60
VIII. Thekla in der Gruft. . . . . — 63

I. Gedichte von C. A. Tiedge. . . . . — 1
1) An F. . . . . — 3
2) Balbutius. . . . . — 13

II. Zuleima von Carolina Pichler, geb. von Greiner. . . . . — 23

III. Gedichte von Carl Streckfuß. . . . — 51
1) Betrachtung des Kunstwerks. . . . — 53
2) Warnung. . . . . — 55
3) Denkspruch. . . . . — 57
4) Beruhigung. . . . . — 58
5) Der edlen Freundin, Catharinen Porta in Wien. . . . . — 61
6) Die Knospe. . . . . — 63
7) Liebeslied. . . . . — 65
8) Wünsche. . . . . — 67

IV. Ausflucht nach Weimar von J. G. Seume. — 73

V. Gedichte von Buri. . . . . S. 95
1) Der Doppelkranz. Ein Idyll. . . . — 97
2) Die Kastanienblüthe. . . . . — 102
3) An die um eine Schwester trauernde Lydia. — 104
4) Traumgesicht. . . . . — 106
5) Die Krönung des Hesiodus. . . . . — 107

VI. Die drey Schwestern, vom Verfasser des Herrmann von Löbeneck. . . . . — 113

VII. Liebesprobe. Novelle nach einem altitaliänischen Mscpt. von C. Streckfuß. . . . — 179

VIII. Hassan. Eine morgenländische Erzählung von K. Stille. . . . . — 201

IX. Der süße Brey. Ein Volksmährchen von A. F. E. Langbein. . . . . — 217

X. Sinnbilder von Schollmeyer. . . . — 265
1) Der Friedensbaum. . . . . — 268
2) Das Veilchen. . . . . — 271
3) Das Fest im Freyen. . . . . — 275
4) Die Passionsblume. . . . . — 278
5) Der Langeschläfer. . . . . — 281
6) Herkules am Scheidewege. . . . . — 283

XI. Moden und Klima. Fortsetzung von C. A. W. von Zimmermann. . . . . S. 287

XII. Margaretha von Anjou, Gemahlin Heinrichs VI. von England, Anna Nevil und Elisabeth Woodville. Von G. G. Bredow. . — 307

Minerva

bändigt durch Ueberredung den Kriegsgott.

Zur

Erklärung der Allegorie des Titelkupfers.

Minervens Namen trägt dieß Buch, die gepflegte Jahresfrucht vereinter Kunstbestrebungen, an seiner Stirn. Minervens Thaten und Segnungen verkündiget also jedes erneuerte Titelblatt desselben. Ramberg, dem wir die geist- und sinnvolle Allegorie des durch die behelmte Liebe gebändigten und gefesselten Löwen, über welchem Minervens Aegide schwebt, im vorigen Jahrgang gern verdankten, hat uns hier wieder mit einem lieblichen Bildwerk beschenkt, dem Phantasus lächelte und jene Athene, die dem Thongebilde des Prometheus den Schmetterling aufs Haupt setzte, freundlich zunickt.

Schön und bedeutsam war der Unterschied, den die sinnigen Hellenen zwischen dem kriegerischen Mars und der kriegerischen Minerva machten. Ares, Mars, war in Thrazien, in der Wiege der barbarischen Kampf- und Mordlust geboren. Dort waltete er mit seiner ganzen blutigen Sippschaft bei den wilden, durch Haß und Kriege sich stets zerfleischenden Edoniern und Odrysiern in seinem eisernen Palast, wie ihn schon die alten römischen Dichter Statius und Claudian aus vollen Farbekästen grell und furchtgebietend genug abgemalt haben. Er schreit, wie zehntausend, ist unbändig und ungeberdig in seinem Zorn, setzt alles auf rohe Faustgewalt und zermalmende Gewaltstreiche, und verachtet die bedachtsame, umsichtigere Klugheit, die leise auftretende Vorsicht, die spähende Besonnen-

keit. Ajax, der Telamonier, ist sein Gegenbild unter den Helden Homers. Dem Mars gegen über steht Pallas Athene, die behelmte und beschildete Jungfrau, aus dem Scheitel des Zevs entsprungen. Auch sie ist dem Kampf und der blutigen Fehde befreundet. Denn mit dem Kampf und der verständigen Bewaffnung durch Erz fing alle menschliche Cultur in Hellas an, und die kretensische Dynastie des Zevs und der Olympier siegte über das finstere, Menschen-opfernde Reich des Saturns und die rohe, zerstörende Tatarengewalt bloß durch bessere Waffen. Jupiters Blitz ist der eherne Wurfspieß, den die kretensischen Erzschmiede, die Cyclopen, zuerst aus gehärtetem Metalle bildeten. In mächtigem Kampf wuchs und erblühete das große Heroengeschlecht, die Ahnen und Stammfürsten des griechischen Staatenvereins. Nur im Kriege erstarkte jene fabelhaft-große, aber allen griechischen Nationalruhm auf ewig begründende Vorwelt, die man das heroische Zeitalter nennt. Diesen Krieg eben meint unser Schiller, wenn er den Chor in der Braut von Messina singen läßt

Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschlechts.
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber den Feigen erzeugt er den Muth.

Und dieses Menschenentwildernden, Menschenveredlenden Kriegs Vorsteherin und Schutzgöttin war die ewige Jungfrau aus dem Haupte des Zevs. Denn ist sie nicht die unzertrennliche Gefährtin und Rathgeberin aller großen griechischen Heroen, eines Herkules, Theseus, Tydeus, Diomeds und vor allen des klugen, alles versuchenden, alles erspähenden Odysseus? So erschien sie in den ältesten griechischen Nationalgesängen noch vor der jonischen Sängerschule, so zeigt sie uns Homer. Ulysses ist ihr Günstling und — ihr wahres Gegenbild. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, erhält das noch vorhandene, oft andern hochgepriesenen Schöpfungen desselben Dichters zu

weit nachgestellte Trauerspiel des Fürsten des griechischen Kothurns, Sophocles, der rasende Ajax mit der Peitsche, ein ganz besonderes Interesse. Hier wird die rohe, bis zur Raserei aufbrausende Areskraft des Ajax mit der sicherer zum Ziele führenden, von Minervens Schutz stets beschirmten Ulysses-Klugheit in den lichtvollesten Gegensatz gestellt. Minerva thront auf der Burg zu Athen. Die klügsten und humansten der Griechen, die Athener, sind ihre Lieblinge. Ihr allein feiern sie die Panathenäen. Ares hatte nur wenige Altäre und Bildsäulen in Griechenland, ja in einigen Denkmälern, wo alle zwölf große Götter abgebildet sind, ist Herkules oder Bacchus an seine Stelle getreten. Dagegen war kaum irgend ein namhafter Platz, wo nicht die Göttin der kriegerischen Weisheit, Minerva, ihre Heiligthümer und Bildsäulen gehabt hätte. Wunderbar ist also auch der Contrast des hellenischen und römischen Volkes. Die Griechen haben die Minerva, die Römer den Mars, ihren Stammvater, zum National- und Schutzgott. Spricht sich nicht auch schon dadurch der Charakter aus, den beide Völker in der Weltgeschichte behaupten?

Sinnreich und deutungsvoll ist also auch die auf mehrern alten Kunstdenkmalen gefundene Vorstellung, wo Minerva dem Ungeheuer und Unholde bekämpfenden Herkules die lechzende Zunge mit einem Labetrunk kühlt. Aus einer Kanne gießt die schirmende, hülfreiche Göttin dem auf seine Keule gestützten Heros das erquickende Naß in seinen zweigehenkelten Becher (Scyphus) *). Ein bärtiger Merkur hat ihn zur Minerva gebracht und eilt nun davon, um ein anderes Geschäft zu vollbringen. Die Allegorie ist leicht zu fassen und ist kürzlich erst von einem

*) Winkelmanns Monumenti inediti n. 159. Die falsche Ausdeutung Winkelmanns in einen von der Pallas verjüngten Ulysses wird durch die vollständigere Abbildung widerlegt in Millins Peintures des vases antiques T. II. n. XXXXI.

geistreichen Ausleger der Herkulesfabel treffend angedeutet worden *). So stellt das hellenische Alterthum die lohnende, Preis ertheilende Kriegs- und Siegsgöttin neben den Kämpfer und Krieger. Mit dem Mars selbst zusammengestellt möchte sie schwerlich auf einem echten alten Denkmal vorkommen.

Und doch liegt auch in dieser Zusammenstellung ein tiefer Sinn, ein tieferer vielleicht, als in der bekannten und in der Allegorie der Modernen so häufig gebrauchten und gemisbrauchten Verbindung der holden Cypria mit dem Gott des Kriegs, den sie durch den Zauber ihrer Schönheit entwaffnet und adonisirt. Bekannt sind schon in dieser Gattung mehrere geschnittene Steine, die uns die Liebesgöttin an den Mars angeschmiegt in den verführerischsten und reizendsten Stellungen erblicken lassen, wovon einige wenigstens unbestritten dem römischen Alterthum angehören **). Denn höher hinauf dürfte wohl keiner seinen Stammbaum führen können. Um Mannigfaltigkeit in diese Vorstellung zu bringen, stellt die neuere Kunst, besonders die lombardische Malerschule, den kriegerischen Rinaldo, die Blüthe der Helden des heiligen Krieges, an die Stelle des Mars, und die Zauberin Armida wurde, was Venus gewesen war.

Keine Allegorie ist indeß in dieser Gattung berühmter geblieben und häufiger auf Sieges- und Friedensbögen, auf Gedächtnißmünzen und andern emblematischen Verzierungen nachgeahmt und nachverbildet worden, als die bekannte Doppelszene des Peter Paul Rubens, die unter der Aufschrift Mars va à la guerre und Mars au

---

*) Buttmanns Vorlesung Ueber den Mythos des Herakles. p. 21.

**) S. Tassie's Catalogue of gems n. 6505 — 6542. Schwerlich ist auch nur ein Drittel davon antik. Einige sind Porträts römischer Kaiser, z. B. des Commodus mit der Crispina.

retour de la guerre in den Kunst- und Kupferstichsammlungen vorgezeigt wird und wozu sich die Grundideen gleichfalls in jenen geschnittenen Steinen, die der gelehrte Rubens mit Recht für eine Fundgrube guter allegorischer Darstellungen hielt, noch jetzt nachweisen lassen. Beide Bilder, durch die Kraft des Pinsels und durch den Zauber des Helldunkels zu dem vortrefflichsten gerechnet, was Rubens malte, befanden sich noch vor kurzem im Palast Luxembourg in Paris, sind aber nun dem großen Museum Napoleon einverleibt. So wie in dem ersten, wo Mars zum Krieg eilend aus dem geöffneten Janustempel hervorstürzt, vergeblich von der Venus und ihren weinenden Amorinen zurückgehalten, sondern dem Ruf der Zwietrachtsgöttin Alekto folgend, die sich an sein Schild angeklammert hält und die Mordfackel hoch empor schwingt, alle Schrekken und Scheusale des Mordes und der Zerstörung von dem hier wahrhaft begeisterten Maler erschöpft worden sind *), so hat er im zweiten, in der versöhnten Rückkehr des Gottes, allen Liebreiz der söhnenden und besänftigenden Venus, die ihn in ihre weichen Lilienarme faßt, aufgeboten. Allein es ist das einstimmige Urtheil aller Kenner, daß ihm nur das erste gräßliche und schauderhafte Bild ganz gelungen, die zweite sanftere Vorstellung aber, bei aller Wollustathmenden Weichheit, doch arm an Erfindung und dürftig im Ausdruck sey. Jenes Schreckensfantom des losbrechenden Kriegsgottes läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Welch ein Höllentriumph in dieser ihn der Venus entwindenden Furie! Wie scheußlich wahr die in Dampf und Nacht voranfliegenden Harpyien, Hunger und Pest! Wie treffend die unter dem Fußtritte des Unholds niedergestürzten Personificationen der Harmonie, als einer jugendlichen Lautenspielerin mit zerbrochener Theorbe, der Architectur mit dem zerschmetterten Ca-

*) S. den Umriß in Landon's Annales du Musée des Arts T. IV. n. 9. wo auch die Erklärung aus Rubens eigenem Briefe gegeben ist.

vitäl, der Fruchtbarkeit in der Person einer säugenden Mutter, des Handels in dem hingeworfenen Merkurius-stab; wie pathetisch der Schmerz der händeringenden, schwarzgekleideten Matrone, die durch ihre Mauerkrone Europa andeutet, und welch eine Welt voll Bewegung und Grazie in dieser zurückhaltenden, den Arm, der das Mordschwert schwingt, umklammernden Venus und ihrer drey Genien! Gewiß diese Allegorie wäre in Erfindung und Ausführung ganz untadelhaft und ein unübertroffenes Muster in einer Gattung, die man die Klippe der neuen Kunst nennen kann, wenn nicht der hinterste Genius, der die Erdkugel mit dem Kreuze hält und die Religion vorstellen soll, die Illusion auf eine unangenehme Weise unterbräche und der aufgelöste Pfeilbündel nicht erst des erklärenden Wortes bedürfte: das ist die zerrissene Eintracht! Wie zahm und ämlich erscheint dagegen bey allem Aufwand und Kraft des zauberischen Colorits und des markigen Pinsels die als Gegensatz gedachte Szene, wo Mars in einem Zeughaus unter Kanonen und Armatur sich von der Venus und ihrem Gefolge von Schalksknaben entwaffnen und entnerven läßt. Denn indem die buhlerisch angeschmiegte Göttin ihm unvermerkt den Helm, unter welchem schon die struppichten Haarbüschel hervorquellen, abgelöset hat, nehmen einige Knaben das Schwert, andere den Schild. Rubens fühlte das Unschickliche, diesen Mars in sybaritisch-weichliche Umgebungen zu bringen und bringt ihn daher in die Gewölbe des Arsenals. Aber wie kommt die liebkosende Göttin hieher? Doch, wenn dieß ein Fehlgriff wäre so läge die Veranlassung dazu viel tiefer Die ganze Verbindung der Venus mit dem Mars kann nur auf lüsterne Verweichlichung, nur auf die ersehnten Wintercampagnen in den Boudoirs und Schlafgemächern führen, die, so willkommen sie auch jener altfranzösischen Galanterie gewesen seyn mögen, doch schwerlich so der Gegenstand der alten Kunst je geworden wären Diese würde bey einer Szene der Art immer an den Herkules bey der Omphale gedacht und den Helden, der so zur Ruhe gebracht wird, spöttisch belächelt haben. Man lese nur,

um Rubens moderne Allegorie in ihrer ganzen Fülle zu fassen, die Verse, die in den alten Pariser Kupferstichen von Avrio dieser Rückkehr des Bachus untergesetzt sind

Dans les bras caressans de la belle Déesse
Le dieu Mars languissait brulant et desarmé,
Et le front rayonnant de la plus douce ivresse
Il goutoit à longues traits le bonheur d'être aimé!

Wer erinnert sich hier nicht an jene herrlichen Worte in Shakspear's Richard III.

Grim-visag'd War has smooth'd his wrinkled front,
He capers nimbly to a Lady's chamber
To the lascivious pleasing of a lute.
Act. 1. Scene 1.

Aber wie wäre nun diesem Misverstand, um es nicht Uebelstand zu nennen, welches manchem eine gar zu arge Ketzerei scheinen könnte, am Besten abzuhelfen? Wie soll Mars, der von seiner wilden Wuth zum Frieden zurückgeführt wird, in einer allgemein verständlichen und würdigen Allegorie dargestellt werden? Ein alter Römer würde sagen: sperrt den Krieg in den Kerker ein, woraus er losgelassen wurde, und bindet ihn mit hundert Ketten, und er würde dabei Stellen aus seinen besten Dichtern zum Beweis bringen. Allein dann hat der Römer den Krieg selbst personifizirt und läßt seinen ehrwürdigen Urahn, den Mars, ganz aus dem Spiele. Denn der Krieg ist in dem verschlossenen Janustempel eingespert, nicht der Mavors Gradivus. Vielleicht käme uns die Vorstellung nach einer vorgeblich antiken Stossischen Schwefelpaste in Raspe's Verzeichniß der Tassieschen Sammlung *) zu Hilfe, wo Mars seinen rechten Fuß auf die Kugel setzend Helm und Schwert zu seinen Füßen liegen hat und mit der rechten Hand den Caduceus, mit der linken das Horn

*) Tassie's Catalogue of Gems n. 7555.

des Ueberflusses hält. Allein eine solche Verwechslung der Kennzeichen — man könnte es auch eine Travestirung oder Maskerade nennen — wäre nie einem alten Steinschneider, der seiner Sinne mächtig war, im Wahn auch nur in den Kopf gekommen. Ein solcher Mars Pacifer, wie ihn Raspe sogar zu einer Friedensmedaille in Vorschlag bringt, würde eine gar zu lächerliche Rolle spielen.

Man lasse also lieber den starrköpfigen, unbiegsamen Gott durch Minervens Ueberredungskünste, denen nichts widersteht, gewonnen werden. Eine solche Zusammenstellung ist für beide Theile gleich rühmlich. Was stammt mehr vom Himmel, als der Verstand, der rohe Gewalt und fühllose Masse bewältigt. Was ist erfreulicher, als wenn Gewalt auf Rath hört? So hat unser Ramberg die Allegorie wirklich gefaßt. Sie ist eben so glücklich ersonnen, als verständig ausgeführt. Werfen wir einen Blick aufs Ganze und fügen einige Bemerkungen im Einzelnen hinzu.

Der Gedanke unsers Künstlers ist offenbar folgender. Minerva hält traulich die Hand auf ihres Halbbruders, des Mars, Schultern gelegt, der auch jetzt noch nicht mit rücksichtlosem Auge (oculo irretorto) die Haufen der Erschlagenen vorübergehen kann, und zieht ihn mit beredtem Zuspruch dahin zurück, wohin ihre Rechte deutet, also in die Wohnungen des Friedens, denen sich oben in den Lüften der Oelzweig zuneigt. Man sollte denken, Ramberg habe die Stelle aus der Ilias vor Augen gehabt, wo Pallas Athene den in den Schlachtreihen der Trojaner wüthenden Ares abruft *).

— Zevs blauäugige Tochter
Faßt an der Hand und ermahnet den ungebändigten Ares:
Ares, o Ares voll Mord, Bluttriefender, Maurenzertrümmrer!

*) Ilias V, 29 ff.

Lassen wir nicht die Troer allein itzt und die Achäer
Kämpfen, zu welchem Volk Zevs Vorsicht wende den
Kriegsruhm,
Und wir weichen zurück! —

Doch wird man bei genauerer Vergleichung freilich bald gewahr, daß es der Göttin dort weit weniger Ernst mit ihren Abmahnungen ist, als hier im Bilde. Was der Protector Cromwell einst auf seine Münzen prägte: bello quaerere pacem, durch den Krieg zum Frieden! das hält nun die Göttin der Weisheit, da eben die himmlische Erscheinung oben die Ankunft des Friedens zusichert, dem zwar zürnenden, aber doch nicht jeder Stimme der Klugheit und Menschlichkeit unzugänglichen Kriegsgott vor. Ein Vertilgungskrieg, der von keiner Aussöhnung hören will, muß in den Augen der Göttin, von welcher alle hellenische Cultur ausgeht, ein Gräuel und Abscheu seyn; da nach dem griechischen Zartgefühl nicht einmal ein Tropäum oder Siegeszeichen aus dauerhafterem Stoffe, als schnell vermorschendem Holze seyn durfte *). Denn, sagt der humane Grieche selbst, das verlängerte Andenken des Siegs könnte leicht ein Stachel zu Erneuerung blutiger Fehde und so der Sieg selbst ein Cadmeischer d. h. dem Sieger selbst am Ende verderblich und zerstörend werden.

Mars erscheint schon im Alterthum nie ohne ein Gefolge von gewaltigen, Schrecken und Entsetzen einflößenden Trabanten. Homer und Hesiod gaben ihm als unabtrennliche Begleiter, die neben her rennen, und den vom Herkules Verwundeten sogar auf den Kriegswagen heben, Grauen und Entsetzen (ein travestirender Blumauer würde sie in Zähneklappen und Kanonenfieber übersetzen), und ältere und neuere Dichter bemühten sich um die Wette, diese Allegorie weiter auszumalen und die blutdurstige Gesellschaft mit Scheusalen aller Art zu vermehren **).

---

*) S. Wesseling zu Diodor XIII, 25. T. I. p. 560.

**) Die Stellen der alten römischen Dichter sammelte Burman zu Valerius Flaccus II, 204.

Unser Künstler setzt Cäsars Rachegeist und wenigstens zwei dieser Höllenhunde, wie sie Shakspear durch die Verderbensgöttin Ate loslassen läßt *), zu den Füßen des Mars. Beide möchten gern seine Kniee umklammern und ihn zurückhalten. Beiden fehlt aber die Kraft dazu. Denn das eine Ungeheuer, das sich selbst in den Finger beißt, der Hunger, kann nur mit der einen Klaue sich anklammern. Das andere, die Seuche, liegt selbst im Todeskampf und streckt mit krampfhaftem Erstarren seine Hände von sich. Selbst die an brennenden Dörfern und Städten angezündete, aber nun umgestürzte Fackel des Gottes kann durch ihre qualmende Glut die fliehende Lebenswärme nicht zurückrufen. Sinnreich hat der Künstler aus der Tiefe gegenüber, wo noch Mordgetümmel tobt, ein verdorrtes und entlaubtes Baumgestrippe hervorstarren lassen. Denn der Krieg mit seinem scheußlichen Gefolge ist der wahre Smum oder Samiel der arabischen Wüste. Von seinem Gifthauch verbleicht und vertrocknet alles, was grünt und blühet in der Natur. Unter dem Hufschlag des Streitrosses zerknickt, dorret die goldne Locke der Ceres,

wo auf eisernem Feld Sicheln des Todes mähn!

Aber um so erquickender ist die himmlische Erscheinung oben in den durchbrochenen Gewölben. Nacht und Ungewitterstürme zertheilen sich, und die schönste der Horen, Irene, die Göttin des Friedens erscheinet, von Lichtglanz umflossen. Die Genien des Ackerbaues, des Handels, der Fruchtbarkeit bringen volle Garben und Blumengewinde, oder schmiegen sich an ihren Schooß, wie Kinder an die liebende Mutter in Da Vincis berühmter Carita. Die Himmlische hatte ihr Gesicht mit einem langen Trauer-

---

*) — Caesar's spirit, ranging for revenge
With Ate by his side, comes hot from hell,
Cries havock and lets slip the dogs of war.
Iulius Caesar Act. III. Sc. I.

schleier bedeckt. Jetzt hat sie das verhüllende Gewand zurückgeschlagen und bestrebt sich mit der einen Hand ihre Lieblinge zu schützen, indem sie mit der andern den armen Sterblichen den Olivenzweig, jenes uralte Symbol der segnenden Eintracht und des Friedens, darbietet.

Diese Irene oder Pax, wie sie bei den Römern hieß, ist eine der anmuthigsten, heitersten, herzerhebendsten Personificationen der alten, allegorischen Bildersprache.

Sei uns nahe, du heiliger Frieden, mit Aehren in Händen,
Und den erglänzenden Schooß schwellend mit Früchten gefüllt!

ruft der zärtliche Tibull in jener Elegie, wo er dem Krieger und dem Erfinder des Mordstahls flucht und zugleich das Bild zeichnet, in welchem wir die Friedensgöttin so oft auf römischen Kaisermünzen abgebildet erblicken, einen Aehrenbüschel in der Rechten, den Mercuriusstab oder das Füllhorn in der Linken haltend *) Unser Ramberg, der keinen bloßen Münztypus, sondern eine ausgeführtere Darstellung für seine Allegorie zu erfinden hatte, gab in die Hände der Genien, die sich des sichtbaren Einflusses der Friedensgöttin erfreuen, die Wahrzeichen des neubelebten Wohlstandes und Ueberflusses, und der holden jungfräulichen Friedensgöttin selbst mit der Unschuld und Schönheit der Jugend einen Blick des Himmels.

So wie hier liebliche, Fülle und Gedeihen spendende Genien in Irenens Gefolge erscheinen, so sahen schon die Athener vor beinahe drittehalb tausend Jahren diese Irene auf ihrer Bühne im Gefolge von zwei sehr anmuthigen und willkommenen Gefährtinnen vom Himmel herabsteigen. Diese Gefährtinnen hießen Theoria und Opora, zu deutsch,

---

*) S. die Abbildungen bei Broekuys zum Tibull p. 205. Sponheim de Pr. et usu numismatum T. II. p. 642. Vergl. Winkelmanns Versuch einer Allegorie in den Werken Th. II. S. 535 f.

Festfreude und Herbstfülle. Das Stück, in welchem diese drei Himmelstöchter, um welche keine Litanei der Erdbewohner inbrünstig genug beten kann, schon den hartbedrängten, durch den hartnäckigen peloponnesischen Krieg aufs Aeußerste gebrachten Athenern vermittelst einer kunstreichen Theatermaschinerie wirklich erschienen, hieß auch der Friede und ist unter den noch erhaltenen Lustspielen des Aristophanes, wo nicht das witzigste und gewürzteste, doch das anmuthigste und anwendbarste *). Ein athenischer Landmann, Trygäus (zu deutsch Keltertreter), der ewigen Kriegslasten müde, reitet auf einem kolossalen Mistkäfer, der ihm statt des Pegasus dient, gen Himmel, um den Frieden zu holen, den der Krieg dort in einem tiefen Brunnen eingesperrt hält. Der Krieg, ein ungeschlachter Riese, der mit seinen Schildknappen, dem Getümmel, die entgötterte Himmelsburg bewohnt, kömmt wüthend hervorgesprungen und zerstampft die griechischen Staaten in einem ungeheuren Mörser, wobei ihm die durch Krieg gemästeten Feldherren als Mörserkeulen dienen. Endlich wird die eingekerkerte Irene durch die vereinten Bemühungen wackerer Landleute und aller griechischen Völkerschaften mit Hebeln und Stricken ans Tageslicht gezogen und kömmt nun mit ihren obengenannten Gefährtinnen zu den Sterblichen zurück. Die Herbstfülle oder Jungfer Opora bekommt nun der wackere Landmann zur Frau. Das Ganze endet mit einem Hochzeitschmaus und dem Zuruf an die Zuschauer: eßt Kuchen! Hymnen und Lobgesänge erschallen unterdessen der Friedensgöttin, werth mit denen des Euripides und Bacchylides **) um die Wette angestimmt zu werden. Es ist wirklich zu verwundern, daß in unsern Tagen, wo doch so manche Ver-

---

*) Des Pater Brumoy Theatre des Grecs T. VI. p. 4 ff. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst Th. I. S. 298.

**) Alle drei stellt Köppen in seiner griechischen Blumenlese III, 83 — 89 zusammen.

anlassung so fern nicht stand, niemand diese Friedenskomödie des athenienſischen Foote aufs neue bearbeitete oder parodirte. Wir wollen sie bei dieser Gelegenheit wenigstens in Erinnerung gebracht haben.

Und nun zum Schluß nur noch eine kritische und eine historische Bemerkung. Man hat dem verdienstvollen Künstler, dem wir die Composition dieser geistreichen Allegorie verdanken, oft das zweideutige Lob ertheilt, daß ihm Caricatur und Fratze vorzüglich gelänge. Ja einige Kunstrichter sind so weit gegangen, ihm wohl eben deßwegen allen Beruf zur höhern, tragischen Composition absprechen zu wollen. Nichts ist einseitiger und lächerlicher, als diese Behauptung, zu deren Widerlegung sich eine Menge der gelungensten Bilder seiner Erfindung anführen ließe. Aber ist nicht vielleicht selbst die Einführung dieser Höllenhunde, dieser Scheusale im Gefolge des Mars, des sich selbst annagenden Hungers und der in Zuckungen ihren Geist ausathmenden Seuche ein Beweis, daß Ramberg dergleichen Misgestalten mit einer Art von Vorliebe aufsuche und sie seinen edelsten Figuren beimische? Dem Dichter mag es erlaubt seyn, Unholde der Art mit verweilender Ausführlichkeit auszumalen. Aber der Maler verfährt ja nach ganz andern Gesetzen. Wenn Hesiodus im Schilde des Hercules *) die Achlys, die grausende Düstre des Todes schildert

Bleichgelb ganz, und verdorrt und matt einsinkend vor Hunger,
Schwellendes Knies, an den Händen die lang vorragenden Nägel,
Scheußlich floß ihr die Nase von Wust —

so mag immer Longin oder, wie man ihn jetzt lieber nennt, Dionysius **), diese Ekel erregende Schilderung misfallen, indem es nicht ein bloß grausendes, sondern ab-

*) Scut. Herc. 265 ff.

**) de Sublimit. c. IX, 5. p. 28. Weisk.

scheuliches Bild gebe: es steht dort doch an seiner Stelle. Und wenn Ovid den Hunger des Erisichthon auch dadurch charakterisirt, daß er sich selbst anfrißt *), so ist dieß doch nur unsrer Fantasie, nicht dem Auge selbst zur sinnlichen Beschauung vorgehalten. Allein that Ramberg recht, wenn er als Maler uns dasselbe Bild an dem scheußlichen Fantom des Hungers, der sich an seinen Schutz- und Brotherrn anklammern will, wirklich vor Augen bringt? Selbst Lessing, dessen Betrachtungen über den Laokoon wir zuerst die scharfsinnige Gränzscheidung zwischen dem Gebiete der Dichtkunst und der Malerei verdanken, läugnet nicht, daß die Malerei zur Erreichung des Schrecklichen sich auch häßlicher und widerwärtiger Formen bedienen könne **). Und wer möchte diese Caricatur mit den Fratzenbildern zur Erreichung des Lächerlichen verwechslen? Wo also Häßlichkeit und Abscheu zur Verstärkung des tragischen Effects wahrhaft beitragen, da muß sie auch dem Maler gestattet seyn. Nur Unverstand könnte dem Künstler aus dem, was hier das größte Lob verdient, einen Vorwurf machen, so bald er nur vor der Uebertreibung, wodurch das Schreckliche und Scheußliche lächerlich werden müßte, sich zu verwahren versteht. Hat nicht der erhabene Rafael selbst nach den Cartons, die sonst in Windsor aufbewahrt wurden, in dem Carton, wo Petrus und Johannes die Kranken im Vorhofe des Tempels heilen, den lahmen Bettler in seiner ganzen Häßlichkeit so dargestellt, wie sich noch jetzt die Krüppel und Aussätzigen recht zur Parade auf öffentlichen Plätzen und an den Kirchen in Italien den Vorübergehenden darzustellen pflegen ***)? Wer hat je einen Rubens zum

*) Metam. VIII, 884.

**) Im Laokoon. Werke IX, 335.

***) S. Fernows Leben in den Fragmenten aus seinem Tagebuche S. 108.

zum Caricaturmaler herabgewürdigt, weil er in der allegorischen Darstellung des Kriegs auch sein Gefolge in der widerwärtigsten Häßlichkeit auftreten ließ *)? Oder mag wohl ein Grieche, wenn er in der delphischen Lesche Polygnots Gemälde von der Unterwelt betrachtete und da das scheußlichste Fantom, den Unhold Eurynomos mit grinzenden Zähnen das Fleisch von den Leichnamen abnagen sahe **), dieß seiner Häßlichkeit wegen für unaussteblich erklärt, und es mit der komischen Häßlichkeit in Caricaturen verwechselt haben, die auch der scherzende Grieche sehr gut kennt und an der rechten Stelle zu belachen wußte? Aller Misverstand wird auf einmal gehoben, wenn man Gräßlichkeit, d. h. das ekelhaft Schreckliche und Häßliche, von der Verhäßlichung, welche nur Zerrbilder sucht, genau unterscheidet. Jene sucht Schrecken, diese Lachen zu erwecken. Jene kann nie im Sinne der Modernen Caricatur genannt werden.

Kein Krieg ist ohne dieß grausende Gefolge. Man denke an die Hungernden, die ausgeplündert wurden, an die Plünderer, die verwundet auf dem Schlachtfelde selbst verhungerten und verdursteten, an die Lazarethfieber und die gefüllten Gruben mit Leichen. Dennoch hat kein Krieg in der neuen Geschichte die Schreckniße dieser Art grausender aufgestellt, als der dreißigjährige, und da die von dem Künstler gleichfalls entworfenen Szenen zu Schillers Wallenstein, welche diesen Jahrgang des Ka-

---

*) Nicht nur in der oben angeführten Allegorie, sondern auch in einem seiner edelsten Gemälde aus dem Lebenskreise der Maria von Medizis, in der Versöhnung mit ihrem Sohne, wo die Figuren des Neids, des Betrugs und der Verleumdung im Vorgrunde das ganze Maaß des Häßlichen erschöpfen. S. Landon's Annales T. VII. n. 29.

**) S. Pausanias X, 28. p. 250.

lenders zieren, uns gleichfalls in die Mitte dieses durch Grausamkeit und Dauer zwei Menschenalter zermalmenden Krieges führen, so betrachtete der menschenfreundliche und gefühlvolle Bildner dieß Titelkupfer wahrscheinlich als eine reinigende Sühnung, ohne dabei an andere Zeiten und Begebenheiten zu denken. Man erinnere sich nur an die herzzerschneidende Schilderung, die Schiller in seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs *) entwirft. Hier heißt es unter andern: „Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daherstürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge — die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerey auf der andern brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Fremde Mächte waren es, die Deutschland ihrer Habsucht aufopferten." Empörenderes kann man in der That nichts lesen, als die Nachricht von den Gräueln jener dreifach eisernen Zeit, wie sie uns noch in alten Chroniken aufbewahrt werden. Die Unterthanen wurden bis aufs Hemde ausgezogen und auch dieß mußten sie ihren Peinigern zuletzt hingeben. Jungfrauen wurden genothzüchtigt und die viehische Lust selbst an den Leichnamen gebüßt, die dann den Hunden vorgeworfen wurden. Viele aßen, um sich des Hungers zu erwehren, Eicheln und buken Brot aus Wurzeln und Baumrinden. Ja einige stillten ihre Hungersqual an Leichnamen oder an ihren eignen Kindern, die sie ermordeten, weil sie doch kein Brot für sie hatten.

---

*) Schillers Geschichte des 30jährigen Kriegs (Leipzig, 1802.) Th. II. S. 360. Vergl. Engelhards tägliche Denkwürdigkeiten aus der Sächsischen Geschichte Th. I. S. 47 ff. Th. II. S. 186 ff.

Im April 1638 schrieb der General Banner von Pommern aus der von den Sachsen eingeschlossenen Stadt Erfurt, er würde ihr schon lange zu Hülfe gekommen seyn, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hund noch Katze, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten könnten!!

Wer wollte nicht bei Erwägung alles dessen, was gewesen ist und trotz aller gepriesenen Humanität des Zeitalters auch wieder seyn kann, dem holden Friedensengel da oben mit dem Oelzweig einen gläubigen Päan entgegen singen und die sinnreiche Allegorie, wo die Göttin der Weisheit den Gott der Gewalt und rohen Mordlust durch sohnende Ueberredungskünste bändigt, als ein Augurium des Heils; als eine Vorbedeutung besserer Tage begrüßen! Ein Rosenband der Liebe, bindender, als alles, was je in Stahl und Eisen geschmiedet wurde, verknüpft zwei mächtige Nationen, die sich im blutigsten Kampf aufrieben. Wir lesen in öffentlichen Blättern von einem prächtigen Hochzeitgeschenk, welches die gute Stadt Paris ihrer neuen Kaiserin überreichte. Auch daran bildete eine verzierende Gruppe den Mars und die Minerva, welche durch Hymen verknüpft werden, während Amoretten die auf beiden Seiten stehenden Adler von Frankreich und Oesterreich mit Blumenketten umwinden. So rufen wir also mit Schiller:

Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Felder decken sich mit neuem Grün.

Doch derselbe großherzige Dichter läßt auch die warnende Stimme an uns ergehn:

— ihr Könige und Herrscher,
fürchtet die Zwietracht! wecket nicht den Krieg
aus seiner Höhle, wo er schläft; denn einmal
erwacht, bezähmt er spät sich wieder! Enkel
erzeugt er sich, ein eisernes Geschlecht,
fortzündet an dem Brande sich der Brand.

Die Todten stehen nicht mehr auf, die Thränen,
die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen,
doch das vergangne war des Elends Raub,
der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter!

Aber unser letztes Wort sey aus dem Hymnus des Callimachus *):

Ceres, nähre den Frieden!

---

*) In Cererem. 138.

Gallerie

zu

Schillers Gedichten.

Dritte Schaustellung *):

Szenen aus Wallenstein.

---

*) Die erste befand sich in der Minerva von 1809, und stellte Szenen aus Schillers Gedichten und Romanzen auf; die zweite in der Minerva von 1810, Szenen aus dem Don Carlos enthaltend.

Schillers Wallenstein ist unter allen seinen dramatischen Gedichten am meisten getadelt und gemeistert worden. Natürlich! denn mit ihm macht er den Uebergang zu seiner dritten Manier, oder zur ethischen Tragödie, und indem er durch seine dreimalige Umarbeitung den redlichsten und unermüdetesten Kampf mit der gewaltig andrlngenden, vielfach widerstrebenden Masse der geschichtlichen Thatsachen und den lebendigen Ahnungen einer vollkommnen Schicksals-Tragödie aus allen Kräften bestand, vermochte er doch noch nicht, allen Verführungen zu widerstehen, die seine geistige Individualität und die ihm eigenen Ansichten des Menschenlebens und der Geschichte gerade bei diesem von ihm historisch so genau erforschten Stoff in ihm entstehen lassen mußten. Schiller hatte selbst, den Vorschriften seiner Schule getreu, den Widerstand eines Uebersinnlichen gegen ein Sinnliches als ein Haupterforderniß eines wahren tragischen Stoffes aufgestellt, weil nur dieß zur Erhabenheit führt. Dieß vermißt man aber durchaus in dem Helden des Stücks, in Wallenstein. Frühzeitig erkennt man in ihm das dem Verderben geweihte Opfer, und indem wir die Netze, die ihn umstricken, und die er sich selbst spinnt, immer enger und enger ihn umschlingen, ihn Schritt vor Schritt dem Opferaltar langsam zuschreiten sehn, ist uns so beklommen, als folgten wir einem Leichenzuge, wodurch wenigstens kein ästheti-

scher Schmerz geweckt werden kann. Gab nun diese weiche Charakterlosigkeit seines Helden, dieß Aufstreben nach dem Höhesten ohne Haltung und feste Kraft, diese Unerfahrenheit in politischen Verhandlungen, wie sie in der Unterredung mit dem schwedischen Obersten so grell hervortritt, diese wiederholte Täuschung immer wiederkehrender Zuversicht, dieser gänzliche Mangel an innern Hülfsquellen, dem poetischen Wallenstein selbst noch mehr schwankendes und hülfloses, als wir im historischen finden, und mußte diese scheinbare Vernichtung des tragischen Hauptzwecks schon das Urtheil des gewöhnlichen Zuschauers und Kunstrichters verwirren: so mußte auch die äußere Form, da sich der Dichter, die Fülle des Stoffs und die Motiven zu bändigen nicht vermögend, genöthigt sah, aus Einer dramatischen Handlung, wie jedem gewöhnlichen Stück von fünf Acten zum Grunde liegt, Wallensteins Abfall und Sturz, ein Stück von eilf Acten zu machen, bei Kundigen und Unkundigen viel Anstoß und Aergerniß geben.

Wir wissen, um fürs erste noch bei dem Letztern stehn zu bleiben, bei der Form, wie begierig man gleich nach der ersten Erscheinung des Stücks die drei Theile, in welche dem Dichter es gefallen hatte, seinen Wallenstein zu zerlegen, mit den Trilogien der Griechischen Tragödie verglich*); und zu läugnen ist es nicht, daß dem Dichter selbst, der damals gerade die griechischen Tragiker in der besten davon vorhandenen Uebersetzung fleißig studirte, und sich von ihrem Geiste möglichst durchdrungen fühlte, eine Zeitlang eine Annäherung an diese Form, die er auch wohl in einigen Stücken Shakspears wieder zu finden glaubte, dunkel vor Augen schwebte. Allein er erkannte bald selbst, wie wenig Aehnlichkeit sein Wallenstein mit dieser griechischen Dreieinigkeit einer durch drei völlig in sich geschlossene und gegründete Handlungen fortgeführten

*) Man vergleiche die dramaturgische Schrift: Ueber Schillers Wallenstein von Süvern. Berlin, 1800.

Schicksalsfabel, wie eine griechische Trilogie stets darbietet, auch dann noch haben würde, wenn Wallensteins Lager auch noch etwas mehr als ein exponirendes Vorspiel, und die Scheidelinie, welche die Piccolominis und Wallensteins Tod jetzt trennt, weniger willkührlich wäre. In der vollkommensten Trilogie unter den noch vorhandenen, der Aeschyleischen, Agamemnons Fall, Klytemnestras Ermordung, die Sühne vom Mord und den jenen Mord rächenden Furien, macht jedes eine in sich vollendete, für sich bestehende Handlung aus; da hingegen die zwei Hauptstücke in Wallenstein sich höchstens wie Vordersatz und Nachsatz verhalten, und auch durch ihre spätere Zusammenschmelzung zu einer einzigen aufführbaren Vorstellung für einen Abend ihre Einheit hinlänglich beurkunden. Etwas ganz anders wäre es gewesen, wenn Wallensteins erster Sturz auf dem Reichstag zu Regensburg, und die merkwürdige Szene mit dem vom Reichstag abgesandten Botschafter zu Memmingen zu einem eignen Drama wären verarbeitet worden. Dann wäre aber immer aus der Trilogie nur eine Dilogie geworden. Denn das Lager möchte höchstens als ein Stellvertreter des der tragischen Trilogie zugeordneten satirischen Dramas gegolten haben.

Doch dieß betrifft nur die Außenseite und Form dieser so großen dramatischen Schöpfung. Weit wichtiger sind die Einwürfe und Mißbilligungen, die von jeher gegen den Helden des Stücks selbst verlauteten. Es kommt hierbei nur darauf an, ob man die Gründe gelten lassen will, die Schillern bewogen, seinen Helden gerade so und nicht anders vorzustellen. Denn dieser Gründe war sich der Künstler bei allen seinen Darstellungen, selbst da, wo alle schrien, es sey ein Mißgriff, aufs deutlichste bewußt, und darum sind selbst seine Fehler lehrreicher und des reifesten Studiums weit würdiger, als die untadelhafte Mittelmäßigkeit. Nun war es aber Schillern bei seinem Wallenstein durchaus nicht um einen hochgestellten Theaterheros zu thun:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
schwankt sein Charakterbild in der Geschichte:

Doch eurem Auge soll ihn jetzt die Kunst,
Und eurem Herzen, menschlich näher bringen.

Dieß verspricht der Prolog zu Wallenstein, und was er verspricht, hat er in so fern redlich gehalten, als es ihm nicht darum zu thun war, die Inconsequenzen des wirklichen Wallensteins wegzuwischen und einen schulgerechten Tragödienhelden im alten französischen Zuschnitte aus ihm zu machen. Er wollte aber einen Vereinigungspunkt für diese Inconsequenzen finden. Darum gab er seinem Wallenstein einen mehr spielenden als rasch ausführenden Ehrgeiz; sein Wallenstein hat im hohen Grade den Trieb zur Herrschaft und Macht, aber er will keinen bestimmten Zweck, bis ihn sein Schicksal, größtentheils durch das von ihm getriebene Spiel zubereitet, mit seinem ganzen Bewußtseyn zum Ernste nöthigt. Der furchtbare Scheidepunkt, wo das Spiel Ernst wird, ist im Monolog (Act. I. Szene 4.) scharf genug angegeben. Von nun an tritt aber auch der ethische Zweck des Dichters, nach welchem Wallensteins von ihm selbst zubereitetes Schicksal nur ein Commentar zu dem großen von ihm selbst gesprochenen Text ist: — der Uebel Größtes ist die Schuld, immer deutlicher vor Augen. Der wahre Wallenstein wollte dieß alles weit bestimmter gleich von vorn herein, und es bleibt allerdings sehr in Frage, was der scharfsinnige Recensent des Wallensteins in der Allgemeinen Literatur-Zeitung anführt *), ob nicht die Idee, welche die Geschichte selbst zur Auflösung der Widersprüche in Wallensteins Charakter angiebt, auch dem Dichter bessere Dienste geleistet, und eine würdigere Hauptfigur für Abfall und Sturz geliefert hätte, als sein oft gar zu blind trauender, gar zu kindisch nach Fantomen greifender Held. Was auch ein neuerer Schutzredner für Wallenstein zu seiner Rechtfertigung vorbringen mag **),

*) Allgem. Lit. Zeit. 1801. n. 35.

**) S. Albrechts von Wallenstein wahre, bisher immer verfälschte Lebensgeschichte. Von einem pr. General. Berlin, (Maurer) 1797.

die Geschichte setzt es ziemlich außer Zweifel, daß die böhmische Krone wirklich schon zu der Zeit, als er den Oberbefehl zum letztenmal gegen Gustav noch nicht übernommen, sondern vielmehr durch den Grafen Thun und den verrätherischen Sesin Reschin von Riesenburg mit ihm sehr genaue Unterhandlungen gepflogen hatte, sein Ziel und letzter Augenpunkt gewesen sey. „Ich will mich, sagte er zu dem Verräther Sesin in Prag, an den Hundsföttern rächen. Ich habe mehr Witz denn sie alle. Die Krone haben sie schon weggeführt, das thut aber nichts, ich kann mir eine andere machen lassen!“ Solche Gesinnungen mußte auch der haben, den Schiller selbst sprechen lassen konnte: meinen Eidam will ich mir auf Europens Thronen suchen. Zugleich bietet sie uns die Vermuthung dar, daß Seni nur ein Instrument anfangs von Maximilian von Baiern, später aber vom Wiener Hofe selbst gewesen sey, um durch astrologische Blendwerke seinen Sturz noch gewisser herbeyzuführen. Gewiß würde, wenn Schiller hier der Geschichte treuer gewesen wäre, die Aehnlichkeit Wallensteins mit Macbeth gegen das Ende der Katastrophe, die schon andere bemerkt haben, durch diesen festern Schritt zum Verbrechen noch auffallender geworden, und mancher Tadel, den neuerlich auch Benjamin Constant in seiner französischen Bearbeitung dieses Schillerschen Dramas so stark bezeichnet hat, unmöglich gewesen seyn. Allein die Absicht, warum der Dichter ihn zur Warnung sich in seinem eignen Netze so verwickeln läßt, und mehrere der schönsten Situationen und Episoden wären unstreitig auf diesem Wege nie zu erlangen gewesen.

Dasselbe läßt sich von den gleichfalls oft misverstandenen und angefochtenen Charakteren der Gräfin Terski und des Octavio Piccolomini sagen. Sie sollen nach der

---

Selbst nach des Verfassers Erzählung, der aber die actenmäßige Beglaubigung fehlt, war Wallenstein nicht unschuldig.

Meinung des Dichters in einem weit günstigern Lichte erscheinen und höher gestellt werden, als sie besonders von Schauspielern dargestellt, die das Treiben und Thun des Menschen in höhern Regionen nicht erfassen können, dem königlichen Wallenstein, des Glücks abentheuerlichem Sohn, gegenübergestellt, den Zuschauern oft erscheinen mögen. Octavios Charakter gewinnt, wie auch andere Kunstrichter bemerkt haben, schon durch das herzliche Verhältniß zu seinem der Welt unkundigen, gemüthvollen Sohn außerordentlich. So geschieht es, daß wir, jeden Augenblick bereit, mit des Sohns nie irre geleitetem Gefühl zu sympathisiren, deswegen dem warnenden Vater nie übel wollen können, und selbst die Sophismen, wodurch er seine Doppelseitigkeit gegen sich selbst rechtfertigt, im Weltsinn gedacht, gar wohl entschuldigen mögen. So geschieht es, daß die gewichtigen Worte am Schluß,

— den Fürsten Piccolomini

uns nicht mehr, wie wohl oft geschehen, als bittre Satire, sondern als richtig gewogene Anerkennung des Verdienstes um seinen Kaiser und Herrn erscheinen, dabei aber doch weit mehr Wirkung thun, als die gemeine tragische Ablohnung am Ende gewöhnlich hervorbringt, da auch die Nemesis in den Empfindungen, die in diesem Augenblick des unglücklichen Octavio Seele verwunden, ihre Sühnung empfängt.

Vielleicht ist es den Lesern dieses Aufsatzes nicht ganz unangenehm, des großen Dichters eigene Urtheile darüber aus einem Briefe zu vernehmen, den er kurz nach der ersten Aufführung der Piccolomini in ihrer ursprünglichen Gestalt an den Verfasser dieses Aufsatzes schrieb. Letzterer, der damals in Weimar lebte, und der von Schillern selbst angeordneten Aufführung mit reger Theilnahme beiwohnte, konnte sich nicht entbrechen, dem edeln Schöpfer dieses genialen Werks seine Ansichten und Bemerkungen sowohl über das Stück selbst, als über die Darstellung durch die damaligen Schauspieler schriftlich mitzutheilen, da Schiller damals in Jena lebte und der

zweiten gelungenen Aufführung selbst beizuwohnen verhindert worden war. Dabei darf nicht unbemerkt bleiben, daß Referent damals nur nach den Eindrücken urtheilen konnte, die das Stück auf der Bühne machte, da dasselbe damals nur noch in der Handschrift vorhanden, und also dem ruhigern und unbefangenern Urtheil, das nur beim Lesen gefaßt werden kann, noch unzugänglich war. Referent bittet um die Erlaubniß, hier auch einen Theil seines Briefes mittheilen und voranschicken zu dürfen, wobei nur das wegbleibt, was sich unmittelbar auf das Verdienst oder Unverdienst der genannten Schauspieler bezog. Denn gerade diese hatten mancher Rolle nicht hinlänglich Gnüge geleistet, besonders derjenige, welcher den Octavio Piccolomini ganz falsch genommen, und dadurch dem Urtheil über diesen Charakter bei den meisten Zuschauern eine schiefe Richtung gegeben hatte.

Weimar, den 4. Febr. 1799.

— Die Wiederholung der Piccolomini, die, wie Sie wissen, so eifrig von einem großen Theil des Weimarischen Publikums und von so vielen Auswärtigen gewünscht wurde, hat vorgestern (den 2. Febr.) vor einem sehr gedrängten Publikum Statt gehabt. Man erwartete mit Recht, daß unser einheimisches Journal davon Erwähnung thun werde, und ich kann mich der Aufforderung nicht entziehn, in eines der gelesensten eine vorläufige Nachricht davon zu geben. Erlauben Sie mir, daß ich die nur leicht und los hingeworfenen Bemerkungen fürs erste der Prüfung des Meisters selbst vorlege. Man ist berechtigt, über ein Schauspiel, dem das teutsche Publikum schon lange begierig entgegen sah, und von welchem es mit Recht einen neuen Umschwung für die Kunst der ernstern Melpomene sich versprach, von mehr als Einer Seite her zweckmäßige und ausführlichere Betrachtungen zu erwarten. Hier also nur einige Andeutungen. Das Stück als Gedicht, als Theil eines dramatischen Cyclus betrachtet, wird sich erst dann ganz umfassen und gehörig

beurtheilen lassen, wenn auch Wallensteins Fall, als die zweite Hälfte, wodurch die Dichtung zu einem geschlossenen Kunstwerke gerundet wird, dazu gespielt werden kann. Vielleicht wird die Oeconomie und Vertheilung der Aufzüge und Scenen, deren schnell abgebrochenes Ende jetzt noch immer etwas Unbefriedigendes zurücklassen mußte, dann auch noch verändert werden. Aber auch so wie es jetzt ist, wird man schon durch eine Reihe von Scenen und Situationen geführt, die in ihren feinern Motiven, in der Anlegung und Gegeneinanderstellung der Charaktere und in der Diction zu dem vollendetsten gehören, was seit langer Zeit auf einer teutschen Bühne gesprochen wurde. Man bemerkt mit Lust den Kampf des Dichters mit der gewaltigen Masse des rohen, formlosen Stoffs, der nur dem Ungeübten und Unkundigen anlockend und dankbar erscheinen kann, und freut sich des Sieges, den fast überall sein schaffender Genius davon trug, ohne dem Charakter des Zeitalters, in welchem das Stück spielt, und der Personen, die wir aus der Geschichte kennen, offenbare Gewalt anzuthun. Man unterscheidet in Wallenstein und den Gliedern seiner Familie das fantastisch Hohe, und zu den Sternen Aufstrebende; im jüngern Piccolomini und in der Thekla das Sentimentalische, Weiche; in den Generalen und kriegerischen Umgebungen Wallensteins das Grobsinnliche und Gemeine; im ältern Piccolomini die ränkevollste Kälte des Italiäners; im festgeschlossenen Wrangel die trotzige Zuversicht und bibelfeste Kernsprache des Schweden, und findet aus der daraus entstehenden Mischung und Contrastirung einen seltenen Genuß zubereitet. Einige hundert Verse daraus müssen bald Denksprüche im Munde der Gebildeten unserer Nation werden. Worte, wie:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. —
Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt —
Das Weib soll sich nicht selber angehören —
Nicht ohne Grauen greift des Menschen Hand
in des Geschicks geheimnißvolle Urne —

Nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
und die Gewohnheit nennt er seine Amme. —
Das Jahr übt eine heiligende Kraft. —
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten. —
Denn aller Ausgang ist ein Gottes-Urtel —

darf man nur einmal gehört haben, um Erfahrungen seines ganzen Lebens dadurch ausgesprochen und sie eben darum auf immer in seinem Gedächtnisse eingeschrieben zu finden. Aber eben darum, weil so viel auf dichterische, oft in die Breite des Epos hinüberschweifende, oft in gehaltreiche Sentenzen zugespitzte Diction und Auseinanderstellung gearbeitet ist, kann die Handlung, wenigstens in diesem noch immer vorbereitenden Stücke, nicht überall gleich rasch und eingreifend fortschreiten, und mag daher dem gemeinen Zuschauer, der nur Getümmel und leeres Schaugepränge auf der Bühne zu sehen und zu beklatschen gewohnt ist, sogar langweilig vorkommen.

Der ältere Piccolomini ist der böse Geist Wallensteins, und die kunstbedürftigste Rolle im ganzen Stücke. Stumm wie das Grab, wenn er vor oder hinter seiner Beute steht, züngelt er zweischneidige Rede, sobald die verlarvte Arglist ihre volle Befriedigung dabei findet. Je mehr der Schauspieler, dem er zu Theil wird, diesen Charakter ergründen und bis auf die feinsten Fäden, aus welchen der Dichter dieß Gewebe schuf, verfolgen wird, desto mehr wird er die oft nur angedeuteten, oft nur in schwebenden Außenlinien entworfenen Züge auszumalen wissen. In mehrern Szenen der ersten Aufzüge wird diese Rolle da am meisten sprechen, wo sie ganz stumm, selbst in der Geberde stumm ist. Dem Aufpassenden ist selbst das sichtbare Auflauschen Verrath. Das Auge allein ist hier dem Zuschauer die Pforte zum Innern. Damit muß der ältere Piccolomini in den Szenen, wo Kriegsrath gehalten, oder nach dem Bacchanal die Unterschrift gegeben wird u. s. w. allein sprechen und doch durchaus verständlich werden können. Ein besonders fein nüanzirtes Spiel

fordert das Eindringen auf den Gegenübersitzenden, das in diesem Stücke zweimal in ganz verschiedenen Verhältnissen, das erstemal in der herrlichen Szene, wo der Vater den Sohn zu überreden sucht, und das zweitemal gegen Buttler vorkommt. Man erinnere sich nur an den Reichthum von passenden und zu dem steigenden Affect abgemessenen Bewegungen, die z. B. Iffland als teutscher Hausvater dem Maler Lebock gegenüber anzubringen weiß. —

Aeusserst schwierig ist die fantastische, aus innern Inconsequenzen zusammengesetzte Rolle Wallensteins selbst zu spielen. Wallensteins Größe wird im Stücke selbst überall mehr vorausgesetzt, als gezeichnet. Der Dichter hatte ohne Zweifel sehr gute Gründe, ihn nicht als den planvollen Usurpator von Alters her zu schildern. Wir sehen hier den Verrath durch den Drang der Umstände und die auf ihn einstürmenden Rathgeber erst entstehn. Natürlich mußte dieß eine Menge Situationen herbeiführen, wo der große Wallenstein nicht die Umstände sich, sondern sich den Umständen unterwirft, und nur zu oft von der hohen Basis herabzusteigen genöthigt wird, auf welche unsere Phantasie die kolossale Figur so gern erhob. Selbst die kindischen Fehlgriffe in der Unterredung mit Wrangel und in der vereitelten Anrede an die Pappenheimer, die man dem Wallenstein in der Geschichte nimmermehr zutrauen sollte, mögen dadurch erklärbar werden. Zugleich wollte der Dichter in einigen Nebenfiguren, als dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzki, die ihm oft scharf auf den Leib rücken, und den Abstand nicht gehörig zu beobachten scheinen, uns gleichsam die rohe Masse zeigen, aus welcher der glücklichere Condottiere sich nur empor gearbeitet hat. Wie schwer ist also die Aufgabe, wie ungemessen die Forderung an den Künstler, uns bei allen diesen Nachtheilen den Königlichen, der eine halbe Welt in seinen Sturz mit hinabzieht, dennoch in jeder Miene und jedem Laute durchblicken zu lassen, und wie groß sein Verdienst, wenn er jetzt bei der ersten Aufführung fürs erste nur den allgemeinen Umriß seiner Rolle richtig zeichnete und uns

im Ganzen den Wunderbaren ahnen ließ, von dem es heißt:

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Als Nebenrolle im männlichen Personal dürfen der kaiserliche Minister v. Questenberg und der schwedische Oberste Wrangel nicht übersehen werden. Ersterer muß mit aller ihm zukommenden Würde und Feierlichkeit gespielt werden ohne auch nur einmal an die hier so nachbarlich angränzende Caricatur zu streifen; Letzterer mit aller, der schwedischen Sache so wohl anstehenden Kühnheit und Festigkeit. Man wird dieser Szenen, so gegeben, nie satt werden. Der Schwede ist ein Engel des Lichts und doch für Wallenstein ein schwarzer Unglücksrabe. Man möchte sich ihn und den Questenberg als Silhouetten ausschneiden, und immer vor Augen behalten, wenn es einer Andronitis der Vorzeit gälte.

Das weibliche Personal in diesem Schauspiele besteht, außer der Herzogin von Friedland, die nur wenig zu sprechen, aber in der einzigen Szene, wo sie auftritt, den ganzen Glanz der Wallensteinischen Fürstengröße anzukündigen hat, in Wallensteins Tochter Thekla, und seiner Schwester, der Gräfin Terzky. Wallensteinischer Geist webt, nach des Dichters kunstreicher Anlage, in beiden, nur in der unerfahrnen, den schützenden Klostermauern jetzt erst entnommenen Thekla mit sanfter Schwärmerey, in der intriguanten Terzky aber mit Hohn und Schadenfreude vermischt. Die Künstlerin, die der Thekla äußerst dankbare Rolle zu spielen hat, muß durchaus von der Natur selbst begünstigt seyn, und als reines Kind derselben, ohne Schminke und Kunst, aber doch als Wallensteins einzige, starke Tochter, dastehn. Sie gebe der holden Thekla alle jungfräuliche Unbefangenheit und edle Traulichkeit in ihrer offnen Liebe, und spreche den letzten Monolog während der im Hintergrunde zum Bankett hervortönenden Musik mit immer steigender, auch die Zuschauer tief-

erschütternder Heftigkeit. Die Gräfin Terzki muß den Junonischen Stolz einer Frau, die den Böhmen schon einen König gab, mit allen Künsten des höhnenden Spottes und der listigen Verführung in Einklang zu bringen wissen.

Mit großer Kunst und Wahrheit war das Costüm der hier spielenden Personen gewählt und eingerichtet worden. Der kaiserliche Kriegsrath und Kammerherr v. Questenberg gebot durch seine spanisch-teutsche Hofgala mit den bis zur Schulter geschlitzten und herabhängenden Ermeln des Oberkleides, seinem aus Drapd'or gefertigten Schlitzwams und bauschend unterbundenen Hautdechausses wirklich Achtung. Es war die treueste Kopie nach einer wahren Antike aus jenem Zeitalter. Eben dies galt von dem Prachtgewande der Herzogin und der sämmtlichen Generale, welche nach vorliegenden Mustern sorgfältig ausstudirt worden waren. Man kann sich daher keinen imposantern Anblick denken, als die Audienz, die Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten gibt, wo die sämmtlichen Generals in malerischer Abwechslung damaliger Uniformen im Halbkreise herumsitzen. Auch die Tracht des schwedischen Obersten im schwarzen Waffenrock und herabgekrempten Federhut gab der ganzen Figur eine lebendige Wahrheit, und setzte sie allen übrigen des Wallensteinischen Lagers auffallend entgegen. Uebrigens findet auch die Decorationsmalerei in dem von der Thekla so ahnungsvoll angekündigten astrologischen Thurm zu Anfange des vierten Aufzugs einen weiten und auf Verstärkung des sinnlichen Eindrucks wohlberechneten Spielraum u. s. w.

Hierauf antwortete Schiller und setzte in seiner Antwort manches in ein helleres Licht, was auch jetzt wohl noch sein volles Interesse haben wird. Denn wer hörte nicht gern den Meister selbst sprechen?

Jena, den 1. May 1799.

Sie sprechen in ihren Bemerkungen mehreres treffend und glücklich aus, was ich in das Stück habe legen wol-

ken und dem Takt des Zuschauers überlassen mußte, heraus zu fühlen, daß mich diese Versicherung meiner gelungenen Absicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand; nur meine Worte und das Ganze meines Gemäldes können gelten. So lag es z B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben, darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann, nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihn vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte.

Indem ich diese beiden Personen in Ihrer Achtung zu restituiren suche, muß ich den Wallenstein selbst, als historische Person, etwas in derselben herunter setzen. Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war, er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war

er schwankend und unentschlossen, in seinen Plänen phantastisch und excentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualifizirte. Dieses mußte ich ihm nehmen und durch den Ideenschwung, den ich ihn dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben.

Wenn die Wallensteinischen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein paar Worte darüber sagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Gesicht, aber ich hoffe, jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können. — —

Schiller.

Schade, daß der Dichter durch seine Verhältnisse sowol, als die Lust, Neues zu schaffen, was ihm freilich größern Genuß brachte, als das Alte zu beurtheilen und gegen unberufene Kunstrichter zu rechtfertigen, abgehalten worden ist, seinen am Ende des Briefes angedeuteten Vorsatz auszuführen. Es war dieß für die vollständige Ausgabe seiner dramatischen Werke verspart. Aber auch diese erlebte er nicht selbst. Doch würde sich aus brieflichen Mittheilungen, womit er nie karg und zurückhaltend war, noch manche seiner Ideen deutlicher entwickeln lassen, und es ist mit Recht zu hoffen, daß am Schlusse der von Cotta veranstalteten Ausgabe wir auch darüber aus noch ungedruckten Papieren und Sammlungen manchen ergänzenden und berichtigenden Aufschluß erhalten werden. Ein trefflicher Recensent und Beurtheiler der Schillerschen Muse in der Leipziger Literatur-Zeitung hat übrigens mit Recht auf eine Schillersche Erzählung, der Sonnenwirth betitelt, aufmerksam gemacht und daraus des Dichters leitende Idee bei der poetischen Schöpfung Wallensteins geschickt abzuleiten gewußt.

W. Ramberg del. Heß sc.

Wallensteins Lager. 8r Auftr.

— könnte nicht drein schlagen? Ists jezt Zeit zu Saufgelagen zu Banketten und Feyertagen?

I.

Die Kapuziner-Predigt.

Wer erkannte nicht, so oft er die Kapuzinerrede in Wallensteins Lager hörte, die Schule, in welcher sich Pater Araham a Santa Clara bildete? wer lachte nicht über diese barbarisch-geistliche Erscheinung? Ist doch diese Rede fast eben so oft recitirt und parodirt worden, als das beliebte und belobte Reiterlied, mit welchem der Vorhang in diesem dialogisirten Prologus fällt. Und sie ist nicht bloß dazu da, um zur weltlichen Posse und zum wüsten und rohen Lagergetümmel auch noch die geistliche Farce zu mischen. Schiller selbst hat sich in einer Anzeige von der ersten Aufführung dieses Prologs auf dem Weimarischen Theater am 12. October 1798 deutlich genug über die Absicht dieser Straf- und Bußpredigt ausgedrückt. Der höhere Zweck auf den Geist des Zuhörers würde dadurch erreicht werden, wenn man die lebhafte, gewaltsame Opposition gegen die hochfahrenden Plane des Obergenerals darin erblickt, der diese wogende, schäumende, tobende Masse, aus den ungleichartigsten Bestandtheilen durch den allmächtigen Willen des Friedländers zusammengekittet, nach Willkühr lenkt und handhabt. „So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen" *).

Zu dem lebhaften Eindruck, den diese, nach höhern Motiven beurtheilte, ins Ganze tief eingreifende Capuzinade gleich anfangs in Weimar selbst machte, trug unstreitig der Vortrag und die Figur des Schauspielers viel bei, der seit langen Jahren dort in Besitz ist, diese Rolle mit

---

*) In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung zum 7. November 1798. Aus Schillers Feder ist auch die vorläufige, sehr lehrreiche Anzeige des ganzen Wallensteinischen Cyclus in der Allgemeinen Zeitung 1798 vom 12. October.

allgemeinem und schallendem Beifalle so abzukreischen, daß man schwören sollte, Prometheus selbst habe diesen Thon nur zu dieser Rolle so zusammengeknetet.' In einer ausführlichen Nachricht, die man im Journal des Luxus und der Moden von der ersten Aufführung dieses Stücks las *), womit damals das von Thouret neudecorirte Theater in Weimar eingeweiht wurde, heißt es ausdrücklich: „Herr Genast hatte als Kapuciner die gemästete Außenseite, die kreischende Stimme, das pausirende Verpulsten, die Action und Gebehrdung mit dem hochkomischen Inhalt seiner Stimme in Einklang zu bringen gewußt." Es ereignete sich daher auch später einige Mal der Fall, daß der Dichter bei einem fröhlichen Nachtmahle, daß er den Weimarischen Künstlern und Künstlerinnen nach einer gelungenen Aufführung eines seiner Stücke mit herzlicher Anerkennung ihres unermüdeten Strebens und ihres redlichen Kraftaufgebots zu geben pflegte, an Herrn Genast die Aufforderung ergehen ließ, seine Kapuzinerrede dem fröhlich angeregten und belebten Kreise zum Besten zu geben und der schon kränkelnde und durch physische Leiden niedergedrückte Dichter fand in dieser Recitation eine neue Aufheiterung, einen Tropfen aus der schmerzstillenden Lethe.

Der Zeichner hat hier bei der Darstellung des wüsten Wogens und Treibens in jenem Lager Wallensteins, von welchem Schiller selbst so richtig urtheilt:

sein Lager nur erkläret sein Verbrechen,

den Moment gewählt, wo der Kapuziner erst hervortritt und anfängt, seine Sonntags-Epistel auf diese Wüstlinge loszudonnern. Das sagen die untergesetzten Worte. Darum haben sich auch die Zuhörer und Spötter noch nicht in dichten Haufen um ihn geschlossen. Das sammelt und drängt sich erst nach und nach zusammen. Aber alles, was wir hier erblicken, deutet auf Genußgier, Völlerei und Los-

*) Journal des Luxus und der Moden 1798. November S. 647 — 650.

gebundenheit dieser aus allen Ländern und Zungen zusammengefegten, sich alles, nur nicht Zweifel an dem Allgefürchteten, erlaubenden Soldateska. Der Moment, wo der den Kapuziner statt des entsprungenen Mädchens erfassende tanzende Jäger zurückgeprallt ist, wird hier schon als vorübergegangen gedacht. Man sieht vielmehr hier einen andern mit der Marketenderin in zärtlichster Stellung sich herum schwenken. Eine Bande Prager oder Böhmischer Bergmusikanten spielt hell auf und beflügelt den raschen Tanz hinten im Zelt zu bachischen Orgien. Der behägliche Tabacksschmaucher dort in der leeren Tonne wird uns zwar kein Mährchen von der Tonne erzählen, aber doch, seiner lauschenden Miene nach zu urtheilen, einen Commentar zu dieser so grell kontrastirenden Szene liefern, wenn er nicht durch das Heisa, Juchheia des hinter ihm aufjubelnden und das Glas gen Himmel, der einen solchen Sabbat schickt, hochaufschwingenden bärtigen Bachusgesellen aus seiner Andacht gebracht wird. Für den im Hintergrunde kochenden Feldkessel wird dort zur Seite ein fettes Schwein ausgeschlachtet, dessen Eigenthümer wohl mit dem Bäuerlein im Eingange der Litanei einstimmen mag:

Weit herum in der ganzen Aue
keine Feder mehr, keine Klaue!

Auch zur Feder liegt vorn der Beleg in dem getödteten Haushuhn bei der Flinte und der ausgetrunkenen, entseelten Flasche. Vorschriftmäßig — man sehe den Wink über die Decoration zum Anfang des Stücks — würfeln vorn zwei Soldatenbuben auf der Trommel, zwar nicht wie militärische Verbrecher um Leib und Leben, aber doch um Dickpfennige und Batzen. Ein kleiner, aber feiner Zug des geistreichen Zeichners darf hier nicht übersehen werden. Der vornehmer gekleidete Bube hat auch schon vornehmern Schliff und Kniff. Hogarths Rake's progress erhält hier eine kleine Beilage. Er hat's schon weit in seiner Bildung und in seinen Vorstudien — zum Galgen gebracht. Er versteht sogar schon die edle Industrie, das

Glück zu verbessern. Denn das, wornach er hier unten auf dem Boden fingert, ist offenbar ein ausgegossener Würfel, womit er dem ungekämmten Cameraden gegen über die Augen wischen und den Beutel fegen wird. Was die beiden Zunaenhelden und Kriegsgurgeln da beim Wiederklang angestoßener Pokalgläser mit einander verhandeln, wird ein jeder sich selbst sagen können, der im siebenten Auftritt die Zwiesprache zwischen dem Jäger und Wachtmeister mit angehört hat. Der zurückgeworfene Kopf und die Dünkel und Selbstgefühl ausdrückende Miene des Wachtmeisters paßt vollkommen, der mit so großer Genügsamkeit versichert hat;

Der feine Griff und der rechte Ton,
Der lernt sich nur um des Feldherrn Person.

Eine angenehme Vergleichung mit Rambergs Ideen gewährt ein größeres colorirtes Blatt, welches nach einer Zeichnung von Krause, die er nach der ersten Aufführung des Stücks in Weimar entworfen und in Aquarell ausführte, der Weimarische Kupferstecher Carl Müller herausgegeben und damit eine Reihe von Mezzotinto-Blättern, wovon nun schon drei erschienen sind, nach Szenen in Schillers Schauspielen unter günstiger Vorbedeutung eröffnet hat. Die Größe des Raums gestattete bei jenem Bilde auch eine weit reichere Composition und es ist dem wackern Künstler, der indeß in die Gegenden des ewigen Friedens heimgegangen ist, gelungen, in derselben alle Personen des ganzen Stücks in malerische Gruppirung und ohne verwirrende Ueberhäufung so zusammen zu stellen, daß der Eindruck der lebendigsten Regsamkeit und tumultuarischen Lagerfreiheit uns doch immer noch mit Anmuth daraus anspricht. Der Kapuziner guckt dort erst mit aufgehobenen Händen aus dem Hintergrund hervor.

Ein wohlgedachtes und ausgeführtes Lagerstück von Johann von Hugtenburg in der ausgesuchten Privatsammlung des Malers und Gehülfen bei der königl. Gallerie Pechwell in Dresden verdient hier noch eine vergleichende und rühmliche Erwähnung. Auch dort wird

in einem Zelte im Vorgrunde nach dem Schall einer Pfeife wacker getanzt und gezecht. Eine Gruppe müder Krieger hat sich auf die Erde geworfen und der eine läßt sich den Rock ausflicken. Auf der andern Seite eine Garküche und das lustige Intermezzo eines räuberischen Hundes, dem ein nachspringender Küchenbube das vom Roste weggestohlne Fleisch wieder abzujagen trachtet. Die Hauptgruppe macht ein im Mantel verhüllter, auf seinem Pferd still haltender Feldhauptmann, nebst einem Gefolge von Dienern und Pferden, in ruhig-genießender Betrachtung dieses Aufruhrs. Der Contrast ist schön gefühlt und ausgedrückt. Der Schimmel, als Repoussoir mit im Vorgrund gestellt, zeigt den Meister aus Wouvermanns Schule. Hinten Reitergetümmel und Zeltreihen.

II.

Der finstere Geist.

Wer würde die Aufführung Wallensteins auf unsern Bühnen, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten, ohne die mildernde, sühnende, die menschlichen Empfindungen so zart ansprechenden Episoden von Max Piccolomini und der Thekla aushalten. Schiller hat sich mit der Geschichte in diesem dramatischen Cyclus mehrere Freiheiten herausgenommen, die sogar als lehrreiche Muster oder als Feuerzeichen für Schauspieldichter, die auf dem klippenvollen historischen Ozean ihr poetisches Schifflein treiben lassen wollen, noch lange gelten werden. Aber keine ist so nothwendig, ihres innern Zusammenhangs mit der Hauptaction wegen, und so glücklich durchgeführt, als Theklas Liebe. Selbst ihr Nahme ist erdichtet. Denn es ist bekannt, daß Wallensteins einzige Tochter Maria Elisabeth noch lange nach der Ermordung des Vaters auf dem Witwensitz, den Kaiser Ferdinand II. ihrer Mutter gelassen hatte, auf der Herrschaft Neuschloß in Schlesien lebte, und sich mit dem Grafen Rudolph von Kaunitz vermählte. Wohl aber ist eine Thekla von Thurn aus jener Zeit bekannt, die auch vor mehrern Jahren von einem unsrer bessern Romandichter zu einem unterhaltenden und die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs vortheilhaft anwendenden Roman dieses Namens benutzt worden ist.

Ramberg wählte einen der gewichtigsten, erschütterndsten Momente zu seiner Darstellung. Der ganze dritte Act der Piccolomini ist die holde Erscheinung dieser echt tragischen, im einzig wahren Sinn der aristotelischen Worte die Leidenschaften reinigenden Thekla gewidmet. Es ist schon von andern bemerkt worden, daß der Dichter durch einige Pinselstriche diesen vortreflichen Charakter etwas Lessingisch (man denke an die Emilia Galotti) auf die Spitze gestellt habe. Indem er mädchenhafte Freiheit und Gewalt des Geistes auf der einen, naive Unbefangenheit und zarte Jungfräulichkeit auf der

Die Piccolomini. 3. Aufz. 9. Auftr.
Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus u.s.w.

andern Seite in eins verschmolzen, indem er den Vater und die Mutter in diesem herrlichen, in stillen Klostermauern gereiften Gewächs nach jenem bekannten Verse Thomsons:

The father's lustre and the mother's bloom,

gleichsam sich zurückspiegeln läßt; konnte es ihm leicht begegnen, daß in diesem Gemälde die Farben hie und da nicht genug vertrieben und verarbeitet wurden. Allein wie ganz anders steht doch diese Thekla gegen die Naturtochter eines andern gepriesenen dramatischen Dichters da, von welcher ein nur zu früh aus unserer Mitte abgerufener Kunstrichter folgende unvergeßliche Worte sprach *): „Wir empfanden mitunter die Dichtung der natürlichen Tochter so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs oder Königs in diesem Drama dachten." Welche mächtige Rührung übt dagegen diese Thekla aus.

Besonders ist der Monolog, mit welchem in der hier abgebildeten Szene Thekla unter den schauderhaftesten Ahndungen abtritt, von jeher für einen Triumph des Dichters und der Schauspielerin, die dieser Rolle zu genügen wußte, selbst von den Tadelsüchtigsten gehalten worden. Er vertritt ganz die Stelle des griechischen Chors, und dringt uns den Wunsch ab, daß Schiller nie einen andern Chor, als diesen monologischen, versucht haben möchte! Der ferne Klang der Tafelmusik, wobei das im Dunklen ausgebrütete Complot sein Schlangenhaupt zuerst frech und ungescheut emporheben wird, und das schauderhafte Vorgefühl

es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus,
und schleunig will das Schicksal mit uns enden.

Ate wandelt schon auf den Häuptern derer, die da drinnen bankettiren und komplottiren **), und wirft ihre ehernen

---

*) C. F. Huber's sämmtliche Werke seit dem Jahr 1802. Th. II S. 240.

**) In Pilsen selbst wurde über 24 Kriegsobersten Gericht gehalten, und 6 Obersten nebst vielen Mitver-

Netze, in die trügende Larve des Genuesers Seni verkappt, über die Stirn des Unbeugsamen, der auf die Sternenstunde wartet, bis ihm die irdische entflieht. Und was ist dieser finstre Geist anders, als, um auch hier die Worte unsers Dichters anzuwenden, die wir in jener herrlichen Zwiesprache mit Shakspears Schatten in der Unterwelt finden,

— das große gigantische Schicksal,
welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Aber ließe sich nun auch dieser finstre Geist zeichnen, malen? Wenn das strenge genommen oder vielmehr misverstanden würde, was Lessing's Scharfsinn *) gegen Caylus homerische Gemälde erinnert, wo das sichtbare wie das Unsichtbare in Tableaux gebracht wird, so würde diesen Geist zu malen, eine Thorheit seyn. Aber das wollte auch Lessing nicht sagen. Wenn nur die Verkörperung dieses Geistes die Täuschung nicht aufhebt! Dann sind auch Ossian's und Dante's Fantome dankbare Gegenstände. Wir berufen uns hier auf das eigene Gefühl unserer unbefangenen Leser. Die an der Wand hingleitende, schlangenhaarige, schwarzumflorte Schreckensgestalt mit dem tragischen Dolch in der Hand wird auch als bloße allegorische Figur vollkommen verständlich, und als das tragische Schicksal sehr bildbar gefunden werden. Darum mag das Schreckenbild auch hier an seiner Stelle seyn, und für den, der nur sieht, nicht hört, — und diese sollen ja in der Ordnung bei allen Bildwerken nur angenommen werden, da Hören hier auch das Lesen begreift — die volle Wirkung thun. Oder wer könnte ohne diese Andeutung errathen, was diese mit Ent-

---

schworen auf dem Blutgerüste, das auf dem Marktplatz errichtet war, hingerichtet. S. Herchenhahn's Wallenstein. Th. III. S. 287.

*) Im Laokoon. Werke, IX, 193.

setzen weggewandte Jungfrau so sehr mit Schauder und Graus erfüllet habe?

Viel ähnliches mit der hier abgebildeten Scene hat die bekannte Erscheinung, die uns Plutarch im Leben des Dion erzählt *). „Während die Verschwörung angelegt war, hatte Dion eine schreckliche Erscheinung. Er saß eben gegen Abend ganz allein und in Gedanken vertieft in einem Portikus seines Palastes. Bei einem plötzlichen Geräusche blickte er nach dem andern Ende des Säulengangs und sah im Zwielichte eine große Frauenfigur, die in Verlarvung und Bekleidung von einer tragischen Furie in nichts verschieden war, und mit einem Besen das Haus fegte. Voll Entsetzen und Graus berief er seine Freunde und erzählte ihnen die gehabte Erscheinung. Er bat sie, die Nacht bei ihm zu bleiben, fürchtend, daß, wenn er allein bliebe, das Fantom ihm wieder erschiene. Dies kam nun zwar nicht wieder. Aber einige Tage darauf stürzte sich sein Sohn, der schon zum Jüngling heranreifte, aus kindischem Verdruß vom Dach herab und gab seinen Geist auf.

Der früh schon sich am Schrecklichen weidende und es mit Vorliebe darstellende Heinrich Fuesly machte auch diese Gespensterszene zu einem Vorwurf seiner Kunst, indem er sie während seines Aufenthalts in Rom radirte, und seinem Freund John Armstrong weihete **). Schon Sulzer erwähnt der Erfindung Fueslys mit Lobe ***). Aber was da fegt und kehrt, ist nicht mehr das allegorische Gebild einer tragischen Furie. Es ist ein Scheusal mit einem kometenartigen Haarschweif und mit fantastischen Thiergestalten umwimmelt. Selbst den charakteristi-

*) Cap. 55. nach Kaltwassers hier verbesserter Uebersetzung, Th. IX. S. 354.

**) S. H. Fuesly's sämmtliche Werke. Erstes Heft (Zürich, Fuesly 1807.) n. II. das Gespenst des Dion.

***) Theorie der schönen Künste. Th. II. S. 493. Neue Ausgabe.

schen Wesen würde niemand in seiner furchtbar symbolischen Function erkennen, noch wissen, was der umgestoßene Hausaltar bedeuten sollte. Fuesly mußte daher zu verschiedenen Aufschriften und zur Buchstabenerklärung, die stets nur Nothbehelf und Krücke ist, in allerley Inschriften seine Zuflucht nehmen. Unsere Szene aber, die Theklas innere Vision zur äußern gestaltet, bedarf — wir berufen uns kühn auf das Mitgefühl der Zuschauer — des helfenden Buchstabens nicht. Die Unterschrift könnte fehlen, und jedem würde die Vorstellung auf den ersten Blick klar seyn.

Die Piccolomini 4te Aufz. 7te Auftr.
Schreib — Judas!

III.

Das Bacchanal.

Alle Situationen dieses mehr noch den Urheber, als die Theilnehmer dem Untergang weihenden Saufgelags sind vom Dichter mit Shakspearischem Geist, aber auch der Wahrheit in der Geschichte gemäß gezeichnet worden, obgleich vieles, was in die epische Exposition ausschweifte, schon anfänglich weggeschnitten werden mußte. So ist das Verschenken der Herrschaften und Fürstenthümer, dergleichen beim Eintritt der Croatengeneral Isolani erwähnt, eine durch die Geschichte vollkommen beglaubigte Thatsache. Dieß Bankett fand in der Nacht vom 12. Februar statt, und die Vertauschung der Eidesformel, worin die Worte standen: so weit unser dem Kaiser geleisteter Eides erlauben wird mit einem andern verstümmelten Exemplar, welches der Rittmeister Naumann unterschieben mußte, wird gleichfalls in dem famösen und gleichzeitigen Actenstück der Höllenpfuhl des Undanks (Ingrati animi abyssus), welches uns H. v. Murr aus der Solgerschen Bibliothek in Nürnberg mitgetheilt hat*), mit denselben Umständen erzählt.

Die Situation, welche der Künstler hier wählte, ist der Schluß des ganzen Bankets, und zeigt in jeder Figur, daß die Mutterfäßchen, die Terski öffnete, ihre nach Beschaffenheit der Naturen bald in Asthenie, bald in Hypersthenie, bald in Erschlaffung, bald in Uebereizung sich äußernde Kraft, den Wünschen und Absichten des Gastgebers gemäß, vollkommen bewiesen haben. Bekanntlich ist, der Sage des Talmuds zu Folge, der Weinstock, als er dem Paradiese entnommen, nun in die

*) S. Urkunden zur Geschichte Wallensteins S. 247. in v. Murrs Beiträgen zur Geschichte des 30jährigen Kriegs. (Nürnberg, Bauersche Handlung 1790.)

Wildniß gesetzt worden war, mit dem Blute dreier Thiere vom Teufel selbst begossen wurden, mit dem Blute des Pfauen, des Löwen und des Schweins. Und, je nachdem es kommt, äußert sich auch bei denen, welche die Gabe des Weinstocks genießen, die Affektion jene verschiedenen Bluttheilchen. Hier wenigstens wäre keins von allen darin zu vermissen. Der schmucke Croatenoberste dahinten, der mit dem Pokal stutzt, — Graf Isolani kanns nicht seyn, der gehört weiter vor — mag, indem er sich die schön befiederte Mütze zurecht rückt, noch einige Theilchen des Pfauenbluts in seinen Adern verspüren. Der an der Tafel eingeschlafene Kriegsheld und dann im Vorgrunde der General Tiefenbach im breiten Bequemlichkeitsstuhl, mit dem wohlgenährten Hausthier zwischen den Füßen, der Mann,

... der sich die Last auch gar zu groß gemacht,

diese mögen wohl mit dem Traubenblute auch einige Blutstropfen von dem Thiere geschlürft haben, dem die Götter, wie die Alten schon scherzhaft sagten, die Seele blos als ein antiseptisches Salzkörnchen zutheilten. Was aber die Mischung mit Löwenblut anlangt, so thut sich diese in der trunkenen Wuth des Illo, der mit der grimmigsten Geberde, stammelnd und seiner nicht mehr mächtig, dem Max Piccolomini mit der einen Hand die Verrathsformel, mit der andern den Degen vorhält, jedem ohne alle Ausdeutung kund. Isolani fällt dem Rasenden in die Arme. Octavio Piccolomini ist der lauschende Beobachter hinten an der Wand. Max Piccolomini steht in diesen wüsten Getümmel allein ruhig und unbefangen da, ein Wesen höherer Art und edler Abstammung. So steht Bacchus in den noch vorhandenen Kunstwerken des Alterthums, der jugendlich zarte, fröhlich aufsprossende Freudebringer, wie uns ihn Winkelmann malt *), mitten

*) Geschichte der Kunst in Winkelmanns Werken, Th. IV. S. 89. der neuen Dresdner Ausgabe.

mitten unter dem jauchzenden Evohe-Ruf der Thyrsusschwinger, dem Jubel der Mänaden und dem bäurischen Muthwillen der Panisken und Satyrisken in himmlischer Ruhe und heiterer Selbstgenügsamkeit da.

Dem taumelnden Illo aber, von dem es uns hier zweifelhaft bleiben muß, ob er mehr Trunkenbold oder Raufbold *) sey, rufen wir entweder mit Horaz:

Zu Wein und Kerzen ha! wie entsetzlich stimmt
Ein Mederfäbel! Fernt den barbarischen
Unfug und o! vom zarten Bacchus
Hemmet den blutgen Zank und Hader!

oder auch mit unserm Schiller ein kräftiges: Pfuy, Illo, zu.

---

*) Illo allein wehrte sich beim Ueberfall im Schloß zu Eger seiner Haut, und stach einige der Mörder nieder. Daher sagt Vittorio Siri in den Memorie recondite Vol. VIII. p. 53 All' Illo solamente fu concesso il morire da soldato valorosamente difendendo la sua pelle con sgridare u. s. w.

IV.

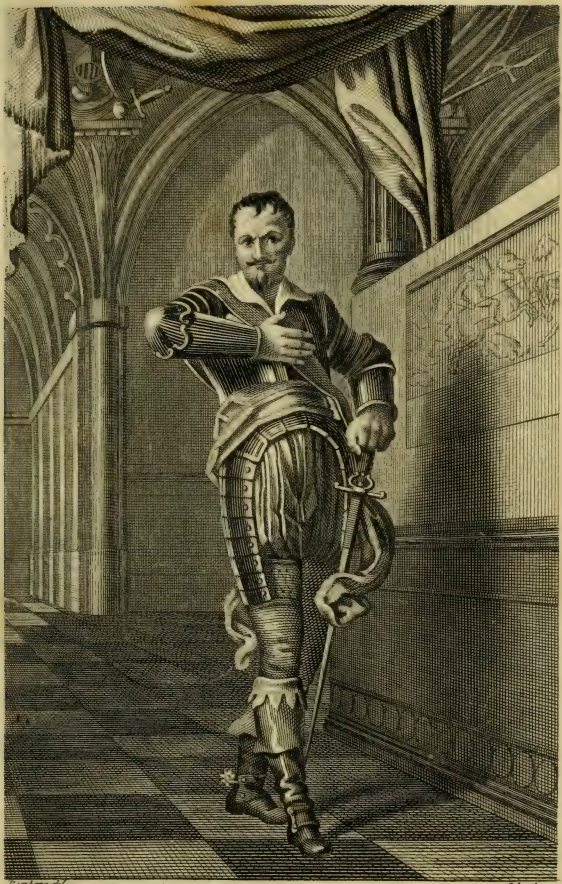
Der Ungebeugte.

Die Behandlung des Hauptcharakters gegen den Schluß, da wo sein Haupt schon unabwendbarem Verderben geweiht ist, flößt Bewunderung gegen den Dichter ein. Man hat den sich männlich aufraffenden, seine alte Kraft noch einmal in sich versammelnden Wallenstein mit Macbeth in der letzten Szene verglichen. Schwerlich aber dachte Schiller auch nur in dunkeln Reminiscen gerade jetzt an jenen Königsmörder. Die Aehnlichkeit ist nur scheinbar. Wallensteins Muth entnervt noch nicht das Bewußtseyn eines blutigen Frevels.

Den besten Commentar zu dieser Situation gibt uns Schiller selbst als Geschichtschreiber *). „Indem Wallenstein mit den gespanntesten Erwartungen den Nachrichten von Prag entgegen sieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Complotts, den eilfertigen Anmarsch des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen alle Erwartungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes that, verrathen von allen, auf die er bauete. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe: nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt."

Der Ausdruck des kleinen Bildes hat auch im Kupferstiche noch viel Sprechendes, obwohl diese Miene auch misverstanden und eben dadurch auch das Legen der Hand auf die Brust leicht für eine ganz andere Erklärung, je nach dem man sich den Gegenstand ihm gegen über dächte,

*) Schillers Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, Th. II. S. 325.



Ramberg del. Schenk sc.

Wallensteins Tod. 3r Aufz. 13r Auftr.

Da steh ich, ein entlaubter Stamm!
Doch innen im Marke lebt die schaffende Gewalt

enommen werden könnte. Wenigstens aber wird man iesem Wallenstein die bekannte, damals in Italien ge- rtigte Grabschrift:

Victor victus
Desertor desertus

nicht setzen können *). Die Portraitähnlichkeit kommt kommen mit der überein, welche vor dem zweiten heil der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schil- r dem Titelblatt gegenüber in Kupfer gestochen worden . Der fleißige Sammler Murr führt schon 14 ver- schiedene Portraits von Wallenstein an, die er zusammen- achte. Seit dem sind ihm noch weit mehrere geworden. eins jedoch ist so echt, als das vor zwei Jahren von nem der fruchtbarsten Skizzisten, dem Professor Bergler Prag, radirte Blatt, den Friedländer in ganzer Figur rstellend, nach einem alten, sehr echten Familiengemäl- , das sich noch jetzt bei der Familie Wallenstein befindet.

Nicht vergeblich äußerten wir in der Einleitung zum rjährigen Commentar zu den Szenen aus Don Carlos leisen Wunsch, daß es sich wohl der Mühe verlohne, n auch Szenen aus Schillers Wallenstein zu malen, nicht den Buchstaben, sondern nur den Motiven oder er allgemeinen Andeutung nach, nur historisch, nicht matisch im Gedichte begründet wären. Denn dann e der Bildner seinen eigenen Kreis umschreiben, und einem Nachbildner ein Vorbildner werden. Der geist- he Künstler, dem mit uns gewiß alle Freunde des Schö- für die Fortsetzung dieser Gallerie sich sehr verbun- fühlen, faßte diesen Wink mit sichtbarem Wohlgefallen , und fügte zu den vier Szenen, die in der dramati-

*) Zuerst mitgetheilt in Thomae Carve Itinerarium (er war Feldkaplan bei Wallensteins Mörder,) c. XII. p. 116. und daraus in Murrs Beiträgen, S. 366.

schen Darstellung selbst liegen, und die im Vorhergehenden nach treuer Scholiastenpflicht von uns durchgegangen worden sind, noch vier andere hinzu, die uns aus dem Kreis der sichtbaren Theaterhandlung versetzen, darum aber doch mit dem Stück selbst aufs innigste verwandt, und durch einzelne Reden und Situationen vollkommen motivirt sind. Wir sehen diese Darstellungen als ein Muster an, wie dergleichen nur angedeuteten Gegenstände aus dramatischen Gedichten hervorgehoben, gleichsam aus der innern Vision in die anschauliche Formenwelt gerufen und zur Contemplation erhoben werden können. Nichts ist dürftiger als die gewöhnliche Bildermacherei, die sclavisch nur an dem klebt, was auf den Bretern selbst oft kahl und ärmlich genug dargestellt wurde. In der berühmten Shakspear's Gallerie, die der unternehmendste aller Kunsthändler Boydell mit so großem Aufwand und Aufgebot englischer Kunstbestrebungen ans Licht gestellt hat, ist nur der fantasiereiche Fuesly einigemal auf die Idee gekommen, bildend zu versinnlichen, was nicht der Acteur darstellt, sondern bloß des Dichters Auge, um mit Shakspear zu reden*),

— in a fine frenzy rolling
Does catch from heaven to earth, from earth to heaven;
and as imagination bodies forth
the form of things unknown, the Poet's
Turns them to shape and gives to airy nothing
a local habitation and a name.

Ehe wir uns zur Ausdeutung dieser künstlerischen Phantasmagorie wenden, dürfte die Bemerkung hier nicht am unrechten Orte stehn, daß der erfindungsreiche Maler Nahl in Cassel auch schon auf ähnliche Weise für die von dem Kupferstecher Carl Müller in Weimar unternommene Reihe von dramatischen Szenenbildern nach Schiller Theklas Erzählung (im dritten Aufzug der Piccolomini

*) Midsummer-night's dream Act. V. Scene I.

im vierten Auftritt) vom astrologischen Thurm, den die Zuschauer nie zu sehen bekommen, in ein sehr wundervolles und durch Neuheit überraschendes Bild gebracht hat. Der Astrolog Seni steht mit der staunenden Thekla wirklich im Vorplatz der Rotonda des astrologischen Thurms. Hinter dem halb aufgezogenen Vorhang erblickt man in einer magischen Beleuchtung die Planetengötter Mars und Saturn als Statuen in Nischen, mit ihren Sternen auf dem Haupte. Wäre nur Thekla selbst etwas malerischer und graziöser gestellt und gekleidet, und hätte der Astrolog Seni noch etwas mehr vom wunderbaren grauen Männchen, von welchem dort der Wachtmeister sagt:

und immer etwas Großes ist geschehn,
wenn je das graue Röcklein kam und erschien:

so würde dieses Blatt, welches in der technischen Ausführung als colorirter Kupferstich zu den gelungenern zu zählen ist, auf jeden Beschauer mit unwiderstehlichem Zauber wirken. Wer wollte nicht lieber mit der schönen Thekla in den Thurm, als mit dem gemeinen Zuschauer nur auf die erzählende Prinzessin sehn?

V.

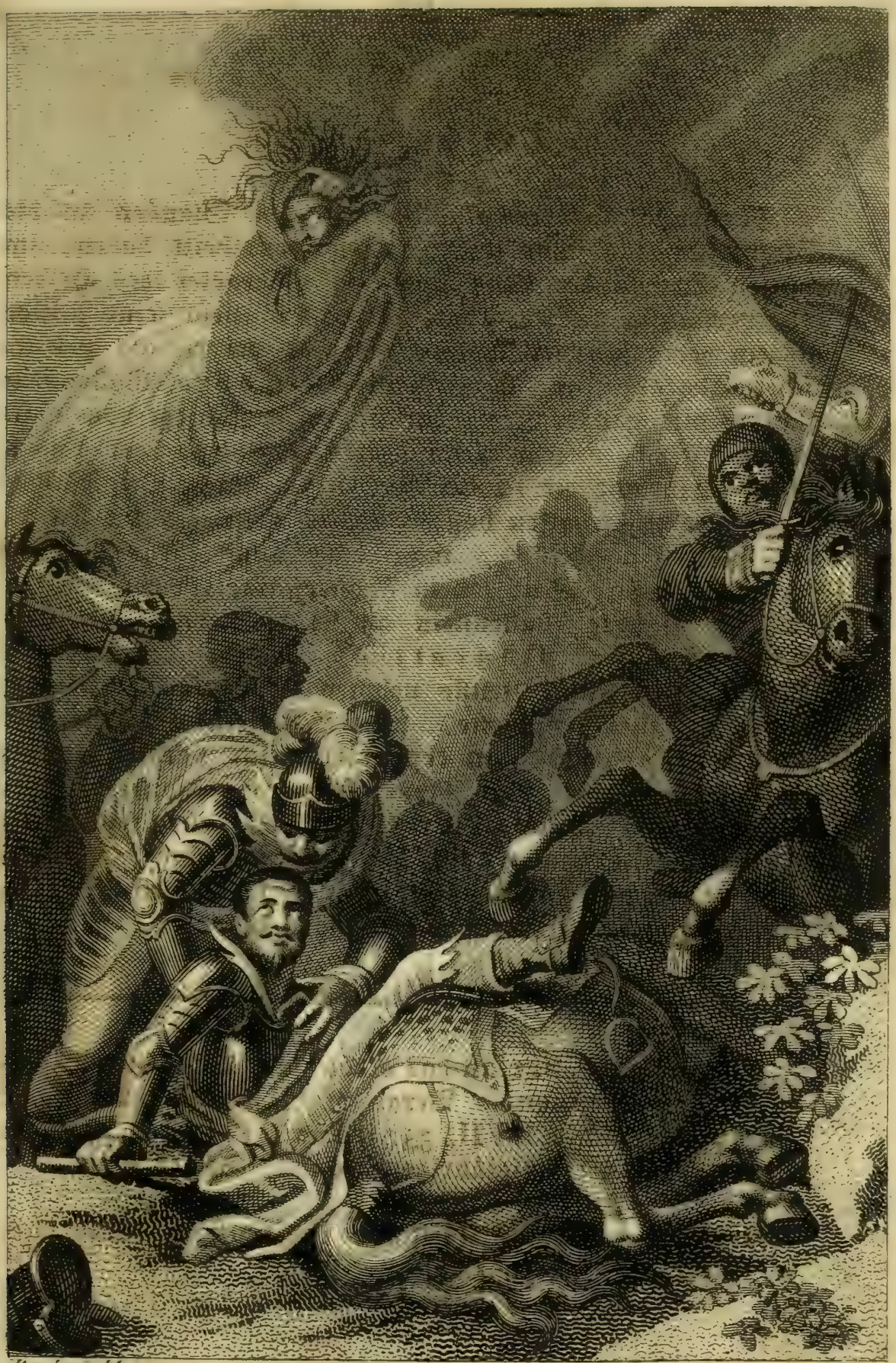
Die Entzückung.

Wallensteins Abhängigkeit von dem Glauben an die Sterne ist, wie schon andre richtig geurtheilt haben, im ganzen Drama der Lage und dem Charakter des Helden sehr verständig untergeordnet, so daß es mehr seine Puppe als ein beherrschender Wahn, mehr Bizarrerie als wesentlicher Charakterzug ist. Allein der wahre Wallenstein glaubte mit ganzer Seele daran. War doch der von Wallenstein selbst so sehr begünstigte Kepler, der durch seine Vorsprache die 12000 Gulden kaiserliche Besoldungs-Rückstände zu erhalten hoffte, etwas mehr als im Scherz der Sache zugethan *), man mag auch darüber sagen was man will. Seit jenem Fenstersturze im Schlosse zu Inspruck glaubte Wallenstein an seine Sterne, und als er den Genueser Gianbattista Seni, den er von Wien aus in seine Dienste nehmen ließ, die Carosse mit 6 Pferden entgegenschickte, und ihm seinen Jahrgehalt von 2000 Thalern zum erstenmal gleich vorausbezahlen ließ **), war dieß nicht bloße Hofparade, sondern Herzensbedürfniß. Auch ist die Anecdote, daß Wallenstein noch wenige Minuten vor seiner Ermordung mit Seni über die fatale Sternenstunde eine Unterredung hatte, durch unläugbare Zeugnisse beglaubigt.

---

*) Man denke nur an das Keplersche Büchlein: Tertius interveniens. Vergl. v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte XVII, 337 f. und Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, S. 312 ff.

**) S. de Prade Histoire de Gustave Adolphe, (Paris 1693.) p. 132.



Ramberg del. F. Bolt sc.

Wallensteins Tod. 2r Aufz. 3r Auftr.

Und mittin in die Schlacht ward ich geführt im Geist.

Schiller fühlte indeß sehr wohl, daß wenn er Wallensteins Verblendung bloß aus seiner Neigung zur Astrologie ableiten wollte, dieß seinen Helden gar zu kindisch darstellen würde. Er gibt ihm also überhaupt den Glauben an geheime Mächte, an einen über ihn wachenden Schutzgeist, an das, was wir noch jetzt, wo die astrologischen Grillen höchstens nur noch eine meteorologische Anwendung leiden können, im Allgemeinen Glückssternen nennen. Fast alle außerordentliche Günstlinge des Glücks glaubten fest an einen solchen Glückszauber in ihrem Schicksal. Das bekannte Vehis Caesarem et fortunam ejus dachten auch andere vor und nach Cäsar und stürzten endlich auch so wie er und Wallenstein, wenn sie darüber die warnenden Stimmen verhörten.

Daraus wird nun auch dem Zuschauer der bis zur äußersten Verblendung gehende Glaube Wallensteins an Octavio Piccolomini erst glaubhaft und erklärbar und das Hochtragische der Situation, wo er allein diesem von allen Seiten her schon enthüllten Busenfeind noch trauet, und ihn sogar mit seinen Pferden wegführen läßt — ein rein historisches Faktum — wird von den Mitwissenden, die vor der Bühne stehn, aufs lebendigste gefühlt.

Die Erzählung der Vision in der Nacht vor der Schlacht bei Lützen, wodurch Wallenstein gegen die ungläubigen Feldherren Illo und Terzky sein unerschütterliches Zutrauen auf den Verräther rechtfertigt, gehört zu den schönsten Stellen im ganzen Drama, und die handelten sehr unverständig, die, um alles zu einer Vorstellung zusammen zu schmelzen, ihr beschneidendes Messer an diesen Herzenszweig des üppig sprossenden Baumes legten.

Unser Zeichner wagt es unbedenklich, was dort bloß erzählt wird, vor unsern Augen sich wirklich gestalten zu lassen.

— mir tödtete
ein Schuß das Pferd. Ich sank und über mir
hinweg, gleichgültig, setzt Roß und Reiter. —
Da faßt plötzlich hülfreich mich ein Arm,
es war Octavios — und schnell erwach ich.
Tag war es und Octavio stand vor mir.

Dieß ahnungsvolle Traumgesicht, diese Geisterantwort auf die kühne Frage, die Wallenstein ans Schicksal sich vor dem Einschlafen erlaubte, sollte hier im Bilde dargestellt werden. Nicht das konnte die Aufgabe seyn, wie ein vom erschossenen Pferde herabgestürzter, von einem herbeieilenden Freunde gleichsam unter Schild und Schirm genommener*) Krieger im Schlachtgetümmel abzubilden sey; das konnte ja die erste beste Copie nach einen Bourguignon, Wouwermann oder Rugendas ohne alle Anstrengung verrichten. Aber schwieriger war es unstreitig, dieses Traumgesicht als solches zu charakterisiren. Darum bildete nun Ramberg nicht nur den Hintergrund bloß fantastisch in Dunst- und Nebelgestalten, sondern er bezeichnete auch das Ganze, was wir hier erblicken, als ein Schattenspiel des Phantasus und Morpheus, indem er den Gott des Traums selbst über den niedergestürzten Krieger zu dunkeln Schattenmassen aus heller Beleuchtung hinschwebend vorstellte. Denn dafür halten wir wenigstens die schwebende Gestalt in den Wolken, und glauben in den Flaxmannischen Umrissen zur Ilias (n. 2.) das Urbild dazu gefunden zu haben. Ungern vermissen wir aber an dem Kopf dieses Traumfantoms die fantastischen Nachtfalter- oder Psychefügel, wodurch das Allegorische dieser Personification in jenen Homerischen Bildnissen so deut-

*) Das griechische ὑπερασπιστής drückt das Geschäft des Octavio am besten aus.

lich bezeichnet wird *). Oder sollte vielleicht durch diese Wolkenerscheinung nur der furchtbare Schlachtgeist, (the ghost of the batt'e) im Ossianischen Sinn, angedeutet werden? Nein, das kann nicht seyn. Dann wäre nichts vorhanden, was uns das Traumbild ansagte.

*) Auch noch auf einer zweiten Vorstellung zur Ilias n. 21. wo die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod die Leiche des Sarpedon durch die Lüfte entrücken.

VI.

Der erstarrte Fahnenjunker.

Ergreifender konnte Wallenstein dem gewesenen Liebling seines Herzens schwerlich selbst etwas ans Herz legen, als jene Lager-Szene, die, im Drama nur aus dem Schatz guter Erinnerungen erzählt, hier zur lebendigen Darstellung umgeschaffen ist. Der zarte Knabe, dem lombardische Pappeln das erste Wiegenlied zugesäuselt hatten, dem Hesperiens wärmerer Himmel zuerst lächelte, war, des hyperboreischen deutschen Winters ungewohnt, während der Fahnenwache im Lager bei Prag erstarrt und durchfroren hartnäckig in seinem Dienst geblieben und wollte sie nicht fahren lassen. Da nahm ihn Wallenstein ins Zelt und unter seinen Mantel

bis er erwärmt, an seinem Herzen
das junge Leben wieder freudig fühlte.

Und so konnte er ihm denn freilich in der erschütternden Abschiedsszene mit Herzschmelzendem Tone zurufen:

ich habe dich gehalten und getragen
von Kindesbeinen an. — Was that dein Vater?
Ein Liebesnetz hab ich um dich gesponnen,
zerreiß es, wenn du kannst. —

Wir wissen nicht, aus welchem Schriftsteller Schiller diesen lieblichen Zug, der uns den Menschen Wallenstein so theuer macht, entlehnte. Bloß aus der Luft gegriffen oder nur auf diesen Fall angewandt ist die Sache schwerlich, da dem gelehrten Dichter Jahrelang vorher gemachte Sammlungen und Studien zu Gebote standen und er es gern hatte, daß die der Geschichte kundigen Zuschauer und Leser dem von ihm verarbeiteten Stoff genau nachspürten, weil er sicher seyn konnte, es finde sich zu allem der Beleg. Aber wäre er nirgends aufgezeichnet, so hätte ihn der Schöpfer dieses Dramas durchaus erfinden müssen. Denn so etwas bindet auf Leben und Tod.

Die Darstellung ist dem Künstler ungemein gelungen. Wie drückt sich die weiblich sorgende Geschäftigkeit der

F. Rauberg del. J. C. Böhme sc.

Wallensteins Tod 3r. Aufz. 18r. Auftr.

Wallenstein und M. Piccolomini im Prag'schen Lager.

Wärterin in dieser wärmenden, pflegenden Umhüllung, gehoben und veredelt durch den Affekt des Vaters in der Miene aus! Sehr lobenswerth ist die Idee, hinter den Tisch den Astrologen an das Planetarium zu stellen und ihm die Stellung des berechnenden Horoskopstellers zu geben. Von dieser verhängnißschweren Stunde also hing Wallensteins Zuneigung zu dem großherzigen Jüngling ab, zu dem er sagen konnte:

Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser!

Um den Winterſturm in seiner ganzen nordischen Unart und Häßlichkeit uns vors Auge zu bringen, gefiel es dem Maler, die durch das aufgeschlagene Zelt hereinstiebenden Schneeflocken uns erblicken zu lassen. Der Versuch ist etwas gewagt und könnte den Kupferstecher, der seine Pflicht so gut, als es die Kürze der ihm zugemessenen Zeit erlaubte, redlich erfüllte, leicht in den Verdacht bringen, als sey die Platte nicht ganz vollendet aus seinen Händen gekommen. Zwar wird man bei genauer Ansicht die crystallisirten Vielecke dieser Schneeblumen gewahr und überzeugt sich hinlänglich von der Intention des Zeichners. Wir würden aber diese allzugroße Natürlichkeit nicht zur Nachahmung empfehlen. Es ist eine Eigenschaft des farbenlosen Winters, daß er seiner Natur nach aller Malerei widerstrebt. Nur einem Friedrich mag es gelingen, statt eines Ruysdaelschen Kirchhofs, (wo höchstens einige verdorrte Bäume durch ihre symbolische Andeutung genügen, das übrige aber doch lebt und grünt,) eine öde, beschneite Wintergegend zum deutsamen Symbol des Alters oder des kalten Todtenschlummers zu machen.

VII.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Max Piccolomini's Tod, wie er mit seinen Pappenheimern die Schweden bei Neustadt wüthend anfällt und in den dichtesten Schaaren der Feinde den gesuchten Tod findet, macht in des schwedischen Hauptmanns Erzählung und in den Wirkungen, die er auf die liebende Thekla hervorbringt, einen unvergleichlichen Effekt auf jeder nicht ganz verwahrloseten Bühne. Allein der Dichter bediente sich hierbei der ihm zukommenden Freiheit, den historischen Stoff nach seiner Willkühr zu handhaben. Der wahre Max Piccolomini fiel erst später in der mörderischen Schlacht bei Nördlingen *). In Schillers erhabener Dichtung aber konnte, durfte er nicht leben!

— ihn machte
der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
vom raschen Ritte wars ihm losgegangen. —
Zum Graben winkt er, sprengt, der erste, selbst
sein edles Roß darüber weg, ihm stürzte
das Regiment nach — doch — schon wars geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchstoßen, bäumt
sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
und hoch weg über ihn geht die Gewalt
der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Diese Worte ruft sich Thekla, sich selbst dem Tode weihend, in jenen dem Bilde untergesetzten Worten zu:

---

*) Achatius chiliarcha, inter utrumque Ferdinandum medius, tormenti globo occisus est: vix duobus ab illo passibus Dux Aldobrandinus, junior Piccolominius. Wassenbergii Commentariorum liber singularis p. 344.

Ramberg del. Hess sc.

Wallensteins Tod. 4ter Aufz. 12ter Auftr.

Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hüfschlag seiner Pferde —

da kommt das Schicksal — roh und kalt
faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde!

Wenn irgend die Ereignisse, die das keuschere Drama auf die Bühne zu bringen verschmäht, mit einem Worte, die intus digna geri des alten dramaturgischen Dichters, von den bildenden Künsten würdig supplirt wurden, so geschah es durch dieß treffliche Bataillenstück im Kleinen. Nichts ist malerischer und wahrer, als die Anstrengung, mit welcher diese Wallonischen Reiter den unaufhaltsamen Vorsturz ihrer bäumenden Rosse zu bändigen und zurückzuzwingen bemüht sind. Was alle gute Bataillenmaler nach der Vorschrift des großen da Vinci — es bedurfte aber dieser nicht einmal — genau beobachtet haben, im Vorgrund ein Pferd mit anzubringen, das seinen Reiter abgeworfen hat, und in wilder Verwirrung fortsprengt, die Mähne vom Wind durchwühlt, alles vor sich mit seinen Hufen zu Boden schlagend und beschädigend *); das wird hier in verdoppelter Gewalt, wo es den Feldherrn selbst gilt, zur Hauptgruppe erhoben. In den höchst geistreichen und kraftvollen Reitergefechten, die in den trefflichen Albrecht Dürerschen Randzeichnungen zum Gebetbuch des Herzogs von Baiern, welche im lithographischen Institut in München herausgekommen sind, so kräftig ansprechen, kommt etwas vor, was man nicht ohne Vergnügen mit Rambergs ausdrucksvoller Darstellung ver-

---

*) A Treatise of Painting by Leonardo da Vinci, translated and digested by I. Fr. Rigaud (London 1802.) p. 80. There may be also a straggling horse without a rider, running in wild disorder: his mane flying in the wind, beating down with his feet all before hin, and doing a deal of damage.

gleichen wird. Sehr brav ist die bloße Andeutung des Waldes von gesenkten Partisanen und Flintenspießen, die hier auf feindlicher Seite erscheinen, ohne die Reihen und Glieder der Streiter selbst hinzumalen. Wer verlangt auch hier die Körper zu sehen, wo die Seele des Bildes auf diesen mörderischen Spitzen sitzt?

Wamberg del. Bolt sc.

Wallensteins Tod.

Thekla in der Gruft des St. Catharinen Stifts.

VIII.

Thekla in der Gruft.

— In einer Nachtigalle
bei Neustadt ist er eingesetzt, bis jetzt
von seinem Vater Nachricht eingezogen,
Sonnet Katharinenfest, so heißt das Kloster.

Dahin eilt also mit ihrer Neubrunn und dem treuen Stallmeister Rosenberg in büßende Pilgerkleidung verhüllt Thekla.

Dort wird ihr leichter werden, ungeschickt!

Dort wird sich das Band des Schmerzes und — des Lebens lösen! Die ganze Szene an der Gruft ist unserm so fein und wahr ergangenen Künstler trefflich gelungen. Ist je ein rührender Klarissen: Tod von [illegible] Herzen sprechend und ergreifend durch den Teufel dargestellt worden, so ist es in diesem Leinen, aber [illegible] Bilde. Die Neubrunn hält die sterbende Hausfrau. Die zwei Klosterfrauen thun, was ihnen zukommt. Die vorn [illegible], die hintern [illegible]. Oben erblickt man Sie und vom treuen Stallmeister. —

Schiller fand sich [illegible] nach der ersten Aufführung und [illegible] dieses Stücks oft sehr unangenehm durch die — um so glimpflich, als möglich, zu reden — [illegible] Frage bemüht, die aus manchem, auch wohl nur schönem Munde thun zuhören, was denn aus der holden Thekla eigentlich geworden sey? Die Leute, sagte er da, [illegible] in einer schnell vorübergehenden Umwandlung von Unmuth, sind doch sehr unbeschnittenen Herzens und Ohren. Als man aber immer fortfuhr, zu fragen, da dichtete er endlich für seinen Umgang das köstliche Lied: Thekla, eine Geisterstimme.

Willst du nach den Nachtigallen fragen
Die mit seelenvoller Melodie
Dich anzuziehen in des Lenzes Tagen?
Nun [illegible] waren sie.

VIII.

Thekla in der Gruft.

— In einer Klosterkirche
bei Neustadt ist er beigesetzt, bis man
von seinem Vater Nachricht eingezogen,
Sanct Katharinenstift, so heißt das Kloster!

Dahin eilt also mit ihrer Neubrunn und dem treuen Stallmeister Rosenberg in büßende Pilgerkleidung verhüllt Thekla.

Dort wird ihr leichter werden, augenblicklich!

Dort wird sich das Band des Schmerzes und — des Lebens lösen! Die ganze Szene in der Gruft ist unserm so fein und wahr ergänzenden Künstler trefflich gelungen. Ist je der rührende Clarissen-Tod am gebrochenen Herzen sprechend und ergreifend durch den Pinsel dargestellt worden, so ist es in diesem kleinen, aber tiefgefühlten Bilde. Die Neubrunn hält die sterbende Hinsinkende. Die zwei Klosterfrauen thun, was ihnen zukommt. Die vordere hofft, die hintere duldet. Oben erblickt man Etwas vom treuen Stallmeister. —

Schiller fand sich bald nach der ersten Aufführung und Bekanntmachung dieses Stücks oft sehr unangenehm durch die — um so glimpflich, als möglich, zu reden — überflüssige Frage bemühet, die aus manchem, auch wohl nur schönem Munde ihm zukam, was denn aus der holden Thekla eigentlich geworden sey? Die Leute, sagte er da wohl in einer schnell vorübergehenden Anwandlung von Unmuth, sind doch sehr unbeschnittenen Herzens und Ohres. Als man aber immer fortfuhr, zu fragen, da dichtete er endlich für seinen Almanach das köstliche Lied: Thekla, eine Geisterstimme.

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
die mit seelenvoller Melodie
dich entzücken in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
dort, wo keine Thräne wird geweint. —

Wort gehalten wird in jenen Räumen
jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen,
hoher Sinn liegt oft im kindschen Spiel.

Sollte es nun aber auch heute noch unbefriedigte Frager geben, deren fleischlichem Ohre die Geisterstimme viel zu leise flüstert: so mag für diese wenigstens unser Ramberg sein Heil versucht haben. Sie mögen, wie jene Hartherzigen in der Wüste, durchs Anschauen genesen!

I.

Gedichte

von

C. A. Tiedge.

1.

An F.

Freund, die Rosenzeit ist da,
Alles steht in Lust und Fülle,
Komm hervor aus deiner Stille,
Die zu lange schon dich sah!
Flüchtig ist der Sommermorgen,
Seine Blüthe leicht entrückt,
Eh' die Arbeit unsrer Sorgen
Ihm nur einen Kranz entpflückt.

Um das Leben war es dunkel:
Sieh, da kam's, wie Morgenschein,
Oder wie das Lichtgefunkel
Auf dem Frühlingsbach im Hain;
Denn die Freude trat herein,
Und der Geist von ihrem Munde,

Der das kalte Herz entstarrt,
Schwebt um jede sanfte Stunde,
Wie mit Engelgegenwart.
Ihre linden Flügel fächeln
Um des Säuglings Traum; sie gießt
Huldsinn in das erste Lächeln,
Das um seine Lippen fließt.

Vom Geräusch der Knabentänze,
Bis zum letzten Stufenjahr,
Ist kein Raum, wo sie nicht war,
Keine Stelle, die nicht Kränze
Dieser Huldgöttin gebar.
Freud' an Allem, was hienieden
Gotteswelt zum Himmel schafft,
Gibt dem Kopfe seine Kraft
Und dem Herzen seinen Frieden.
Sey das Wetter rauh und scharf:
Wer in seinem Wandergleise
Keinen Schritt bereuen darf,
Der versöhnt sich mit der Reise!
Denn die Freud' an einem Arm,
Und die Freundschaft an dem andern,
Dieß Geleite läßt der Harm
Ungestört vorüber wandern.

Hauch der Freud' iſts, was ſo mild,
Wie der herzgefühlte Friede,
Hier dem Graſemückenliede,
Dort der Wieſenblum entquillt.
Die entzückten Sommerwinde
Flattern von der Blüthenlinde
Süß und froh um mein Geſicht;
Selbſt nicht froh zu ſeyn, iſt Sünde:
Freund, verſündige dich nicht!
Dürfen wir uns elend wähnen?
Wir verſündigen uns nur
Wider Gott und uns, durch Thränen;
Frag dein Herz, frag die Natur,
Frag die Sonnenflur der Ferne!
Froh ſoll jedes Weſen ſeyn!
Jubelvolle Wandelſterne
Tanzen dort den großen Reihn,
Wie den kleinern hier die Motte,
Die im leiſen Staube kreiſ't.
Die Natur dient nur im Geiſt
Des Entzückens ihrem Gotte.

Was das Schickſal auch herein
Ueber unſre Tage ſchütte:

Gut zu handeln, gut zu seyn,
Ja, dieß pflanzt um unsre Hütte
Einen grünen Friedenshain.
Stehn um deine That, Verächter
Deines Herzens, stolz und kalt;
Wird die That nun darum schlechter?
In ihr selbst liegt ihr Gehalt!
Müssen uns erst Andre sagen,
Was wir werth sind? warum fragen
Wir nicht bey uns selber an?
Oder wird Paliß ein Weiser,
Alairand ein edler Mann,
Hängen König oder Kaiser
Ihm davon den Stempel an?
Freund, die Ehre trotzt der Schranke,
Die um sie ein König zerrt;
Nie ward sie in eine schwanke
Menschensatzung eingesperrt;
Fesselos, wie ein Gedanke,
Lebt sie in dem Freistaat bloß,
Den der Geist der Tugend gründet;
Und sie reißt sich, kühn und groß,
Wo sie sich nicht heimisch findet,
Selbst von Ordensbändern los.

Nicht des Beyfalls arme Gaben,
Gottes Blick und dein Gefühl
Tragen dein Gemüth erhaben
Ueber dieses Weltgewühl.
Sey's, daß dir das Lob verstumme!
Lob verweht und Weihrauch stäubt:
Nur das Gute, nur die Summe
Deiner bessern Thaten bleibt.
Widersprechenden Gesetzen
Müßtest du dein Ohr verleihn,
Um, was jeder will, zu seyn;
Und du würdest den Geschwätzen
Dennoch nicht entgehn — allein
Darf dich das wohl — wenn die Sache
Deines Herzens still und rein
Ihren Weg geht, kümmern? Nein!
All die Dinge müssen seyn,
Daß der Beßre sie belache,
Und daß Buben sich und Schwache
Nicht zu leicht die That verzeihn,
Ueber welche nicht die Rache
Der Gesetze niederfällt:
Die Verleumdung ist die Wache
Bei der Tugend dieser Welt,
Die vielleicht wohl nie die Stimme

Dieser Wach' entbehren kann:
Drum Verzeihung ihr auch dann,
Ruft sie mit zu blindem Grimme
Unsern stillen Wandel an!

Und dann, träuft vom Honigmunde
Trauter Freundschaft nicht genug
Lindrungsbalsam in die Wunde,
Die ein böser Mensch dir schlug?
Freund, ich war schon hingesunken,
Da erweckte sie den Funken,
Der mir noch im Geiste glüht;
Ja sie hat um meine Stunden
Einen Rosenzweig gewunden,
Der mir noch im Herzen blüht.

Komm in meine stille Laube,
Wo die Freundschaft dich umfängt;
Wie in Liebesarmen hängt
Unter Rosen hier die Traube.
Sieh', noch blühen purpurhaft
Meine Rosen; doch sie ältern:
Laß uns Seelennahrungs-Saft,
Eh' die Zeit den Tag entrafft,
Aus dem kurzen Daseyn keltern!

Unsre Stunden gießt die Kraft,
Eine Gottheit, hell und lauter,
Auf vermischte Fluren hin:
Was wir schöpfen nicht, mein Trauter,
Wie wir schöpfen, bringt Gewinn.

Freilich diese Wellen rieseln
Oftmals über Kies und Stein;
Aber rinnt gerad' auf Kieseln
Nicht die Wallung klar und rein?
Ueber fette Blumenfluren
Schleicht das Bächlein sanfter; dann
Nimmt es aber auch die Spuren
Von dem Schlamm des Bettes an.
Schreit ein armer Hülferufer,
Daß die Flut, wie er, nicht will;
Freund, dann schöpft an meinem Ufer
Die Entsagung froh und still.

Der Entsagung fester Wille,
Der bewahrt in mir die Stille,
Wie die Lieb' ein holdes Wort.
Wagt ein Kummer einzudringen
In mein kleines Leben: dort
In der Lindenwölbung singen

Ihn geliebte Stimmen fort.
Da vernehm ich nicht die Töne
Des Gequälten, keine That,
Die das Heilige, das Schöne,
Das ein Engel schuf, zertrat;
Nichts vom großen Reich der Lüge,
Das die Wahrheit niederwarf,
Recht und Wahrheit, sonder Rüge,
Triumphirend höhnen darf.

Weg, wo Menschen Menschen drücken!
Weg von diesem Seelenschmerz!
Denn du kannst doch nicht beglücken,
Und nicht retten, armes Herz!
Aber fließt ihr Wonnezähren,
Wo ein Mann von Kraft und That,
Wie die Luft gebeugten Aehren,
Sich gedrückten Brüdern naht!
O den Mann möcht ich vergöttern!
Komm, was meine Armuth kann,
Kränzen will ich dich mit Blättern
Meiner Rosen, edler Mann!
Doch für mich — entsagt fortan
Sey dem Troste: die Beschwerden
Dieser Wallfahrt zu verschrein!

Wer sich quält, um froh zu werden,
Wirft die Zeit weg, es zu seyn!
So vergießt man bittre Klagen,
Fabelt sich von goldnen Tagen
Alter Zeiten Wunder vor,
Schilt die Welt, die sie verlor:
Aber blüht wohl aus den Klagen
Eine beßre Welt empor?
Besser, sich ans Werk zu wagen,
Jeden Splitter Thätigkeit
Zum Gebäu der bessern Zeit
Still und friedlich hinzutragen!

Unsre Welt ist offenbar,
Immer, was sie immer war,
Ein verworrnes Marktgetümmel,
Wo, wenn alles steigt und fällt,
Diese Wahrheit sich erhält:
Engel bauen ihren Himmel,
Menschen bauen ihre Welt.
Wer sein stilles Hüttenzelt
Kalt verschmähet, weils nicht schöner,
Größer ihm das Schicksal bot,
O der wohnt so schlecht, als jener,
Dem es einzustürzen droht.

Komm, daß meine Rosenhütte
Dich mit Kränzen überschütte;
Denn bekränzt mußt du mir seyn!
O da sitz ich oft so sinnig,
So von ganzem Herzen mein,
So mir selbst geschenkt und innig;
Weil mich da kein Schwätzer plagt,
Der viel spricht und wenig sagt.
Aber manches Lied vom Pindus
Deutscher Musen schallt herein;
Auch der frohe Gott vom Indus
Kehret hier zuweilen ein.
Leise rauscht ein Bach vorüber,
Und der nahe Lindenwald,
Der von Liebestönen schallt,
Sendet Liedersinn herüber,
Der im Herzen wiederhallt.

Komm, mein Freund! den Geist der Traube
Hab' ich schon für dich bestellt,
Er ist zwar kein starker Held,
Stärker dennoch, als dein Glaube
An die Besserung der Welt.
Freund, hier wollen wir vergessen,
Was die feile Lüge lobt,

Jene Tollheit, die, vermessen,
Durch die Zeitungsblätter tobt.
Alle Stürme deines Blutes
Bei dem Stolz des Uebermuthes,
Bei des Frevels rohem Spott,
Alles wird sie dir vergüten,
Diese sanfte Welt voll Blüthen,
Diese stille Welt voll Gott.

2.

Balbutius.

Sit mihi fas inaudita loqui.
Virg.

Balbutius war ein verwegner Schwätzer,
Und war sein Geschwätz auch dürftig und schaal,
So glückt' es ihm dennoch nicht selten ein Mal,
Zu vernichten, gleich einem Lohnübersetzer,
Den Geist im erhabensten Original.
Wie ein Räuber im Schatten der nächtlichen Höhle,
War tief in ihm heimlich die Arglist versteckt.
Es ging an seiner verworfenen Seele
Nichts Reines vorüber, es wurde befleckt.
Er konnt' es dem Edelsinn nimmer vergeben,
Wenn dieser sein Haupt, voll Bewußtseyn, erhob;
Und war ihm zu heilig ein leuchtendes Leben:

So warf er darnach ein vergiftetes Lob.
Wer die Schleichwege weiß, der braucht nicht zu laufen;
Er kannte die Karten der genußreichen Welt,
Er kannte die Menschen, er kannte das Geld,
Womit sie den Zauber des Lebens erkaufen.
Eine große lebendige Lüge war er,
Er prunkte mit lügenden Titeln einher.

Doch, weil einmal alles zu Ende muß eilen,
So riß seinen Faden die Parze entzwey.
Da strömten Megären und Höfling' herbey,
In seine Künste sich ab intestato zu theilen,
Er stürzte von der Schwelle des Lebens hinab,
Mit grauser Verwünschung auf bebender Lippe.
Ein wüstes, verworrenes Dornengestrippe
Bezeichnet umwuchernd noch heute sein Grab.

In den Zustand, welcher das Leben vernichtet,
In das Nichtseyn glaubt' er einst überzugehn;
Allein sein gräßliches Auferstehn,
Uns hat es die heilige Muse berichtet.
"Vernimm — so sprach sie — du sterbliches Ohr!
Was ich dir, die Muse, verkünde:
Die Gestorbenen gehn aus den Gräbern hervor,

Der Sünder mit dem Leibe der Sünde,
Doch mögen sich nicht zu gleicher Frist
Die Glieder des Todten bewegen;
Ein Glied — nach dem Maß es empfänglicher ist —
Wird früher, als ein andres, sich regen. —

Zu der Gruft des Frevlers Valbutius drang
Die Stimme des Richters hernieder,
Daß die Stille des eisernen Schlafes erklang.
Es zuckten schon einzelne Glieder,
Da löst sich allmählig das starre Band,
Es dehnt sich schon leise die Lunge,
Doch war es die rüstige Zunge,
Die, vor allen Gliedern, zuerst auferstand,
Und geifernd durchwühlt sie nicht lange
Am Dornengebüsche den faulichten Sand,
Bis verächtlich der Stab in Merkurius Hand
Hinab sie schleudert an den stygischen Strand,
In Gestalt einer häßlichen Schlange.
Da fiel sie dann nieder in das Nachtgebüsch,
Begrüßt von den sumpfigen Schwestern;
Und vollend's verwandelt in grauses Gezisch
Wird dort ihre Gabe, zu lästern.
Sie begeifert, wie immer, auch jetzo noch
Die bessern Naturen so giftig und böse,

Daß selber vor ihrem verruchten Getöse
Die Schlimmste der Schlangen sich furchtsam verkroch.

Balbutius war nun der Starrheit entbunden,
Aus welcher Merkur die Verstorbenen zieht;
Er hatte seine Glieder zusammen gefunden,
Bis auf die Zunge, die war ihm verschwunden;
Wir wissen, sie harret am schwarzen Cozyt.
So sprachlos naht er sich dem Höllenfluß zagend und zitternd;
Er schauet forschend und furchtsam empor.
Die Zung', ihren kommenden Herrn schon witternd,
Die fähret aus dem Pfuhle des Sumpfes hervor.
Er aber, bald ahnend die schlimme Verwandtschaft,
Er läugnet — da leider das Sprachglied ihm fehlt —
Abwehrend durch Zeichen, die alte Bekanntschaft,
Als hätt' auf der Erde mit ihr kein Band ihn jemals vermählt.
Er preßt ein wortlos Geschrey aus der Lunge,
Und flieht durch die Schimmer der stygischen Nacht;
Die Schlange verfolgt ihn und zischt: Verräther, ich bin deine Zunge! —
Ein lächerlich Schauspiel, und Charon selbst lacht.
Hier ist nicht der Ort sich im Kampfe zu üben,
Ruft Charon, und treibet sie beid' in den Kahn —

„Die Richter des Streites, die wohnen da drüben;“
Keins durft in der Barke dem andern sich nahn.
An dem einen End' in dem schwarzen Kahn
Zischt heimlich die Schlang' — und dort gegenüber
Schießt Blicke des Grolles Balbutius:
So kommen sie über den grausigen Fluß,
Zu dem Ufer ohne Rückkehr hinüber.
Da sitzen drey Richter am heiligen Ort,
Zum Richtplatz der Menschen erlesen,
Die Schlange beginnt: „Der Balbutius dort —
Ich bin seine Zunge gewesen —
Der arge Verräther verläugnet mich jetzt:
Dazu treibt ihn sein böses Gewissen;
Durch mich hat er die Unschuld zerrissen,
Und manchen ehrwürdigen Namen verletzt.
Ja, hätte das Schicksal ihn höher gesetzt,
Und hätt' er im Großen gefrevelt und ganze Völker betrogen:
Wie ein Zeitungsblatt, hätt' ich dann sicherlich
Ihn frech zu Balbuzen dem Großen gelogen;
Für das alles zum Lohne verläugnet er mich!“
Die Richter blieben ernst und sprachen feierlich:
Wie mag der Lügende keck der Unterwelt Götter bethören!

Weil keinem der Schatten die Zunge fehlt:
So muß sie unstreitig wohl ihm angehören;
Sie werde fortan mit ihm wieder vermählt!
Balbutius fühlt sich grausam beleidigt,
Er eröfnet den Richtern den triftigsten Grund,
Warum der Beklagte sich gar nicht vertheidigt,
Das heißt: er öfnete nichts, als den Mund.
Das Richturtheil wird aufgehoben,
Und ihm, dem Stummen, wird in den Mund,
Statt der Zunge, die Scheere der Parze geschroben,
Drauf gibt er, wie folget, sein Gegenwort kund:
„Dort geifert die schändlichste schändlicher Zungen,
Sie hat, gleich einem vergifteten Pfeil,
Die Unschuld gemordet, zerstöret manch Heil:
Und darum, vor allen Verwandelungen,
Ward ihr die verdienteste sicher zu Theil!
Sie hat die listige Argliſt betrogen,
Zur Lüge die heiligste Wahrheit gelogen,
Und immer gethan, was sich nimmer gebührt,
Mich hat sie zu Frevel und Unthat verführt;
Wenn, heiliae Richter, mein Flehen euch rührt:
Ueberlaßt sie dem gräßlichen Schlangenhaufen!
Ach! immer und immer übereilte sie mich,
Ist stets dem Gedanken zuvorgelaufen,
Sie war am Cozytus selbst früher, als ich.“

Die Richter, ernst und richterlich,
Die sprachen: Ihr seyd, wie ihr selber bekennet,
Seyd Beid' ein verworfnes, verruchtes Geschlecht,
Eure Ehe sey hiemit auf immer getrennet:
So erkennen wir Richter, das ist euer Recht!
Balbutius mußte zur Hölle nun scheiden;
Die Parzenscheere blieb sein, und sie bestimmte sein Amt. —
Mit der doppelten Zung' auf ewig verdammt,
Dem Unverdienst Würden und Ehr' abzuschneiden,
Begann er mit seinen Titeln das Amt.
Der Parze war freilich ihr Werkzeug entführet;
Doch ward schon mancher Raum des Lebens ohne sie leer!
Seitdem auf der Erde die Tollheit regieret,
Bedarfs keiner schneidenden Atropos mehr.

Balbuz im Orkus war ganz in seinen Elementen
Von Fürstenbelehnungen, Grafenpatenten,
Von Zeichen der Ehre, die selbst von ehrlosen Busen sich trennten,
Von Titeln der Buben, so schändlich wie er,
Zerflogen in der Hölle die Fetzen umher.

Auch die Zunge bekam eine würdige Stelle.
Ihr wurde beschieden das trostloseste Amt,
Zu kriechen an des Himmels erleuchterer Schwelle;
Zum Schlangenleib ward sie auf immer verdammt,
Verdammt, sich schweigend niederzustrecken,
Bei jedem vorüberschwebenden Kranz,
Den Staub von den Füßen der Edlen zu lecken,
Und ewig zu vergehen am fremden Glanz.

II.

Zuleima

von

Caroline Pichler, geb. von Greiner.

Es gibt Geschichten, die, wie wohlgetroffene Porträts, Physiognomie und Charakter haben, so daß Jedermann durch den Stempel der Echtheit, den sie an sich tragen, ergriffen und überzeugt wird, etwas Wahres und Wirkliches vor sich zu haben, wenn er auch das Original des Porträts nicht kennt, oder sich nicht von der Authenticität der Erzählung historische Beweise verschaffen kann. Eine solche Geschichte ist die folgende kleine Anekdote, die keinen Anspruch, weder auf Seltsamkeit der Begebenheiten oder Charaktere, noch auf wunderbare Verwickelung macht. Es ist die Geschichte zweyer verwandten Seelen, die sich unvermuthet fanden, erkannten, an einander schlossen und nur — doch es ist nicht erlaubt, dem Gange der Erzählung vorzugreifen, und den Leser um den Reiz der Neubegierde zu bringen. Wenn er damit zu Ende ist, wird er vermuthlich, so wie ich,

als ich sie erzählen hörte, finden, daß man etwas viel Pikanteres und Wunderbareres auf diesem Schauplatz hätte zusammen dichten können, aber schwerlich Etwas, das durch seine Einfachheit rührender, und in aller seiner Anspruchlosigkeit anziehender wäre.

Doch diese Geschichte trägt nicht bloß den Stempel der Echtheit an sich, sie hat auch eine Bürgschaft für sich, um ihre Wahrheit bestimmter zu beweisen. Ich habe sie aus dem Munde des schätzbaren französischen Gelehrten Herrn Denon, der sie bey seiner letzten Anwesenheit in Wien zufälliger Weise in einem Abendzirkel erzählte. Der Inhalt rührte mich ungemein, aber er rührte nicht mich allein, sondern die ganze kleine Versammlung, die mit innigem Antheile das Schicksal des liebenden Paares vernahm. Ich erbat mir von ihm die Erlaubniß, sie nieder zu schreiben, weil sie mir allgemeines Interesse zu haben schien, und zugleich mich auf seinen Namen berufen zu dürfen; er bewilligte Beides mit freundlicher Gefälligkeit, und so erhält sie das Publikum nun — getreu und ohne Zusatz, wie ich sie aus seinem Munde vernahm. Mein ganzes Verdienst darum ist höchstens der Versuch, sie mit eben der natürlichen Anmuth und Einfalt in meiner Muttersprache vorzutragen, mit der sie der Reisende Aegyptens uns erzählte.

Es war während der Anwesenheit des französischen Heers in Aegypten, in der Schlacht bey den Pyramiden, wo einer der vornehmsten Beys der Mamelucken sein Leben im Treffen verlor. Nach den Gesetzen des Landes war Alles, was er besaß, nach seinem Tode ein Eigenthum der Regierung und ihr verfallen. Seine Wittwe besaß jedoch ein eigenes beträchtliches Vermögen, und es lag ihr daran, ihre Ansprüche auf diesen Theil ihrer gemeinschaftlichen Habe geltend zu machen. Sie hielt es für nothwendig, den Schutz des französischen Generals in dieser Sache anzusprechen, und begab sich also, mit allen zu ihrem Behuf nöthigen Zeugnissen und Schriften versehen, ins französische Hauptquartier. Die Ankunft einer vornehmen ägyptischen Dame, von Sklaven beyderley Geschlechts begleitet, in all der anständigen Pracht, welche im Orient eine Frau vom Stande bey ihrem Ausgehen umgibt, erregte wohl Aufmerksamkeit unter den anwesenden Officieren, aber irgend ein wichtiges Geschäft mochte vielleicht in diesem Augenblick ihre Thätigkeit fordern — genug die Aegypterin blieb eine Weile, ohne daß sich ihr Jemand näherte, oder sie um die Ursache ihrer Herkunft befragte. Endlich bemerkte sie ein junger Officier, (er soll Percival heißen — Herr Denon nannte uns

seinen Namen vielleicht aus Gründen nicht) der eben durch den Saal geht — er erräth, daß sie Etwas zu bitten hat, und nähert sich freundlich der Verhüllten, um sich mittelst des Dolmetschers, der sie begleitet, um ihr Anliegen zu erkundigen. Die gefällige Güte des Jünglings, verbunden mit einer einnehmenden Gestalt, machte zuerst einen sehr vortheilhaften Eindruck auf die Aegypterin, die den Schein von Vernachlässigung bereits mit Empfindlichkeit ertrug, und die seine Jugend, seine Anmuth sehen konnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Sie antwortet mit Anstand und Bescheidenheit, sie trägt ihm ihr Geschäft vor, er hört aufmerksam zu — verspricht, sich ihrer Sache anzunehmen, bittet sich die Schriften und Belege aus, und ersucht sie, ihm zu sagen, wo er sie in einigen Tagen treffen kann, um ihr die Antwort zu bringen, die, wie er gewiß hoft, günstig ausfallen wird. Die Frau steht einen Augenblick an — dann sagt sie ihm, daß die Sitte ihres Landes ihr nicht wohl gestatte, seinen Besuch anzunehmen — sie werde selbst wieder kommen, ihren Bescheid abzuholen. Der Officier verneigt sich — die Dame geht, aber das Bild des Jünglings, die Art, wie er sich der völlig Unbekannten annahm, das edle Gemüth, das aus seinen Zügen sprach, schwanden nicht mehr

aus ihrer Brust. Vermählt nach Landessitte an einen Mann, den sie vorher nicht kannte, blos als Spielwerk seiner Sinne betrachtet, und von jedem andern männlichen Umgang geschieden, ging bey dem Anblick des liebenswürdigen Franken eine neue Welt für sie auf, und das unauslöschliche Andenken in ihrem Herzen, kam sie tiefsinnig und doch glücklich, wie noch nie, in ihrem Harem zurück.

Mit klopfendem Herzen sah Zuleima (die Aegyptерin mag diesen Namen haben, da auch der ihrige nicht genannt wurde) dem Tag entgegen, an welchem sie die Antwort abholen sollte. Es war nicht mehr die Entscheidung über ihre Reichthümer, was ihr Gemüth in unruhige Spannung versetzte, es war die Aussicht, den wieder zu sehen, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt erschienen war. Der Tag kam. Abermals in prächtigen Umgebungen, von Sklaven und Sklavinnen begleitet, machte sie sich auf den Weg, und trat in den Saal. Der Jüngling schien sie schon erwartet zu haben, mit freudiger Eile ging er auf sie zu, überreichte ihr die Schriften, und erklärte ihr in verbindlichen Ausdrücken, daß ihr Wunsch gewährt, und ihr Vermögen vor jedem Einspruche gesichert sey. Sie hörte den Klang seiner Stimme, die ihr Innerstes durchdrang, ohne daß sie verstand,

was er sagte — was ihr Dolmetscher ihr übersetzte, verhallte halb in ihren Ohren, indessen ihr Auge, durch die Hülle des Schleyers gedeckt, die edle Gestalt, den feinen Ausdruck der Züge, das sprechende Auge ungehindert und sehnsüchtig auffaßte. Der Dolmetscher hatte schon eine Weile aufgehört, ehe Zuleima daran dachte, daß sie antworten müsse. Endlich faßte sie sich, und in zierlichen Ausdrücken ließ sie ihm die Dankbarkeit ihres Herzens, und das ewige Denkmal, das seine Güte sich in ihrem Andenken gestiftet hatte, erklären. Der junge Franke antwortete eben so artig; der weiche seelenvolle Ton der Fremden, deren Züge er nicht sehen konnte, die edle Haltung ihrer Gestalt, der Inhalt ihrer Reden endlich, der ein feinfühlendes Gemüth bezeichnete, zogen auch ihn an die Unbekannte. Das Gespräch spann sich mit lebhaftem Interesse fort, und jede Antwort diente dazu, den vortheilhaften Eindruck, den Eins auf das Andere gemacht hatte, zu befördern. Immer schien die Aegypterin dem Officier anziehender, immer mehr entsprach das, was er sagte, dem, was sein einnehmendes Aeussere verheißen hatte.

Dringender, als das erste Mal, erbat sich nun Percival die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Sie stand eine Weile an. Endlich erklärte sie ihm: daß

es ihr eine Ehre und ein Vergnügen seyn würde, ihn bey sich zu empfangen; nur müsse sie ihn darauf vorbereiten, daß sie einander blos sprechen und nicht sehen würden. Percival stutzte — aber schon war ihre Unterhaltung ihm anziehend genug, um auch eine solche Aussicht mit Freuden anzunehmen, und der Tag wurde festgesetzt. — Zuleima entfernte sich — des Jünglings Auge folgte ihr, so lange es konnte. Wuchs, Gang, Haltung schienen keine gemeine Gestalt zu verkünden, das Uebrige mahlte seine Phantasie sich dazu.

Ein paar Tage darauf überbrachten reichgekleidete Sklaven ihm ein kostbares Geschenk von Zuleima. Er stand an, es anzunehmen, es vertrug sich sogar nicht mit den europäischen Begriffen von Ehre. Man erklärte ihm aber, daß er es ohne Bedenken thun könne, ja, daß er es thun müsse, wenn er die Dame nicht aufs empfindlichste beleidigen wollte, indem das Morgenland die Sitte der Geschenke liebt, und fast jeder feyerliche Besuch davon begleitet zu seyn pflegt. Es ist nicht, wie bey uns, ein unedles Mittel, etwas von dem Mächtigen zu erhalten, oder eine feine Art, den Bedürfnissen Aermerer abzuhelfen, es ist ein schönes Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, der Liebe, und ehrt den Geber, wie

den Empfänger. So beschenkten in der Ilias und Odyssee sich die Helden bey ihren Besuchen, mit einer Waffe, einem Becher, oder einem köstlichen Gewand, und der unverrückbar treue Orient zeigt, nach mehr als zwey tausend Jahren, noch jetzt die Sitten jener Zeit.

Nun kam der Tag des Besuchs. Aber man denke hiebey durchaus nicht an eine europäische Visite. In einem der äußern Gemächer des Hauses, welche eigends dazu bestimmt sind, ist, wie in dem Sprachzimmer eines Klosters, eine Art von dichtvergittertem Fenster angebracht. Hinter dem Fenster sitzt die Dame, welche man zu besuchen wünscht, und sitzt so, daß der außerhalb stehende Fremde sie nicht erblicken kann. Sollte er aber dennoch so unbescheiden seyn, seine Stellung verändern und durch das Fenster sehen zu wollen, so würde er doch nichts, als eine auf Polstern sitzende, mit einem langen Schleyer vom Kopfe bis zu den Füßen überdeckte Gestalt erblicken, und seine Neugierde sich sehr getäuscht finden.

Mit großer Erwartung trat Percival den Weg nach dem Hause Zuleima's an. Die Landessitte war ihm wohl zum Theil bekannt, aber so streng, so unbefriedigend hatte er sich seinen Empfang nicht vorgestellt.

Wie

Wie unangenehm ward er daher überrascht, als man ihn in das Sprachzimmer führte, als hinter dem Schleyer, und durch das begitterte Fenster die holde Stimme der Unsichtbaren flüsterte, deren Sinn ihm erst noch ein dritter lästiger Zeuge erklären mußte! Man darf sich indessen die Unterredungen durch Hülfe der Dollmetscher nicht so langweilig und steif vorstellen, wie sie uns, an schnelles Sprechen und rasche Mittheilung der Gedanken gewohnten Europäern dünken mögen. Der Morgenländer, gelassen und ernsthaft in allem, was er thut, spricht auch langsam, er macht öfters kleine Pausen im Reden, und so hat der Dollmetscher Zeit genug, ohne das Gespräch merklich aufzuhalten, seine Reden zu übersetzen. Zeit genug! für den gleichgültigen Fremden, für den neugierigen Reisenden oder den speculirenden Kaufmann, aber wie unbefriedigend für ein liebendes Weib, für einen feurigen Jüngling, der die ungesehene Schöne mit alle den Reizen ausstattet, die sein Ideal höchster Liebenswürdigkeit besitzt, und dessen Vorstellung der bedeutende Sinn ihrer Reden, der Silberton ihrer Stimme, jede Aeußerung eines zarten beweglichen Gefühls so sehr bestätigt!

Zuleima konnte diesen Zwang nicht ertragen. Bey einem zweiten Besuch, der in ein paar Tagen darauf Statt hatte, schlug sie dem jungen Manne vor, ob er sich nicht entschließen könnte, Arabisch zu lernen, und es ihnen beiden auf diese Art möglich zu machen, sich unmittelbar, ohne lästige Zeugen zu unterhalten, und sich im Nothfalle auch zu schreiben. Der Wunsch der unsichtbaren Dame war für Percival Befehl. Mit aller Hastigkeit seiner Nation und seiner Jugend schafte er sich einen Arabischen Sprachmeister, eine Grammatik und Wörterbücher an, studirte und übersetzte rastlos, und brachte es in Kurzem dahin, seiner Geliebten einen ziemlich artigen Arabischen Brief zu schreiben. Mit inniger Freude empfing Zuleima diesen Beweis seiner Ergebenheit, die dem fein fühlenden Weibe um so schmeichelhafter seyn mußte, je gewisser sie überzeugt war, daß sie sie nicht körperlichen Reizen, die nicht von unsrer Willkühr abhängen, sondern einzig und allein dem Zauber ihres Umgangs, ihrer Denkungsart zu danken hatte.

Von nun an war der Verkehr zwischen den Liebenden ungehinderter und freyer, und nur durch den strengen Wohlstand der Landessitte beschränkt. Percival konnte seine Geliebte nicht so oft besuchen, als

er wünschte — Briefe voll Feuer und Zärtlichkeit mußten die Stunden der Abwesenheit verschönern, und Zuleima beschäftigte sich auch ihrerseits voll weiblicher Zartheit und Innigkeit mit ihm. Sie stickte mit eigener Hand seine Binden, die Decorationen seiner Uniform; in ihrem Harem wurde alles verfertigt, was er von weiblicher Geschäftigkeit brauchen konnte, alles in höchster Vollendung mit aller ersinnlichen Pracht und Eleganz. Es war ihr süßestes, ihr angelegenstes Geschäft, für den Liebling zu sorgen, jedem seiner Wünsche zuvorzukommen, und wenn sie ihn nicht sprechen konnte, doch ihre Augen und Finger mit ihm zu beschäftigen.

So dauerte der Umgang eine ziemliche Weile fort. Percival's Landesleute wußten um sein Verhältniß. Mancher beneidete, Mancher beklagte ihn, wenn vielleicht, bey der endlichen Entwicklung der Geschichte, der Ausgang die strenge Verhüllung der häßlichen oder längst verblühten Alten rechtfertigen sollte. Das schien indessen Percivaln kaum möglich; er konnte sichs nicht denken, daß die Züge seiner Ungesehenen nicht ihrem Wuchs, ihrem Anstand, ihrer Stimme entsprechen sollten. Daß sie noch jung sey, hatte er durch sorgfältige Nachforschungen bereits erfahren,

aber troß all dieser Gewißheiten schauderte er doch ein paar Mal, wenn ihn der Gedanke überraschte, sie — wenn sie endlich einmal den Schleyer lüftete, häßlich zu finden. Eifrig verbannte er solche Vorstellungen, und hing desto inniger an dem lieblichen Bild, das seine Phantasie ihm malte.

Indessen die Liebenden ihres seltsamen Glückes arglos genossen, gährte im Stillen die Verschwörung, welche die Eingebohrnen angezettelt hatten, um sich in einem schrecklichen Momente der verhaßten Fremdlinge zu entledigen. Die vornehmsten Einwohner von Cairo waren mit im Verständniß und so verlor sich auch ein Laut davon in Zuleima's stille Abgeschiedenheit. Erschrocken hörte sie diese Nachricht, sie forschte genauer, es gelang ihr einen Theil des Geheimnisses zu erfahren. Der Anschlag gieng zuvörderst auf das Hauptquartier der Franzosen, das umringt und gestürmt werden sollte, und der folgende Tag war zur Ausführung bestimmt. Zuleima's Herz schwankte in einem schrecklichen Kampfe zwischen ihren Landesleuten und dem Geliebten. Wie konnte sie diesen retten, ohne jene zu verrathen und zu verderben? Ein Gedanke bot sich ihr endlich dar, und sie eilte ihn auszuführen. Sie schrieb an Percival und

bat und beschwor ihn, morgen um eine bestimmte Stunde, (wo er sonst immer ins Hauptquartier zu gehen pflegte) zu ihr zu kommen. Der Jüngling erstaunte. Das hatte Zuleima noch nie gethan, nie hatte sie etwas von ihm verlangt, das auch nur von fern mit seiner Pflicht gestritten hätte, und die Ordnung seiner Geschäfte war ihr wohl bekannt. Er antwortete, und entschuldigte sich in den liebevollsten Ausdrücken. Zuleima war nichts weniger als mit dem Briefe zufrieden — sie sandte noch einmal — und bat ihn bei Allem, was ihm lieb und theuer war, nur um eine halbe Stunde, ehe er ins Hauptquartier gehen müsse. Auch das war ihm nicht möglich. Zuleima's Betragen kam ihm äußerst seltsam vor, und er beschloß, und meldete es ihr auch schriftlich, sogleich, wenn seine dringendsten Geschäfte gethan seyn würden, zu ihr zu fliegen.

Der entscheidende Tag kam. Die blutgierigen Verschworenen sahen ihn mit grauenhafter Freude anbrechen. Arglos und ruhig gingen die Franken ihren Geschäften nach. Um die gewohnte Stunde kleidete sich Percival, und schritt in Gedanken, mit Zuleima's sonderbarem Begehren beschäftigt, dem Hauptquartier zu. Noch hatte er ein paar Straßen

zu durchgehen, da sprangen an einer Ecke vier Bewaffnete auf ihn zu, warfen ihm ein weites dichtes Tuch über den Kopf, rissen ihn zu Boden, ehe er den Degen ziehen oder sich vertheidigen konnte, und schleppten ihn, ohne sich an sein Wüthen zu kehren, ohne auf seine Fragen zu antworten, durch viele Straßen, wie es ihm dünkte, bis an eine Hausthür, vor der sie stille standen. Hier schlug der Eine dreimal an das Thor, ein gleiches Zeichen beantwortete das seinige von innen. Percival verzieh sich seines Lebens, oder wenigstens seiner Freiheit, und bereute es bitter, Zuleima's Bitte nicht erfüllt, und ihr nun mit der Nachricht von seinem Unfalle so vielen Schmerz bereitet zu haben. Jetzt öffneten sich knarrende Thürflügel, Percival hörte das Steinpflaster eines engen Hofes unter den Füßen seiner Träger hallen. Jetzt war man vor einer zweiten Thüre, abermals drei Schläge von außen, und drei von innen, die Thüre ging auf, man hob Percivaln auf, nahm ihn das Tuch vom Gesicht und Armen, und er befand sich in einer zierlich gebauten Gallerie eines ansehnlichen Hauses. Er sah sich erstaunt um — die Thüren waren verschlossen, sowohl die, durch welche er hereingebracht worden war, als jene, welche aus

diesem Gange wahrscheinlich in die inneren Gemächer des Hauses führte. Er konnte nicht begreifen, was man mit ihm vorhatte, und erwartete zwischen Neugier und Besorgniß den Ausgang. Ein Umstand, der viel dazu beitrug, die letzte zu verringern, war, daß man ihm seinen Degen gelassen, und ihn überhaupt auf eine Art behandelt hatte, die Schonung für seine Person verrieth. Eine ziemlich lange Zeit verging, da öffnete sich endlich die innere Thüre, und hinter dem Vorhang, der sie bis an die Erde bedeckte, schlüpften ein paar allerliebste Kinder hervor, die ihm in silbernen Körbchen köstliche Früchte und Blumen brachten, und sich ihm freundlich näherten. Er zog die Kleinen an sich, er liebkosete ihnen, er fragte sie einiges, sie schienen ihn aber entweder nicht zu verstehen, oder nicht antworten zu dürfen. Ihre Gegenwart indessen beruhigte ihn sehr über das, was ihm bevorstand; es konnte beinahe nichts feindseliges seyn — und das schien man auch durch die Sendung der Kleinen bezweckt zu haben.

Endlich rauschte der Vorhang zum zweiten Male. — Zwei junge schöne Mädchen traten heraus, grüßten ihn ehrerbietig, und bewillkommten ihn im Namen ihrer Gebieterin, die ihn ersuchen ließ, sich zu ihr

zu bemühen. Percival war betroffen. Und wer ist eure Gebieterin? Die Mädchen lächelten und schwiegen — Percival wurde unruhig. Ein verliebtes Abentheuer solcher Art ist eben nichts seltnes im Orient, es ist aber auch immer eine sehr bedenkliche und gefährliche Sache. Der Mann, der das Glück oder Unglück hat, einer morgenländischen Dame zuerst zu gefallen (denn der umgekehrte Fall ist nicht wohl möglich, da die Frauen nie unverhüllt zu sehen sind) und gegen den sie sich die ersten Schritte erlaubt, steht zwischen zwey gleich gefährlichen Klippen — er hat entweder, wenn sein Herz dem ihrigen entspricht, die Eifersucht des Ehemanns der Dame, oder wenn ihre Reize ihn nicht zu rühren vermögen, die Rache verschmähter Liebe zu fürchten — beides mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Orients. Das wars, was Percivaln erschreckte; denn er wußte nur zu gut, es werde ihm unmöglich seyn, die Neigung der Dame zu erwiedern, und wenn sie die schönste ihres Geschlechtes wäre. Zweifelnd stand er noch an, als der Vorhang sich abermals theilte, und ein ganzes Chor lieblicher Nymphen heraustrat, die auf reich gestickten Kissen einen vollständigen türkischen Männeranzug trugen. Turban, Kaftan, Säbel — alles war

äußerst prächtig und geschmackvoll — aber was sein Herz mit freudigem Schauer durchbebte, war der Anblick einiger Desseins von Stickereien, die ihm bekannt schienen, die denen glichen, welche er schon von den kunstreichen Händen Zuleima's empfangen hatte. Sollte es möglich seyn, sollte er sich in ihrem Hause befinden, sollte er sie jetzt in wenig Augenblikken sehen? Diese Gedanken regten seine Seele in ängstlich frohen Sturm auf — und schnelle Morgenröthen flogen über seine jugendlichen Wangen. Mit ungeduldiger Hast fragte er die Mädchen; sie sahen ihn — sie sahen sich unter einander lächelnd an. Als sie ihn die reiche Schärpe mit dem wohlbekannten Blumengewinde ergreifen, und seinen glühenden Blick darauf heften sahen, da trat die Ansehnlichste unter ihnen hervor und sagte: Edler Franke! es ist Zeit, die Räthsel zu lösen, die dich beunruhigen müssen — dein Herz hat richtig geahndet, du bist in Zuleima's Hause. — — Warum sie dich auf eine solche Art hier einführen ließ, wird sie dir selber erklären — unsre Pflicht ist jetzt, dir diesen Anzug zu überreichen, und dich zu bitten, du mögest dich der Landessitte fügen, welche keinem Fremden, oder wenigstens keinem, der abendländisch gekleidet ist,

den Eintritt in das Innere des Harems gestattet. Sobald du als Muselman erscheinst, haben wir Befehl dich zu unserer Gebieterin zu führen, die endlich einmal deine Wünsche erfüllen und dich von Angesicht zu Angesicht sehen will. Mit diesen Worten neigte sich die junge Sklavin vor Percival, die übrigen folgten ihrem Beispiel, entfernten sich durch die innere Thür und ließen den Jüngling mit seinem Erstaunen, seinem Entzücken und seinem prächtigen Sultansanzuge allein. Kaum aber waren sie hinaus, kaum fing Percival an, über das, was er so unvermuthet vernommen hatte, nachzusinnen, als die äußere Thüre aufging, und zwei männliche Sklaven eintraten, Percivaln zu bedienen. Zuerst führten sie ihn in ein prächtiges Bad, und nachdem er mit allem morgenländischen Badraffinement hier bedient und erquickt worden war, begann die Toilette, und Percival war in wenig Augenblicken, gleich dem Ritter Hüon in Wielands Oberon, in einen der schönsten Türken verwandelt. Die lange majestätische Kleidung, die Gehänge von kostbaren Steinen, der reichbesetzte Turban erhoben seine natürlich edle Gestalt, und verschönerten sie um Vieles. Nun geleiteten ihn die Sklaven wieder durch mehrere Gemächer und

Gänge bis zu einer Thür, vor der zwei Schwarze Wache hielten. Diese neigten sich ehrerbietig und öffneten den Vorhang. Percival trat hinein, ein schönes liebenswürdiges Mädchen empfing ihn, um ihn zu ihrer Gebieterin zu führen. — Jetzt war der Augenblick da, jetzt sollte sein Schicksal entschieden werden, er sollte sie sehen, sie, die er unsichtbar geliebt, die seine Phantasie so reizend gemalt hatte — und die vielleicht — — nichts weniger als dieß war. Aber sie ist edel, sie ist liebenswürdig — ihre Seele muß schön seyn — wenn es auch ihr Gesicht nicht ist — und du bist ihr so unendlich viel schuldig — so sprach gebietend die Vernunft — und das Herz hörte nicht auf zu fürchten. Da fiel in dieser unruhigen Gährung seines Innersten sein Blick auf die Odalisken um ihn her. Sie waren alle höchst liebliche Gestalten, alle in der ersten Blüthe der Jugend. „Unmöglich kann die Gebieterin so schöner Mädchen selbst häßlich seyn, sie würde nicht Begleiterinnen wählen, von denen sie verdunkelt zu werden fürchten müßte," flüsterte eine leise Stimme in des Jünglings Herzen, und schneller schritt er vorwärts durch die Reihen der Mädchen und mancher sehnsüchtige Blick folgte der hohen schlanken

Gestalt und beneidete das Loos der allzuglücklichen Gebieterin.

Nun rauschte der letzte Vorhang auf, Rosen- und Ambradüfte strömten ihm entgegen. Von reichen Polstern erhob sich eine majestätische Gestalt, ganz einfach und ohne allen blendenden Schmuck gekleidet. — Der Jüngling stand erstarrt — eingewurzelt am Boden, seine Seele war in seinen Augen, ein göttliches Weib schwebte vor ihm — sie öffnete die feinen Rosenlippen — Zuleima's seelenvoller Ton drang in sein Herz, sie war es. Er sank zu ihren Füßen. — —

Wie glücklich die Liebenden waren, wie nun jeder Wunsch erfüllt und in der Erfüllung selbst zur Quelle neuer höherer Freude ward — das zu schildern wäre eben so überflüssig als unmöglich. Mehrere Monden flossen so in ununterbrochener Seligkeit hin, Percival sah seine Geliebte jetzt ohne Zwang, so lange, so oft es seine Pflicht erlaubte; denn eifersüchtig wachte Zuleima über den Ruhm ihres Geliebten und machte nie die geringste Forderung an ihn, die sich nicht mit der strengsten Erfüllung seiner Pflichten vertrug.

Da begannen die Anstalten zum Zuge des französischen Heeres nach Syrien. Zuleima erblaßte, als ihr Geliebter ihr die erste Nachricht davon brachte;

aber sie faßte sich sogleich wieder — sie bekämpfte die Schwäche ihres Gefühls, die sie mehr als einmal antrieb, ihren Thränen freyen Lauf zu lassen, und dem theuren Freunde den tiefen Schmerz zu zeigen, der ihr Innerstes zerriß. Nur in der Stille der Einsamkeit flossen ihre heißen Thränen, eine düstere Ahndung beklemmte schmerzlich ihre Brust und faßte sie, wenn sie an die Zeit dachte, wo er nicht mehr um sie seyn, wo sie seines Umgangs, seines Anblicks entbehren würde müssen, mit schauderndem Entsetzen. Aber er sollte nicht durch diese düstern Vorstellungen leiden. Sie sah den Schmerz, der seine Brust erfüllte; ihre Klagen, ihre Furcht sollte ihn nicht vermehren, und je seliger sie das Gefühl machte, sich so geliebt zu wissen, je fester ward der Entschluß in ihr, durch gefaßte Haltung, durch ein anscheinend ruhiges Betragen diese Last von dem Herzen des Geliebten zu nehmen. Mit mühsam erzwungener Ruhe, mit einer rastlosen Geschäftigkeit, hinter welcher sich die Qual, die ihr Innerstes stürmend bewegte, verbarg, betrieb sie alle Anstalten zu seiner Abreise und Equipirung. Sie selbst stickte die Decorationen seiner Uniform, unter ihrer Aufsicht wurde alles Uebrige, was zu den Bedürfnissen der Reise gehörte, mit

sinnreicher Pracht und Zweckmäßigkeit verfertigt. Sie besorgte Alles bis auf die Waffen, und Pferde von arabischer Zucht, die sie ihm so kostbar gab, als sie nur zu finden waren; und so wie eine zweite Panthea, entließ sie ihren Abradates mit großherziger Fassung und Ergebung in ihr Geschick.

Die Geschichte des Syrischen Feldzuges ist bekannt. Viele Franken fanden in jener Gegend ihr Grab — Viele kamen verwundet zurück. Percival, von dem Gedanken an seine Geliebte beseelt, that Wunder der Tapferkeit — aber er konnte seinem dunkeln Geschick nicht entgehen. Mitten im Laufe einer ruhmvollen Expedition, die sein General ihm aufgetragen und die er mit eben so viel Klugheit als Entschlossenheit ausgeführt hatte, traf eine feindliche Kugel seine Brust. Er stürzte — seine Kameraden trugen ihn aus der Schlacht. Ein Wundarzt wurde gerufen — er erklärte die Wunde zwar nicht für tödtlich, aber für äußerst gefährlich. Zum Glücke für ihn brach der Ueberrest der Armee bald nach der Schlacht nach Aegypten auf. Es war nicht möglich für Percival, den Marsch zu Fuße zu machen, noch weniger konnte er das Reiten vertragen, aber seine Liebenswürdigkeit hatte ihn allen seinen Kameraden und Untergebenen

theuer gemacht. Gern übernahm Jeder kleine Lasten oder Beschwerlichkeiten, um die Lage des geliebten Gefährten zu erleichtern. Abwechselnd mit williger Freude trugen ihn seine Soldaten, und die Officiere sorgten, so viel es thunlich war, für seine Bequemlichkeit. So ging der Zug vorwärts. Schon näherte man sich der ägyptischen Gränze, schon eilte das Gerücht von der Ankunft des Heers voraus, und erregte in Cairo Empfindungen der entgegengesetztesten Art. Zuleima's heiße Wünsche waren erfüllt — sie sollte den Geliebten wieder sehen. Er hatte Mittel gefunden, ihr Nachrichten von sich zu geben, er hatte ihr auch geschrieben, daß er verwundet worden sey; aber die Furcht, sie zu sehr zu beunruhigen, hieß ihn die ganze Gefahr seiner Lage verschweigen, und so hatte Zuleima keine Vorstellung von dem, was sie erwartete. Stolz auf ihre Liebe und seinen Ruhm verschmähte sie jede ängstliche Verborgenheit — und zog, von ihren Sklaven und Sklavinnen begleitet, in einem schimmernden Zug dem kommenden Heere entgegen. Es war ein schöner, ein rührender Anblick, sagte Herr Denon, als die Armee sich der Hauptstadt näherte, als schon die hohen Minarets die Kuppeln der Moscheen, im Sonnenschein glän-

zend, ihnen das nahe Ende langer Beschwerlichkeit ankündeten, einen Zug von reichgekleideten Sklaven beiderley Geschlechts auf Pferden und Kameelen daher kommen zu sehen, in ihrer Mitte eine hochgebildete, prächtig gekleidete Frau, die, öffentlich eine tadellose Liebe gestehend, ihren Freund wieder zu sehen kam. Achtungsvoll empfingen sie die Truppen, und einige Officiere geleiteten sie voll Anstand dahin, wohin sie wußten, daß ihr Herz verlangte; denn ihr Verhältniß zu Percivaln war kein Geheimniß für seine Freunde. Ach welches Wiedersehn! Auf zwei seiner Freunde gestützt, blaß, erschöpft durch seine Wunde und die Beschwerden einer solchen Reise sank Percival in ihre Arme. Ihre düstern Ahndungen waren erfüllt. Mitleidig in ernstem Schweigen standen die gerührten Krieger umher. Zuleima faßte sich zuerst. Bleicher als Percival, aber mit ruhiger Hoheit richtete sie sich aus seinen Armen auf — gab die nöthigen Befehle, und ersuchte um die Vergünstigung seiner Vorgesetzten, den verwundeten Officier nun durch ihre Leute in ihren Palast bringen lassen zu dürfen. Ihr Betragen hatte ihr Achtung und willige Gewährung ihrer Bitte verschafft. Langsam und still bewegte sich nun der Zug zurück nach Cairo, der mit ganz andern

Hoff-

Hoffnungen aus seinen Mauern gezogen war. Percival betrat das Haus seiner Geliebten wieder, ihn umgaben wieder die gewohnten theuern Gegenstände, ihn umfaßte Zuleima's Herz mit noch innigerer schwärmender Liebe. Sie widmete sich ganz der süßen Sorge für ihn, sie lebte nur für ihn, nur in ihm. Das Entzücken, sich so von einem solchen Herzen geliebt zu fühlen, die Freude des Wiedersehens — vielleicht auch die Veränderung der Luft, die sorgfältige Behandlung schien im Anfange wohlthätig auf Percivaln zu wirken. Er fing an sich zu erholen, er war im Stande auf zu seyn, und mit Zuleima manche schöne Stunde in ihren lieblichen Gärten am Nilufer, wie in vergangenen glücklichen Tagen, zu genießen. Aber dieses Glück währte nicht lange, die Verletzung seiner Brust war zu tief — und spottete aller Macht der Kunst und der treuesten Pflege. Langsam und allmälig sanken seine Kräfte wieder, er verblühete vor ihren Augen, und neigte in der Fülle der Jugend und Liebenswürdigkeit sich dem nahen Grabe zu. Jammernd, verzweifelnd sah sie den Strom seines Lebens unaufhaltsam verrinnen — in seiner Gegenwart entschlüpfte keine Klage ihrem Mund; wenn sein Auge sie traf und es hing beinahe

immer an der geliebten Gestalt, zwang sie sich heiter zu scheinen, um ihm den Schmerz zu ersparen, der ihn mehr als der Verlust des jugendlichen Lebens, mehr als seine körperlichen Leiden beugte, der Schmerz, sie durch seinen Verlust namenlos unglücklich zu machen. So entschlummerte er, wenig Wochen nach ihrer Wiedervereinigung, in ihren Armen.

Herr Denon konnte uns nicht sagen, was nach Percival's Tode aus Zuleima geworden war, er wußte ihr ferneres Schicksal nicht; aber die kleine Gesellschaft, die ihm in innigster Rührung zugehört hatte, vereinigte sich mit mir in dem Wunsch, daß sie so glücklich gewesen seyn möchte, durch einen frühen Tod dem Freunde bald nachzufolgen, und ein Leben zu verlassen, das, ohne ihn, nur ein zweck- und bedeutungsloses Daseyn für sie seyn konnte.

III.

Gedichte

von

Carl Streckfuß.

1.

Betrachtung des Kunstwerks.

Nicht auf den ersten Blick ergründen sollst du das Kunstwerk,
Wo es dir dämmernd erscheint, forsche mit fröhlichem Fleiß —
Schaust du zum Himmel empor, sternreich erscheint er — doch blicke
Schärfer ihn an, und es mehrt stets sich die leuchtende Schaar.
Also was reich, sinnvoll, aus dem tiefen Gemüthe geschöpft ist,
Daß es ein ew'ges Gebild trotze der Zeiten Geschick.
Zwar als holde Gestalt, leicht hingezaubert, von Mühsal
Fern, so zeig' es sich gleich; fessle durch Reize den Blick.

Aber den inneren Sinn, und wie die Theile zum Ganzen
Frey, doch nach festem Gesetz, hold und harmonisch sich reihn,
Nur dein Forschen soll es erspähn. — Lohnt Wonne des Findens
Süßer nicht, als wenn breit alles der Stümper entdeckt?
Darin zeigt der Genius sich, daß leisandeutend
Er die Gedanken erregt, eigne Gedanken des Lichts,
Daß er mit Schöpfungskraft ausrüstet die forschende Seele,
Welche sein Werk auffaßt, und es sich selber verwebt.
Also streut er Körner nur aus, doch im glücklichen Boden
Wurzeln sie tief und es keimt herrlich die Blüthe, die Frucht.

2.

Warnung.

Wer in des Busens heilgen Gründen
Ein hohes Bild mit Liebe trägt,
Und es im Leben aufzufinden
Noch zarte, süße Hoffnung hegt,
Der feßle nicht mit irdschem Bande
An diese Welt den freyen Sinn.
Er ziehe durch der Erde Lande
In ew'ger leichter Reise hin.

Zeigt auch als herrlich seinen Blicken
Ein Erdengut die Phantasie,
So gnüg' ihm dieses Wahns Entzücken,
Doch den Besitz erstreb' er nie,
Sonst sieht er dunkeln und veröden

Was kaum in Frühlingsschein geglüht,
Denn nur in Hoffnung blüht sein Eden,
Das in Erfüllung schnell verblüht.

Wen des Besitzes Banden fesseln
An dieser Erden eitles Gut,
Er findet, ach! statt Blumen — Nesseln,
Statt Kühlung — neuer Sehnsucht Glut.
Denn jedes Glück, wie hell es scheine,
Ist nur in weiter Ferne schön,
Und zeigt, ergriffen, das Gemeine,
Läßt im Gemeinen uns vergehn.

Wohl wähnest du ein Gut zu fassen —
Da faßt es dich mit starrer Hand,
Und wird auch dann nicht frey dich lassen,
Wenn schon sein falscher Reiz verschwand.
In der Gewohnheit Eisenketten
Schlägts Muth und Geist und Leben ein,
Und kann auch kühne Kraft dich retten,
Mit tiefen Wunden wird es seyn.

Mit Wunden, deren Schmerz die Flügel
Der Ahnung und der Hoffnung lähmt,
Mit niedern Wünschen, deren Zügel

Den Flug des Genius bezähmt,
Und aus des Himmels lichter Sphäre
Den kaum befreiten Feuergeist
Hernieder in des Lebens Leere,
In des Gemeinen Sümpfe reißt.

Drum feßle, wem ein hohes Bildniß
Des Göttlichen den Busen schwellt,
Sich nimmer an die innre Wildniß
Des Menschenlebens und der Welt.
Schön sind und blumig die Gestade,
Da wandl' er hin sein Leben lang,
In sich das Glück, auf stillem Pfade
In Armuth, Freiheit und Gesang.

5.
Denkspruch.

Im Glück nicht jubeln, und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben, und den Tod nicht scheuen,
Und fest an Gott und beßre Zukunft glauben,
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

4.

Beruhigung.

Wilde Sehnsucht, wirst du nimmer enden?
Wirst du ewig meinen Blick verblenden,
Wunderbar geheimnißvolles Licht,
Das herein aus hohen Fernen bricht?

Soll der schönste Tag im jungen Lenze,
Wie so lebenswarm und mild er glänze,
Ewig doch bei deinem Zauberschein
Grauenvolle öde Dämmrung seyn?

Soll ich vor den göttlichen Gestalten,
Die aus deinem Schimmer sich entfalten,
Um mich her nur ärmliche Pigmä'n,
Klein im Thun, und klein im Leiden, sehn?

Muß ich jene Hohen nur betrachten
Um mich selber knirrschend zu verachten?
Soll des Strebens peinlich heißem Glühn
Nie des eignen Beifalls Lust entblühn?

Also fragend blick' ich zu den Sternen,
Will in ihrer Schrift die Deutung lernen
Dieses Lebens, dieser öden Welt,
Dieser Glut, die meinen Busen schwellt.

Und dann ist mirs oft, als hört' ich Stimmen
Lieblich säuselnd zu mir nieder schwimmen,
Stimmen süß, wie Nachtigallensang,
Wie des Quells, des Zephyrs Flötenklang.

„Dieses Sehnen, dieses heiße Streben
Ist Erinn'rung an ein beßres Leben,
An ein Land, worin du einst gewohnt,
Wo bei hoher Kraft die Ruhe thront."

„Ahnung ists, das Land, dem du entsprossen,
Werde bald dir wieder aufgeschlossen,
Die Gestalten, die du einst gekannt,
Eine dort mit dir der Liebe Band."

„Ungeduld, die Banden zu zersprengen,
Welche dir das kühne Herz beengen,
Und mit Erdenwünschen, Noth, und Trug,
Hemmen der Gedanken Adlerflug."

„Wandle fort! — du kehrst vom öden Strande
Bald zurück zum theuren Vaterlande!
Dort, dort löset sich der bange Streit
Auf in Ruh und Himmelsseligkeit!"

„Dort auch wirst du von den trüben Jahren
Der Verbannung einst den Zweck erfahren.
Doch bis dahin forsche, grüble nicht —
Nicht Vernunft, der Glaube sey dein Licht!" —

Also spricht es — und in süße Thränen
Löst sich auf des Busens wildes Sehnen,
Weggebannt ist jeder Erdenschmerz
Und der Hoffnung Wohllaut füllt mein Herz.

Denn ich glaub' es freudig: nicht vergebens
Sey die Qual des armen Menschenlebens,
Und dem heißen liebenden Gefühl
Wink' im Vaterland ein schönes Ziel.

5.

Der edlen Freundin, Catharinen Porta in Wien.

Was der Schmerz dich gelehrt, es bleibe dir:
Stille des Herzens,
Ruh und gestählte Kraft, Weisheit und Tugend
und Muth.
Aber der Lehrer entweiche fortan, denn seiner be-
darfst du
Nimmer mehr, und erreicht hast du ein herrliches
Ziel,
Hast der Pflichten Gesetz in den eignen Willen ver-
wandelt,
Wandelst heiter und leicht, sicher auf schwankender
Bahn.

Also schreite nun fort — und was dir in Stürmen entblühet,
Freundlicher Sonnenschein nähr' es den Freunden zur Lust.
Nimmer peinige dich der Wunsch — doch bleibe die Sehnsucht
Treue Leiterin dir hin nach dem himmlischen Land.

6.

Die Knospe.

Ein Blümlein blüht — ich hab' im ganzen Reiche
Des Lenzes nie ein schöneres entdeckt.
Es blüht, beschützt von dornigem Gesträuche,
Das hinter Blättern seinen Reitz versteckt.

Noch blüht es still in seinem ersten Lenze,
Verschließt noch halb die anmuthsvolle Brust,
Doch wär' es schon die Zier der schönsten Kränze,
Doch ist es schon des trunknen Auges Lust.

Was wird es seyn, wenn nun dem Liebesstrahle
Der wärmern Sonn' es seine Brust erschließt,
Wenn eine Nachbarblum' im stillen Thale
Des Thaues Thrän' in seinen Busen gießt.

Hold Blümchen, ach! ich darf dich nimmer pflücken,
Du blühst so schön, doch blühst du nicht für mich,
Und dennoch kannst du keinen so entzücken,
Und keiner fühlt so deinen Reiz wie ich.

Eins darf ich doch — ich darf dich sehn und lieben,
Wenn nie dies Wort von meiner Lippe flieht,
Und darf mich still in tiefer Brust betrüben,
Wenn deine Schönheit einem andern blüht.

7.

Liebeslied.

Mein süßes Mädchen weint vor Lust,
Wenn sie mein Arm umstricket,
Wenn fest an ihre heiße Brust
Sich meine Wange drücket,
Doch wie im Sonnenglanz der Quell
In tausend Farben strahlet
So auch die Freude bunt und hell
Die zarte Thräne malet.

Und eine süße Regung zieht
Nach ihr die trunknen Lippen,
Was in den Wimpern glänzt und glüht
Im Fluge weg zu nippen,
Und in dem hellen Perlenthau
Der schwarzen Flammenaugen,
Gleich matten Blumen auf der Au,
Mir Labung einzusaugen.

Doch kaum genaht dem Zauberschein
Mit himmlischem Entzücken

Saug' ich nur wildre Flammen ein
In heißen Liebesblicken,
Und immer feuchter, feuchter glänzt
Ihr Auge mir entgegen,
Und glühend heiß und unbegränzt
In mir sich Wünsche regen.

O süßes Mädchen, sprich, wie stillt
Sich dir der Quell der Thränen?
O süßes Mädchen, wie erfüllt
Sich doch mein heißes Sehnen?
Soll ewig ungestillt die Brust
In Ahnung sich entzünden?
Soll ich in deinem Arm die Lust,
Doch niemals Ruhe finden?

So ruf' ich aus, und sanft und leis
Schwebt Amor auf uns nieder,
In immer engerm, engerm Kreis
Umweht uns sein Gefieder,
Bis magisch bunt ein Farbenkranz
Vor unsern Blicken flimmert,
Und nach der Wonne Sonnenglanz
Der Ruhe Mondlicht schimmert.

8.

Wünsche.

Durch des Haines Schattengänge
Wandelt' ich mit meinem Mädchen
Bey der Sonne letztem Glühen
Hand in Hand mit süßem Kosen.
Und sie sprach so klug und sinnig,
Zeigt' in ihres Geistes Spiegel
Hell und klar und schön die Welt mir
Bis in die geheimsten Tiefen —
Doch wie vor der Abendsonne
Leichte goldne Wolken spielten,
Süß den hehren Schimmer mildernd,
Also ward des Geistes Helle
Von der Anmuth Rosenschleyer
Hold gemildert und verschönet,
Und es drang ein jedes Wörtchen
Tief zum Geist und zum Gemüthe.

Und so rief ich mit Entzücken:
O du Himmelsüßes Mädchen,

Könnt' ich lange Ewigkeiten
Immer hören, dich nur hören!
Kann der Himmel höh're Wonne
Hier und dort mir jemals bieten? —
Und

sie freute sich des Wortes,
Freute sich der heißen Liebe,
Die aus meinem Blicke strahlte,
Reichte freundlich mir die Hand hin,
Bot zum Kusse mir die Wange,
Und im höchsten Wonnetaumel
Drückt' ich sie an meinen Busen,
Meine heißen Küsse strömten
Auf den Mund und auf die Wange,
Auf des Halses weiche Ründung,
Wohl auch drang mit schnellem Raube,
Zu dem warmen Schnee des Busens
Wonnesaugend meine Lippe.

Ach, du Himmelsüßes Mädchen,
Rief ich wieder voll Entzücken,
Könnt' ich lange Ewigkeiten
Immer küssen, dich nur küssen!
Kann der Himmel höh're Wonne
Hier und dort mir jemals bieten?

Und sie freute sich des Wortes,
Freute sich der heißen Liebe,
Die aus meinem Blicke strahlte,
Aber schalkhaft schwebt' ein Lächeln
Um des Mundes frische Rosen.
Und sie sprach: Die Sonne sinket,
Laß uns aus des Waldes Dunkel
Zu dem heitern Gipfel steigen,
Und ein Lebewohl ihr sagen.

Freudig folgt' ich ihr zum Gipfel.
Sieh', da strömten Rosengluten
Von des Himmels fernstem Saume
Aus der Sonne Strahlenmeere
Magisch über weite Fluren
Purpur schien der Berge Gipfel,
Purpur schien des Stromes Fläche,
Purpur schienen auch die Schiffe,
Die auf seinem Rücken schwammen.
Ueberall nur Glanz und Schimmer!
Aber von dem Glanz und Schimmer
Glitt mein Auge bald, und suchte
Das geliebte, süße Mädchen.

Ach! da stand sie — ihre Wange
Von des Abends Gluten strahlend,
In dem Auge Wonnethränen!
Und ihr Blick hing an der Sonne
Letztem Feuerstreif — und als sie
Völlig nun hinabgesunken,
Glitt es liebend durch die Weiten.
Und es breiteten die Arme
Aus sich nach den stillen Fluren,
Gleich als wollte sie das Weltall
Liebend an den Busen drücken.
Leicht und geistig stand sie dorten,
Sanft gehoben, gleich als wollte
Sie zum Vaterlande schweben.

Ach! du Himmelsüßes Mädchen,
Rief ich wieder voll Entzücken,
Könnt' ich lange Ewigkeiten
Immer sehen, dich nur sehen!
Kann der Himmel höh're Wonne
Hier und dort mir jemals bieten?

Und sie freute sich des Wortes,
Freute sich der heißen Liebe,
Die aus meinem Blicke strahlte,

Aber schweigend nur — denn Andacht
Sprach aus jedem ihrer Züge,
Hieß sie Wort und Laut verschmähen.

Aber als die Abendgluten
Nun allmählig still verglommen,
Als des Mondes Silberscheibe
Aus des Berges Gipfel strebte,
Wandelten wir durch die Fluren
Froh zurück zur lieben Heimath.
Unterweges sprach sie lächelnd:
Lieber, Ewigkeiten hören,
Dann auch Ewigkeiten küssen,
Dann auch Ewigkeiten sehen
Möchtest du mich, wie du sagtest.
Doch drey Ewigkeiten wären
Da nach deinem Wunsch vonnöthen,
Und wir hoffen höchstens Eine.
Sage drum, daß ich es wisse,
Welches ist die höchste Wonne,
Hören, küssen, oder sehen?

Also sagte sie, und blickte
Schalkhaft nach mir hin, und meinte,
Mich im eignen Wort gefangen;

Doch ich sprach gefaßt: Mein Leben,
Lange hast du wohl ergründet,
Was des Freundes Wünsche sagen.
Himmelswonn' ists, dich zu hören,
Himmelswonne dich zu küssen,
Himmelswonne dich zu sehen,
Keine größer als die andre.
Aber was ich einzig wünsche?
Dich in alle Ewigkeiten
Mit dem Geiste, dem Gemüthe
Und mit allen, allen Sinnen
Zu ergründen, zu besitzen,
Und den Geist, und das Gemüthe
Dich und mich und alle Sinnen
Ewig jung auch zu erhalten.
Lieber, sprach sie süßen Blickes,
Was du alles da gewünschet,
Ließe wohl sich kürzer fassen.
Dein Gebet sey: Güt'ger Himmel,
Laß in unsern frohen Herzen
Ewig nie die Lieb' erkalten.

IV.

Ausflucht nach Weimar

von

J. G. Seume.

Leipzig, den 16ten Mai 1810.

Endlich, lieber Tiedge, habe ich nach einigen Jahren, die ich kränkelnd hinlungerte, wieder eine Art von Ausflucht gewagt: aber welcher Abstand! Sonst machte ich einen Spaziergang nach Syrakus, jetzt mache ich eine Reise nach Weimar; und das letzte ist dennoch ein größeres Wagstück als das erstere: so ändern sich die Zeiten.

Das Wetter war den Tag vor meiner Abreise vortrefflich, so herrlich wie nur der Mai seyn kann; und jedermann wünschte mir Glück: aber ich bin der Nasenstüber vom Schicksal schon so gewohnt, daß ich sein Lächeln nicht sehr achte. Ich darf den Kopf nur zum Fenster hinausstecken, so regnet es gewiß; und ich glaube fast, der Himmel fällt einmal eine Viertelstunde vorher ein, ehe ich hinein kommen soll. Sonst schnallte ich meinen Tornister und ging; jetzt mußte ich erst zwey vierfüßige Thiere und ein zweybeiniges

in Bewegung setzen, ehe ich armes Menschlein gehörig fortgeschroten werden konnte. Gohlis, Raschwitz und Störmenthal waren bis jetzt das Nonplusultra meiner Fahrten gewesen: und es war mir doch, als ob meine Brust sich freyer und froher dehnte, als ich, links vom Heerwege ab, auf die Anhöhen der Dörfer hinaus kam. Ich hatte mir vorgenommen, in meinem Geburtsörtchen Poserne bei meiner Schwester Mittag zu halten. Links in der Tiefe lag im tiefen Nebel, ehe ich in die Gegend von Lützen kam, das Schloß Knauthayn, wo ich oft vor manchem Aristarchus als Knabe im Schulexamen stand und mir zuerst praktisch die ersten Keime meiner nachherigen Gleichmüthigkeit erwarb, weil ich schon damals begriff, nicht alles sey Gold was gelbrothen Glanz hat, und nicht alles Weisheit, was ihr Schild trägt. Ich ging in Gedanken den Inhalt meines ersten Schulbeutels durch, und freute mich, daß ich noch so vieles Brauchbare darin fand; weit mehr, als die hochwohlweisen Universitätskörper wohl glauben. Mein Blick hielt durch den Nebel an der alten Kirche fest, die von den frommen Bischöfen von Merseburg mit manchen Heiligthümern beglückseligt ist; ich setzte mich in Gedanken einige Minuten in dem heiligen Haine des großen Nordischen Kanut, der der Gegend um-

her den Namen gegeben zu haben scheint, wie noch aus einigen Dörfern erhellt. Sodann blieb meine Seele auf den alten Dorfkirchhof geheftet, wo wir seit langen langen Jahren meinen Vater begraben; ich glaube, es sind sechs und dreyßig: denn ich war damals ein zwölfjähriger Knabe. Mein Blick hing im Geiste an den dichten Schwarzdornen, die über das Fleckchen fast undurchdringlich hergewachsen waren, wie ich in der letzten Periode meiner rüstigen Beweglichkeit noch gesehen hatte. Der Schauer der Natur faßte mich; das Rückenmark fing an in dem Nacken zu glühen und die Wimper fing an feucht zu werden. Ich warf mich in den Winkel des Wagens, zog den Mantel der Windseite zu, und überließ mich ohne Widerstand der Fortwirkung dessen, was in mir erregt worden war. Einige Tropfen mochten wohl dem Auge entglüht seyn, augenscheinlich auch mit ein Dokument meiner jetzigen Schwäche im Nervensystem; denn ich glaube nicht, daß ich überzeugungsweise in meinem Alter ein Empfindler werde; als ich von außen den Regen ziemlich stark an die Kutsche schlagen hörte. Diese Tropfen des Himmels trockneten, sonderbar genug, ich überlasse Ihrer Weisheit den psychologischen Grund, die meinigen in dem Auge. Es war kalt und trocken gewesen, die Landleute beteten laut um Regen: die

Früchte standen meistens klein und spärlich. Die Milde des Himmels mochte mein Mitgefühl auf eine andere Weise in Beschlag genommen haben: das ist wohl das Ganze. Das Individuum ging im Allgemeinen augenblicklich verloren, und fand sich bald verändert und gebessert wieder. Es ward zwar nicht heiter; es blieb kalt und regnete wohl über eine Stunde fort: aber meine Seele bekam bey dem ersten Hinausblick doch einen ganz andern Spiegel.

Es hatten die Raben geächzet,
Es hatten die Fluren gelechzet,
Der Pflüger zog traurig vorbey:
Der Regen war niedergesunken,
Es hatte nun alles getrunken;
Und alles war fröhlich und frey.

Der Schmelz der erfreulichen Saaten,
Als wären sie nun schon gerathen,
Entzückte das Auge mit Lust:
Die Blüthe der herrlichen Pfirsche,
Des röthlichen Apfels, der Kirsche,
Erweiterte heilend die Brust.

Der Furcher mit seinen Genossen,
Den muthigen wiehernden Rossen,
Verdoppelt den Schritt im Gesang;
Die ehrlichen, häuslichen Stiere,
Als wärens vernünftige Thiere,
Gehn stolz den beschwerlichen Gang.

Die Gärtner mit Rechen und Kannen
Besehen die Pflanzung der Tannen;
Es hat sie der Himmel getränkt:
Und, wie den verdursteten Fluren,
Hat Gott allen bessern Naturen
Zum Mai noch ein fröhliches Antlitz geschenkt.

Es möchte das Ansehen haben, als ob man die Sänger des Maies, nicht die Nachtigallen, die noch lieblich genug schlagen, sondern die eigentlichen Maipoeten, unter die ich leider auch gehöre, dießmal etwas auf die Finger schlagen müßte, wenn sie laut werden: denn der Himmel hat uns bisher so sehr mit Nordwind, Ostwind und was zwischen diesen beyden bläst, heimgesucht, daß ich in dem Zwerchfelle wenigstens zwanzig Centner Bley zu tragen glaube. Das ist, mit Erlaubniß des Himmels, nicht ganz billig gegen uns arme Siechlinge und Sterbelinge verfahren: und wenn es noch länger so fort geht, laufe ich noch Gefahr in einem solchem Paroxism von Bauchgicht den letzten dummen Streich zu machen. Jeder Wagenstoß drohte mir die Symphysis zu sprengen, unter den entsetzlichsten Schmerzen. Das Bedürfniß nöthigte mich oft hinaus, und der Sturm schickte mich immer etwas fieberhafter wieder hinein in den Kasten. Dabey ward die Luft bald wieder so zehrend und trocknend für Lunge und Leber, daß mein Vetturino,

der sich meiner brüderlich annahm, mir aus jedem Brunnen den ledernen Reisebecher zur Labung füllen mußte: denn von dem Gebrausel von Styx, Kocyt und Phlegethon, das sie Bier zu nennen beliebten, konnte ich keinen Tropfen genießen; und Wein, vom alten Vater Johann und seiner Tochter Konstantia bis zum Potsdamer Herlingsgewächs, wäre mir Gift gewesen.

Trotz der unfreundlichen Luft von außen und den Quälgeistern von innen schlugen mich nach und nach die Nachtigallen in den Büschen doch in eine ganz leidliche Stimmung, als ich mich meiner Wiegengegend näherte, wo mich jeder Gegenstand an irgend einen Knabenstreich erinnerte. Ich verließ den Ort in meinem siebenten Jahre; aber in den drey ersten Jahren der frühesten Erinnerung lag für mich eine schöne Welt beschlossen; so glühend sind die Farben der ersten kindischen Gemälde in der Seele. Als ich das letzte Mal hier war, vor ohngefähr drittehalb Jahren, begruben wir meine Mutter; seitdem ist mein Leben nur Kampf mit der Krankheit gewesen und das Gerücht hat mich hier und da schon über den Acheron geschickt. Unwillkürlich verwickelte mein Gefühl das Bild meiner Mutter in jeden Gedanken, den ich hier dachte: Gewohnheit und beständiges Hierseyn hatte

nichts

nichts verwischt; und es ward mir schwer, sie als hingegangen zu denken. Jeder Stuhl erinnerte mich an ihr freundliches Antlitz, und ein Blick nach dem nahen Kirchhofe machte mir das Auge heißer. Ich eilte in den Garten, der Empfindung zu wehren, und besahe die jungen Pflanzungen der Kinder meiner Schwester, die höchst erfreut waren über das Lob ihres Fleißes und ihrer Ordnung, und einige Nachtigallen auf blühenden Aepfelbäumen feyerten wetteifernd vielleicht die schönsten Stunden ihres Lebens. Es ist etwas eigenes um den Zauber der Kindheit. Ehemals war mir alles so groß, so weit, so herrlich, so feyerlich; jetzt ist es mir so klein, so enge, aber doch so heimisch, so traulich, daß ich mit aller meiner Welt von Petersburg bis Syrakus hier wohl wieder Knabe werden könnte.

Dort steht noch, im Dorf' in der Mitte,
Die freundliche friedliche Hütte,
Wo einst mich die Mutter gebar,
Der Vater dann jauchzte vor Freuden,
Daß glücklich der Knabe nun beyden
Zum Leben geboren nun war.

Dort ritt ich mit großer Beschwerde
Gar tapfer die hölzernen Pferde
Und dachte sehr wichtig dabey;
Dort war ich ein Feldherr nicht ärmlich,
Und schlug unbarmherzig erbärmlich
Mit meinen Soldaten von Blei.

Dort naſcht' ich die zeitigen Kirſchen;
Dort ſtahl ich dem Nachbar die Pfirſchen,
Sie waren ſo lieblich gemalt:
Da fuhr mir die Angſt in den Magen,
Bis ich ſie bey Zittern und Zagen
Gehörig von hinten bezahlt.

Dort war ich im Klettern der beſte,
Stieg hoch dort hinauf durch die Aeſte
Auf jenen nun alternden Baum;
Dann kam und vertrieb mir das Faſeln
Der Vater mit biegſamen Haſeln:
Es war doch ein lieblicher Traum!

Dort bin ich mit Keuchen und Schnaufen
Zuerſt nach den Sprenkeln gelaufen,
Daß ich mir die Stirne gewiſcht;
Bin dort in den Veilchen geweſen,
Dort hab' ich die Morcheln geleſen,
Dort hab' ich die Schmerlen gefiſcht.

Dort ſtand mit geſchäftigen Händen,
Die Gabe des Himmels zu ſpenden,
Rund um ſie das fröhliche Haus,
Die Mutter und eilte und eilte
Mit Blicken rund um ſich, und theilte
Das reichliche Butterbrot aus.

Dort hab' ich die Stirne gerieben
Und Katzengedärme geſchrieben;
Dort hab' ich die Nüſſe gekauft,
Sie waren ein feſtliches Eſſen,
Auf ſie war ich mächtig erſeſſen,
Dort mich mit dem Vetter gerauft.

Dort perlt noch in silberner Welle
Die herrliche freundliche Quelle,
Am Fuße des Hügels in Stein:
Die heilige nennt sie der Pflüger;
Beflecke kein frecher Betrüger
Die Nymphe so lieblich und rein.

Dort steht noch die rußige Schule,
Wo stolz von dem ledernen Stuhle
Herr Bakel das Zepter geführt,
Und wo wohl zuweilen der Paster,
Ein strenger gar sträflicher Knaster,
Uns fensterte wie sich's gebührt.

Sey alles so klein und so nichtig,
Dem Herzen ists groß hier und wichtig,
Als wärs kapitolischer Grund.
Geh, fahre von Irkuzk bis Kalpe,
Den Schweizer hält nur seine Alpe,
Den Lappen sein Rennthier gesund.

Meine Schwester begleitete mich mit ihren Kindern in dem Wagen weit weit hinaus in die Flur, wo sie Fenchel stecken und Möhren graben wollten. Die Magd mußte Spaten und Gabeln nachtragen. Alles geschah mit Fleiß und Freude. Mein kleiner Neffe, ein Bube von neun Jahren, konnte sich nicht zufrieden geben, weil keine Schmerlen für mich da gewesen waren. Man hatte die letzten, die man nicht länger halten konnte, nur vor einigen Tagen verzehrt, weil man an meiner Ankunft zu zweifeln anfing: ich mußte also mit Gewalt versprechen, rückwärts wieder

zu kommen, wo ich mein Lieblingsgericht finden sollte. Es entfuhr mir im Scherz, daß ich sagte: Höre Du, Vetter Fritz, Du denkst wohl eine reiche Erbschaft zu thun, wenn ich sterbe; da irrst Du Dich gewaltig. Ich verzehre alles richtig, und werde kaum meine Schulden bezahlen können. „Ey was, versetzte der Knabe schnell mit glühenden Augen, leben Sie nur, und werden gesund, und befinden sich wohl; wir haben genug und brauchen und wollen nichts mehr und werden arbeiten lernen.“ Es that mir sehr wohl, in der Familie noch so viel gute Gesinnung und gute Zucht zu finden. Das ist noch vom Großvater und von der Großmutter, dachte ich; gebe der Himmel daß es abwärts so fort geht.

Ich verließ meine väterliche Flur sehr zufrieden und wohl, und blieb beydes so lange der Wagen nicht warf. Bey Plotha kam ich aus dem Labyrinth von Dörfern wieder heraus auf den Heerweg. Die Besitzung gehört einem meiner Leipziger Freunde, dem Herrn G. Winkler, der zuweilen seine Puppe daraus macht, die er nach der Lage des Orts niedlich genug ausgeputzt hat. Während die Pferde vesperten, wandelte ich einsam in den Gärten herum und dachte, wie herrlich es seyn müßte, wenn dieser und jener und diese und jene eben jetzt mit hier wären: aber der

leidige Merkur hält mit seinem Stecken und Stabe seine Geweiheten die schöne Zeit fest auf dem ledernen Sessel. Da sehen Sie sogleich die liebe Erbsünde wieder! Kaum kann der Siechling die Nachtmütze wieder zum Fenster hinaus stecken, so fängt er stracks wieder an nach vielen Genüssen zu geitzen. Nun rollte ich zum Nachtquartier nach Naumburg in den Hecht zum Herrn Eichhof, ordnete meine Mahlzeit und schlich zum Besuche zum Domprediger Krauße, der bald eine apostolische Wanderung nach Königsberg machen wird. Der Mann wird mit Recht im Vaterlande geschätzt und geliebt, und wünscht von Seiten zeitlichen Vortheils keine Verbesserung seines Zustandes: aber evangelische Gründe und die Wirkung einer größern Summe des Guten haben ihn vermocht, den ehrenvollen Antrag nicht abzulehnen. Möge er bald dem Vaterlande und sich selbst eben so erfreulich zurückkehren wie unser Landsmann Krug!

Im Hechte hatte man meine Ordonnanz wegen der Wassersuppe so pünktlich befolgt, daß ich während der ganzen langen langen Zeit meiner Krankheit kein so unschuldiges Kochsal in Erfahrung gebracht hatte, so wenig Butter und so winzige Körnchen Salzes hatte man in der Nachbarschaft von Kösen dazu genommen. Mit dem Spargel und dem Fische hatte ich dafür desto

mehr Ursache, als Diätetiker und Schmecker zugleich zufrieden zu seyn, weil man dabey nicht eben so genau nach meinem Recepte verfahren war. Ist das nicht ein Jammer, daß unser einer, ein Kerl der sonst Kraut und Rüben roh verzehrte, als wär' es Studentenfutter, jetzt in seinen alten Tagen mit so schlechtem Anstande und Erfolge den Küchenphilosophen machen muß? Den folgenden Morgen kutschirte ich über die Saale, den schweren Berg hinauf über das Schlachtfeld nach Weimar. So gut ich die Gegend kenne, und ich kenne sie ziemlich gut, ob ich gleich nicht ihre völlige Nomenklatur weiß, hatten die Preußen den ganzen Vortheil der Stellung in den Händen oder konnten ihn in einigen Stunden sogleich haben. Wehe ihnen, daß sie diese Stunden unbenutzt verstreichen ließen! Es gehörten viele und große Sünder dazu, an einem einzigen Tage das Glück und die Ehre der Nation so gewissenlos zu vergeuden. Es ist kaum begreiflich, wie vereinzelt und verwirrt ein sonst so achtungswürdiges Ganze hier zu Werke ging. Wer den Verlust der Schlacht voraussagen wollte, mußte auch wissen, daß man eben so und nicht besser und zweckmäßiger handeln würde. Es ist überall erster Hauptgrundsatz im Kriege, so viel als möglich in dem Moment der Entscheidung alle

Hände und Köpfe in gemessene Thätigkeit zu bringen: hier scheinen die Deutschen gerade das Gegentheil gethan zu haben. Der Erfolg rechtfertigte auch die Grundsätze der Kunst. Nicht die Ueberlegenheit der französischen Waffen hat gesiegt; sondern die Schwäche des deutschen Geistes ist geschlagen worden. Daß man Kösen hatte besetzen lassen, war freylich wohl kein Meisterstreich: indessen war dadurch noch nichts lethales geschehen. Wären die Franzosen bey Hassenhausen zurückgeworfen worden, wie sie konnten und mußten, und hätte man ihnen oben bey Jena die Ersteigung der Saalgebirge verwehrt, wie man sollte und konnte, so würde man sich links schon zum Rückzug entschlossen haben, und der Verlust des Magazins bey Naumburg, freylich schon beträchtlich genug, wäre das Ganze gewesen. Schwerlich wäre man in die Ebenen von Sachsen vorgerückt, wenn man eine entschlossene starke Armee hinter sich hatte; und Verweilen im Saalthale und den engen Gebirgspässen hätte sehr gefährlich werden können. Um uns zu rechtfertigen müssen wir das Schicksal anklagen: ich will aber nicht sagen, was ich von dieser Anklage halte.

Als ich in Weimar mein Reisebündel im Gasthofe zum Erbprinzen gehörig geborgen und für meinen Leichnam auf den Abend und die Nacht alles gehörig be-

sorgt hatte, wandelte ich über den Markt hin, die Esplanade hinauf, vor Thaliens Tempel vorbey, zu Vater Wieland. Die Hauptabsicht meiner Reise war, wie sie wissen, den alten Herrn zu sehen, der sich immer so patriarchalisch freundlich meiner angenommen hat und den ich mit jedem neuen Wiedersehen höher schätze und lieber gewinne. Seine Sieben und siebzig sind nur in so fern zwey böse Sieben, als sie wahrscheinlich nicht länger halten als andere Zahlen und dann nicht wieder kommen: übrigens ist er heiter und munter, sprüht nicht selten von Witz, wie man ihn nur in der schönsten Zeit erwarten konnte, scherzt lebhaft wie ein Zwanziger, nur züchtiger und feiner, und die Grazien scheinen noch alle ihre Gaben neu und frisch über das Antlitz ihres Lieblings ausgegossen zu haben. Ich war gesonnen, außer einigen meiner Freunde dort niemand zu sehen; doch konnte ich nicht umhin der Prinzessin Karoline das Versprechen zu halten, das sie mich ehemals hatte thun lassen, sie zu sehen so oft ich nach Weimar käme, ohne mich um irgend eine Art von Toilette zu bekümmern. Die letzte Erlaubniß war damals nothwendig, da ich als Fußgänger lauter Streifparthien mit meinen Reiseperquisiten in der Tasche machte. Jetzt erlaubt mir meine Gesundheit durchaus nicht, mich gehörig zu kleiden.

Die Großfürstin Maria hatte indeß die Güte mich sehen zu wollen, und meinte, ich sollte kommen, wenn auch der Großpapa der Cyniker, barocken Andenkens, gegen mich ein Antinous wäre. Mein Gott, sehr gern, dachte und sagte ich: nur konnte ich nicht Form und Anstand so beleidigen, etwas zu wünschen, was von meiner Seite nicht schicklich gewesen wäre. Ich sahe die Großfürstin zum ersten Male, Wieland war mein Begleiter, und ich vergaß einiges zu sagen, was ich ihr wohl hätte sagen können und sollen; z. E. wieviel herzliches mir ihre Mutter, die Kaiserin, an sie aufgetragen als ich in Petersburg war; wie ich am Tage der Schlacht von Jena, in dem Posthause zu Düben, auf meiner Rückkehr von einer Herbstpromenade, in meiner Sorglosigkeit über eine Stunde dort saß, ohne zu wissen, daß sie oben im Hause war, ob ich gleich die großen Wagen im Hofe sahe. Schon nachdem sie längst fort und ich über die Mulde war, machte mir der Gelbrock darüber den Rapport. So geht mirs; ich bin immer mit gewissen Herren gar mächtig weise, wenn sie vom Rathhause kommen. Die Großfürstin war die Güte und Anmuth selbst. Es ist eine wohlthätige Erscheinung, solche Frauen in einem Fürstenhause zu finden, wie die beyden jungen Damen sind. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht Her-

zensfreundinnen in dem besten Bürgersinne wären. Noch muß ich Ihnen bekennen, man hält mich fälschlich für einen Fürstenfeind; ich habe sogleich mehr Achtung vor dem Guten und Schönen und Wahren, wenn ich es an Fürstenkindern finde, weil ich sehr wohl weiß, wie schwer die Verworfenheit der Menschen es ihnen macht, echt gut und vernünftig zu werden und zu bleiben. Daß mir die Fürsten und ihre Machtvollkommenheit nicht das Heiligste, Höchste im Leben sind, wird mir eben sowohl erlaubt seyn, als daß ich nicht an die Unfehlbarkeit des seligen Papstes glaube. Es ist keine eigene Fürstenkrankheit, die Wahrheit nicht vertragen zu können; die übrigen Menschenkinder sind eben so sehr und vielleicht noch mehr damit behaftet und blicken furchtbar ungeberdig, wenn man nur Miene macht an ihrer Allweisheit zu zweifeln. Daß man mit Wahrheit sagen kein Glück macht, ist freylich in der Regel, beym Kaiser von China so gut wie bey dem letzten Dorfschulzen von Meißen; das scheint nun aber einmal in der armen menschlichen Natur zu liegen und auch seinen psychologischen Grund zu haben, der nicht gar zu schlimm ist. Die Erörterung wäre hier viel zu weitläufig. Meine eigene Empfindung stieg in Weimar bis zur Wehmuth, wenn ich das Vorige mit dem Jetzigen verglich. Herder und Schiller wa-

ren schlafen gegangen, beydes Männer, deren Achtung und Freundschaft ich genossen hatte: seit meinem letzten Besuche war auch die vortreffliche wahrhaft fürstliche Frau Amalie nicht mehr, war auch unser Fernow gestorben. Solche sokratische Zirkel sind wohl selten gefeyert worden, werde ich wohl nie wieder feyern, wie bey der Herzogin Mutter, wo Anmuth und Würde, Heiterkeit und Ernst, Witz und Laune, Sitte und Anstand, Kenntniß ohne Schulstaub und Scherz ohne bittern Stachel in der kleinen Gesellschaft herrschten. Wer das Glück gehabt hat, daran Antheil zu nehmen, spricht davon als den schönsten Stunden seines Lebens: zu den schönsten des meinigen gehören sie gewiß.

Noch führte mich Freund Bertuch zur Frau von S... einer Dame, der ich für die thätige Theilnahme an dem Schicksal unseres Freundes Fernow in der letzten hülflosen Zeit seines Lebens danken mußte. Fernow war ein Mann, dessen wahre Verdienste nur sehr spät gewürdiget wurden und der die Früchte der gewonnenen Achtung selbst nicht lange genießen konnte. Seine ganze Jugend war ein Kampf mit den Umständen in dem Vaterlande und in Italien: nur einige Jahre dauerte sein schönes Leben unter dem Schutze seiner Gönnerin, der Herzogin Mutter, der Freund-

schaft des Musageten Goethe und der reinen Achtung aller Bessern, die ihn kannten. Er brachte bekanntlich seinen Tod schon mit von den Alpen. Seine Freundin und Wohlthäterin will uns eine Skizze seines Lebens und Charakters aus der Zeichnung seiner vertrauteren Freunde, Kügelgens, Reinharts, Böttigers und anderer geben. Ich selbst bin so sorglos gewesen, seine Briefe zu verlieren, deren ich wenigstens ein halbes Dutzend von Rom und Weimar aus hatte, die nicht ganz unwichtig waren; denn er hatte nicht die Gewohnheit, viel über nichts zu schreiben.

Hier sahe ich noch zum Abschied auf einige Minuten Falk, den ich in seinem Wohlaussehen kaum erkannte, so wie er aus dem knight of the woful countenance seinen alten Syrakuser nicht heraus fand. Ich achte den Satyr sehr hoch, der in einer so furchtbaren Krise einen so braven Charakter standhaft durchträgt: und es macht dem Herzog wahre Ehre, daß er den Werth eines solchen Mannes auch öffentlich anerkennt und schätzt. Falk weiß, daß ich ihm nie mit einem Worte geschmeichelt, daß ich ihm vielleicht nie eine Sylbe angenehmes gesagt, weder zu Hause noch auf dem Markte; aber es thut mir wohl, wenn man einen wackeren Charakter nach meinem Sinne so wacker durchträgt, wie Falk und Iffland; eine Erscheinung, die jetzt leider nicht sehr oft vorkommt.

Nun fuhr ich eben so wieder nach Hause. Diese Reise sollte zugleich auch eine Probe seyn, ob und wie ich das Fahren würde vertragen können. Ich finde, es geht noch leidlich genug; und Sie sind gar nicht sicher, daß ich Sie nicht ehestens in Ihrem Tempe zu Töplitz überfalle. In Poserne aß ich, um alle zufrieden zu stellen, die herrlichen Schmerlen, die mir mein Neffe gefangen und meine Schwester selbst köstlich zubereitet hatte, auf dem Edelhofe, wo sie selbst die gnädige Tante des Hauses nach allen Prädikamenten lobte. Zum Nachtische wurden alle Reminiscenzen der Jugend genossen; kein verächtliches Gericht, wenn sie gut, und gut gehalten sind. Bald wird die Zeit kommen, wo wir alten ehrlichen Kauze ganz davon leben müssen. Wohl uns, daß wir eine reichliche Konditorey in diesem Artikel angelegt haben. Freylich werden wir die Sache nicht so raffinirt betrieben haben, wie einer meiner Bekannten, der in seinen bessern Tagen zu der Sekte der Libertiner gehört zu haben scheint, die schon in der Apostelgeschichte vorkommt, der eine schöne Pfirsche, die er nicht genoß, bloß deswegen mit so großem Vergnügen betrachtete, weil sie ihm in Miniatur die beste Reminiscenz einer vortrefflichen Kallipyge gab. — Trahit sua quemque voluptas. Wir haben uns hoffentlich andern Vorrath gesammelt.

Sie können mich, laut unserm Vertrage, nur als griechischen Lektor bey dem Prälaten in Ossek ansagen; doch nur auf vierzehn Tage: auf länger mache ich mich nicht verbindlich. Da will ich denn einige Theokritische Idyllen oder eine Aristophanische Schnurre erklären, mit der Bedingung, daß ich neun Zuhörer bekomme, die mich verstehen: denn bis zur Doppelzahl will ich meine Forderung nicht treiben. Kaum hat Numa Pompilius so sehnlich verlangt nach seiner geliebten Nymphe im heiligen Hain, als mich verlangt nach der heilenden Egeria, deren Wunderkraft gerühmt wird von Skandinavien bis über die Syrten hinab. Da nun die Aeskulape die Wasser von Töplitz als Vorbereitung zur Weihe verordnen, folge ich desto eher, da dieß mir wenigstens auf einige Tage den Genuß einiger meiner Lieben verschafft, unter denen Sie gewiß nicht der letzte sind. Grüßen Sie mit Herzlichkeit unsere vortreffliche Freundin. Es wird Ihnen gewiß nicht einfallen, dieses für eine Reisebeschreibung zu nehmen: es soll nur ein kleines Dokument seyn, daß Ihr Freund noch nicht ganz todt ist und in der That noch zuweilen eine Art von regsamer Lebenskraft in sich verspüret, die sich vielleicht wieder festsetzen und ihn aufrichten kann. Gott erhalte Sie alle!

V.

Gedichte

von

Buri.

1.

Der Doppelkranz.

Ein Idyll.

Ida:

In den schwülen Sommernächten
Schlummern meine Alten lang.
Laß uns, Wilhelm, Kränze flechten
An des Blumenhügels Hang!

Wilhelm:

Top! Wir flechten um die Wette:
Wer am ersten fertig wird?
Bis die Aeltern aus dem Bette,
Und dein Frühstücksglöckchen schwirrt.

Ida:

Aber, Wilhelm, laß uns Blümchen
Wechselsweis einander leihn:
Du mir Nelken, Nard' und Thymchen,
Ich dir Rosen und Agleyn.

Wilhelm:

Ey, das sollen Kränze werden,
Recht mit Sinn und mit Verstand!
Schöner als sie je auf Erden
Ein verliebtes Pärchen wand.

Ida:

Nimm zuerst die weisse Rose,
Von der Knospe halb verhüllt,
Die verschämte Farbenlose —
Welch ein heil'ges Unschuldbild!

Wilhelm:

Laß die rothe mich dir bieten,
Nimm mit Innigkeit sie hin!
Ihre zarte Flammenblüthen —
Ida, du erräthst den Sinn.

Ida:

O verschmäh nicht die Resede!
Prunklos duftet sie und süß,
Unbekannt mit Schönheitsfehde,
Deren Sieg sie allen ließ.

Wilhelm:

Dank! sie lächelt schön im Kranze,
Wie das Blümchen Wunderhold.
Diese Nelk' im dunklen Glanze
Beut dir ihr schattirtes Gold.

Ida:

O wie duftet die so labend,
Deines Geistes Sinnbild mir!
Düfte sammelnd für den Abend,
Dankt dies Geisblatt dir dafür.

Wilhelm:

Nimm das Ebenbild der Treue,
Diese holde Hyacinth',
Deren reiner Himmelbläue
Eine Silberperl entrinnt.

Ida:

Diese hehrste aller Gaben,
Die kein Kranz entbehren kann,
Müssen beide Kränze haben.
Nimm die Schwesterdolde an!

Wilhelm:

Die ich nicht vermissen möchte
Um den Thron der ganzen Welt!
Traun! die Hauptzier im Geflechte,
Das der Zukunft Bild enthält.

Ida:

Der Gedanke macht mich selig,
Daß ein Lebensbild es sey.
Und mein Kranz wär' überzählig,
Fügt' ich noch ein Blümchen bey.

Wilhelm:

Machst du schon dein Kränzchen fertig,
Willst es schon in Rundung drehn?
Meins ist noch des Zweigs gewärtig,
Der auf Gräbern pflegt zu wehn.

Ida:

Nein, wir dürfen uns nicht spenden
Schwermuthsdüstern Rosmarin.
Der soll einst aus Freundschaftshänden
Beider Grab zugleich umziehn.

Wilhelm:

Du hast Recht, Geliebte! Können
Wir die Kränze schließen itzt?
Ach! schon müssen wir uns trennen,
Die der Schlummergott geschützt.

Ida:

Laß die Kränzchen uns verflechten,
Daß ein Rund ins andre läuft;
Meins zur Linken, deins zur Rechten!
Sieh! wie schön's zusammengreift!

Wilhelm:

Allerliebst! Du Herzensmädchen,
Dein Gedank' ist himmlischschön!
Komm! das sinn'ge Doppelrädchen
Müssen jetzt die Aeltern sehn!

2.

Die Kastanienblüthe.

Ein Faun verfolgte die Dryade
Der blühenden Kastanea.
Erfrischt kam sie vom Silberbade,
Nicht ahnend die Gefahr so nah.
Ein Keuchen hinter ihrem Rücken —
Erschrocken blickt sie um. „O fallt,
Ihr Berge, fallt, mich zu entrücken
Des Ziegenfüßigen Gewalt!"

Schon fühlt sie in dem Schwanennacken
Des Wüstlings heissen Odem wehn.
„Im Nu wird mich die Krall' erpacken!
O rettet mich, ihr Himmlischen!"
Zum trauten Schützling, ihrem Baume,
Trägt sie der angestrengte Lauf.
In ihrer Angst halbwachem Traume
Schlingt sie sich rasch am Stamm hinauf.

Es scheint sie Götterkraft zu heben.
Erhört Latonia ihr Flehn?

Mit ätherleichtem Aufwärtsschweben
Erreicht sie flugs des Wipfels Höhn.
Dahin dringt nur der Wunsch des Frechen,
Doch seiner Kraft Vollbringen nicht.
Die schwanken Aeste würde brechen
Des Unbehülflichen Gewicht.

Die Nymphe dankt' auf luftgem Sitze
Dianen Rettung aus Gefahr.
Jetzt erst gewahrt sie, daß die Spitze
Des Fingerchens verwundet war.
Ob sie die rauhe Rind' im Klettern,
Ob sie ein Dornenstrauch geritzt?
Ob ein Gewächs mit Stachelblättern?
Blieb noch unausgemacht bis itzt.

Das Ichor träuft auf Blüthenkronen
Des Baums, der ihr sein Ruhbett leiht.
Sie fleht zur Göttin, ihn zu lohnen
Dafür auf alle Folgezeit.
Vier zarte Purpurtropfen prangen
Seitdem in seinem Blüthenschnee.
Mein Blick bleibt sinnig darauf hangen,
So oft ich blühn im May ihn seh'.

3.

An die um eine Schwester trauernde Lydia.

Setze deiner Trauer Gränze,
Freundin, länger weine nicht!
Dein umwölktes Auge glänze
Wieder von der Freude Licht!

Komm! Auf meiner Rosen Beete
Kannst du Lehre dir erspähn,
Wo sie ruhig auf verwehte
Schwesterblüthe niedersehn.

Blühn die Holden darum minder,
Weil entblättert jene sank,
Ehe der entzückte Finder
Ihres Athems Balsam trank?

Ueber theuren Schwestertrümmern,
Die, im Tode selbst noch schön,
Blaßroth an dem Boden schimmern,
Lächeln sie wie Grazien.

Und aus dem Gezweig von Buchen,
Nah' am leisen Wasserfall,
Wirbelt tröstend ihre Fugen
Die befreundte Nachtigall *).

Ihre Stimm' ist Liebgekose,
Zarter Freundschaft sorgsam Flehn.
Ihre Lieblingin, die Rose,
Blüht, ihr lauschend, doppelt schön.

Komm, o holde Thränenmüde!
Lern' von Rosen Lust nach Leid!
Fehlen soll's auch nicht am Liede,
Das dir Freundschaft tröstend weiht.

---

*) Im Morgenlande glaubt man an eine besondere Liebe zwischen der Nachtigall und der Rose.

4.

Traumgesicht.

Sonett.

Kummermüd' entschlief ich unter Schatten,
Mir erschien auf nachtumflorten Matten
Ein Altar. Sieh! schauervoll stand da
Eine Sanduhr, dem Verrieseln nah.

Eine Aeolsharf', ein Lämpchen hatten
Ihren Platz zunächst. So weit ich sah,
Schien mit Schwermuth alles sich zu gatten.
Trübe Ahnung sagte, was geschah.

Schnell verrann das letzte Stäubchen Sand,
Die verhängnißvolle Uhr stand stille.
Ein Orcan erwachte mit Gebrülle,
Daß der Lampe Licht verweht' und schwand.
Plötzlich, von des Sturmwinds Hauch gespannt,
Sang die Harfe Harmonien-Fülle.

Deutung.

Bild meines Lebens, das zu Ende rinnet!
Sein Licht erlischt im ungeheuren Leid.
Doch, Wunder! in der Todesnacht beginnet
Der Jubelhymnus der Unsterblichkeit.

5.

Die Krönung des Hesiodus *).

Böotiens Bewohner lebten blind
Und taub für schöne Kunst und Lieder.
(Gebildtes Völkchen! wie viel Brüder
Hast du in * *, die dir ähnlich sind!)
Wenn Hesiod die zarte Leyer
Mit der Begeistrung hehrem Feuer
Zum Hauch der glühnden Lippen schlug,
Verhöhnten ihn die dummen Schreyer:
Und riefen: „Welch ein Gequik! Der junge Sänger

---

*) Pastor ille Hesiodus, quem poetica lauru camoenalis familia coronavit. Symmach. L. I. epist. 53.

Ist, bei'm Sylvan! nicht klug!"
Und lachten laut, und trieben rohen Spaß,
Wie Midas und wie Marsyas,
Und ihre Ohren wurden sichtlich länger.

„Und dieses Volkes Sohn war Hesiod,
Der Musenliebling?" — Wir verstehen
Die Frage, Freund! Hast du denn nie gesehen
Ein Distelfeld, das eine Rose bot?
Am Fuße des Parnaß
Lag Askra, unsres Sängers Wiege,
Der alt- und neuen Welt zur Gnüge
Durch ihn bekannt. Ein Fußpfad schlang
Durch ein Gebüsch von Lorbeer und von Myrte
Sich einsam bis zu einem Felsenhang,
Wo unser liederreicher Hirte
Oft halbe Nächte saß und sang.
In diesen stillen heil'gen Räumen,
Umweht von dichterischen Träumen,
Besucht' ihn dann der Kastaliden Chor,
Und spielt' ihm Himmelsmelodieen vor.
Nachahmende Begeisterungen,
Der Musenlieder zarter Wiederklang,
Durchschaurten ihn — und was er dann gesungen
Aus liebevollen Herzens Drang,

Das nannten selbst die Göttinnen gelungen.
Doch der bescheidne Künstlersinn,
Fern, seinen eignen Werth zu ahnen,
Erkannt' in allem nur ein Mahnen,
Für höhere Vollkommenheit zu glühn.
Mit jeder Sonne, die den Helikon beschien,
Erneut' er, frömmer stets, den heil'gen Schwur:
Zu wandeln treulich der Natur
Und schönen Einfalt ew'ge Bahnen.

Den Göttern hatten einst Böotiens Leute
Ein Fest geordnet. Kindisch freute
Sich Alt und Jung auf diesen Tag,
An dem man müßiggehn und schwelgen mag.
Es dampft die Hekatombe feister Farren;
Horch! um die Wette pfeifen, schnarren
Die Fistul und das Haberrohr,
Bald einzeln, bald im disharmon'schen Chor.
Und alles klatscht. Man kannte noch kein Scharren,
Das Virtuosen unsrer Zeit
So oft gereicht zu bitterm Herzeleid.

Indeß man so das Götterfest entweiht,
Erscheint auch Hesiod, durch innern Drang berufen.
Voll liebenswürdger Schüchternheit

Verweilt er auf des Tempels untern Stufen,
Versunken in des Tages Heiligkeit
Und der gefeyrten Hohen Göttlichkeit.
Das tosende Gewühl der Menge,
Die echt-boötischen Gesänge,
Der Ungeweihten jauchzendes Gedränge,
Erwecken ihn nicht aus der Andacht Glut,
Indeß die Leyer stumm an seinem Herzen ruht.

Und siehe! Von Parnassus stillem Pfad
Der Aoniden Schwesterchor sich naht.
Mit Lorbeergrün umkränzt das goldne Haar,
Durch hoher Blicke sanfte Strenge
Zertheilend rings der Neubegier Gedränge,
Entschweben sie zum lodernden Altar;
Und ehrfurchtsvoll verstummt sogar die rohe Schaar.
Zuerst den hohen Göttern eine Spende
Weiht jeder frommen Muse Hand
Des Festes heil'gem Opferbrand;
Dann fassen sich die achtzehn Hände,
Und schließen rings um den Altar
Ein deutungsvolles Schwesterband.
Jed Aug' und Ohr der Menge ist gespannt,
Erwartend eine intressante Scene,

Die lustig in die Sinne fällt,
Das Publicum gut unterhält,
Ein Pröbchen Declamirkunst, oder gar
Ein Tänzchen froher Musenschaar.

Wie staunten sie, als Melpomene,
Indeß Thalia eine Lorbeerkrone wind't,
Mit stiller Würd' und mildem Ernst beginnt:
„Der Hirt von Askra, der Getreue,
Der schüchtern uns gehuldigt, der mit Weihe
Und Zartgefühl uns Liederopfer bringt,
Bescheiden nach dem Kranz des Schönen ringt,
Natur und Einfalt liebt in allem, was er singt,
Empfahe diese Krone
Zum wohlverdienten Lohne;
Wir reichen sie Böotiens edlem Sohne,
Und mit der heil'gen Zierde weihn
Wir ihn zu Phöbos Priester ein." —

Wer ist — so raunet's auf und ab —
Der Auserkorne, dem sein Singen
Auf solchen Preis den Anspruch gab?
Um wessen Scheitel wird der Kranz sich schlingen?
Nicht lang darf Neugier sich bemühn.

Der Musen Blick winkt Hesioden
Zum Altar. Den geweihten Boden
Betritt er schüchtern — und im Knie'n
Empfängt er aus Thalia's Händen
Die unverwelklichste der Spenden,
Die Krone, die kein Zeitenwechsel raubt.
Der Jüngling, mit gekröntem Haupt,
Lang kniet' er noch in Wonnetrunkenheit,
Entschwungen über Raum und Zeit,
Entzückt erneuend jenen heil'gen Eid;
Indeß der Pöbel gähnend sich zerstreut.

VI.

Die drey Schwestern,

vom

Verfasser des Herrmann von Löbeneck.

1.

Ich ritt von Sir Drunkner nach Hause. Sir Drunkner hatte Energie; ein gewöhnliches philosophisches Räuschchen widerstand ihm, wie dem Löwen der Sieg über eine Maus; der Wein mußte mit seinem Verstande so gewaltig und nicht selten glücklicher, als die Giganten mit den Göttern kämpfen, wenn er sich wohlbefinden sollte. Wir hatten uns auf dem Kaffeehause kennen gelernt; er hatte mich nach Altona eingeladen, und ich mit dem kräftigen Britten so heldenmäßig getrunken, daß mir gerade noch so viel Gleichgewicht blieb, auf meinem Falben zu hängen, und so viel Besinnung, den Weg nach Hamburg ohne Boten zu finden.

Es war ein schöner, kühler Maimorgen; ich sog begierig die stärkende Luft, die mir entgegen duftete, in meine erhitzte Lunge ein, während mein Falber in kurzem Galopp mich forttrug, und ahndete Schlaf bis an den hellen Mittag, und Träume so hold und erquickend, wie der dämmernde Tag um mich her. In

meines Vaters Comtoire war Licht. Es nahm mich Wunder, weil es erst um drey war und ich ging hinein. Mein Vater saß vor seinem Schreibtisch; neben ihm stand Schiffer Classen, sein alter Freund und Diener. Sie sahen mich beyde verwundert an und winkten sich, wie mir's schien; ich bot einen guten Morgen und wollte gehn.

„Guten Morgen Heinrich — sagte mein Vater — es ist mir lieb, daß du da bist; ich habe Geschäfte mit dir." Classen, es bleibt dabey, punkt zwölf Uhr Mittags — es soll alles besorgt werden.

Classen ging. Auf Wiedersehn, junger Herr, brummte er im Gehen, und schüttelte mir die Hand mit einem Lächeln, welches auf meinen Körper die schauderhafte Wirkung hatte, als wenn jemand in einen Aepfelstiel schneidet, oder an den Fenstern schnirpst, —

„Heinrich — sagte mein Vater, als er fort war, ohne die Feder wegzulegen — richte dich ein, zu Mittag nach Frankreich zu reisen."

„Nach Frankreich, lieber Vater? — und in welchen Geschäften?"

„Du sollst heirathen" —

„Heirathen? — wiederholte ich kleinlaut, denn ich sah mich schon im Geiste im Bratenrock mit dem Myrtenkranz geschmückt, an meiner Seite eine reich

vergoldete, sauber geschnitzte Jungfrau, die an mein Herz assignirt, Zeit meines Lebens als Ladenhüter darin bleiben sollte, und die frohen Tage der Jugend flohen weg, wie spielende Kinder, wenn ein Soldat oder ein Prediger kommt — natürlich fror mich noch stärker, als vorher." —

„Ja — eine Tochter des Kaufmanns Gerson aus Bourdeaux."

„Wie, mein Vater? eine Braut, die ich nicht kenne?"

„Es ist ein gutes Haus — und du hast die Wahl unter drey Schwestern." —

„Und wenn mir keine gefällt?" —

„Keine Narrheiten, Heinrich! — sagte mein Vater sehr ernst — alles Ding hat seine Zeit, und ich habe den deinigen Zeit genug gelassen."

„Wenn ich ein Fürst wäre" —

„Und wenn Du ein Kaiser wärest — fiel er mir hitzig ins Wort — so wärst du nur ein lockrer Zeisig, der eines Vormundes bedarf, und mein Sohn. Hier ist der Brief von Herrn Gerson, daß er deine Ankunft erwartet, und hier ist meine Antwort. Zu Mittag reisest du."

„Einige Abschiedsbesuche" —

„Sind nicht nöthig. Hier ist ein Paquet Karten. Du darfst nur die Namen darauf schreiben."

„Ich nahm die Karten und ging auf mein Zimmer. Heirathen? — murmelte ich bey mir selbst — und eine kleine, gelbe, magere Französin, mit plattem Busen und unverschämten brennenden Augen, die keine Minute still seyn und keinen Tag leben kann, ohne einmal für deinen Kopfputz gesorgt zu haben? — und warum denn nicht in Hamburg, wenn es denn einmal seyn soll? Etwa die lange blonde Mamsell Sörgel? oder die kurze, runde, braune Mamsell Watermann? oder die reiche, einäugige Mamsell Funk? oder die schöne, einfältige Mamsell Adler? oder — die — witzige —

Meine Gedanken verloren sich und der Schlaf neigte meinen Kopf, wie Bley — ich war im Begriff aus einer senkrechten Linie ziemlich schnell eine wagerechte zu bilden, als ich erwachte, und klug genug war, mich auf's Bett zu werfen, wo ich bald in den Armen des Schlafs die Schönen in Bourdeaux, wie die in Hamburg vergaß.

2.

„Heinrich! — schallte es in meine Ohren. Ich sprang auf, rieb mir die Augen, und sah starr vor mich hin — mein Vater stand vor mir.“ —

„Willst du dich nicht anziehn? — es ist elf Uhr — dein Koffer ist gepackt, und das Essen ist fertig. Der Wind steht gut, es ist um jede Minute Schade."

Ich sah mich dämisch um — auf einem Stuhle lagen Reisekleider — mein Vater ging, und Georg, mein Bedienter, kam und half mich aus- und wieder anziehn.

„Kömmst du mit? fragte ich ihn" —

„Ja Herr Waltmann" —

„Das ist gut" — rief ich getröstet; denn es gab keinen größern Schelm, aber auch keine treuere Seele, als meinen Georg. Mein Vater bezahlte ihn, daß er ihm meine Unbesonnenheiten erzählte — was er unbedenklich thun konnte, weil ich selbst kein Geheimniß daraus machte -- ich, daß er mir sie ausführen half. Die Aussicht auf die Reise fing mich an zu ergötzen, und wenn ich einmal zur Strafe für meinen Leichtsinn, wie ein Wilddieb an den Hirsch, an eine Frau gefesselt werden sollte, so war es doch angenehmer, sie in Frankreich unter drey Schwestern zu suchen, als wenn sie mir hier aus dem Magazin der Kaufmannstöchter fix und fertig, und gutconditionirt, ohne weiteres Vorspiel zugestellt worden wäre.

Ich aß zu Mittag mit besserem Appetit, als meine Aeltern und meine Schwester, und nahm ihre Glück-

wünsche, Thränen und gute Lehren beim Abschiede mit gleicher Gelassenheit auf. Schiffer Classen wartete mit Schmerzen. Er nahm sich nicht die Zeit mich zu bewillkommen — kaum war ich ins Schiff getreten, so gab er das Signal; und unter dem durchdringenden Geschrey der Matrosen hoben sich die Masten, die Wimpel flatterten, die Segel dehnten sich, vom Winde geblähet; und allmälig verschwand Hamburg, und die Küste des geliebten Vaterlandes aus unsern Augen.

5.

Es war meine erste Seereise nicht — ich hatte einigemal in Handelsgeschäften England besucht. Folglich fühlte ich keine Beschwerden, als die der Langeweile, welche ein so plötzlicher Wechsel der unterhaltendsten Debauche mit der plattesten Einförmigkeit mir allerdings doppelt fühlbar machen mußte.

Freund Classen that das Seinige, diesen Dämon zu bannen, und machte den Wirth auf gut seemännisch, indem er mir tüchtig zutrank. In der That Sir Drunkner und alle meine lockern Gesellen schwelgerischer Nächte, waren armselige Buben gegen den alten runzlichen eisenvesten, mit Kupfer ausgeschlagenen Schiffspatron. Sein geräumiger Mund schien das

Spundloch eines wandelnden Weinfasses, und ich sah mit schreckenvollem Erstaunen die Bouteillen französischer und spanischer Weine sich zu Dutzenden allmälig darin ausleeren, bis mir endlich die Kraft mitzutrinken, wie zu sehen, gebrach, und Classen und Georg mich auf meine Hängematte brachten, wo ich schlief, daß der Sturm des jüngsten Gerichts mich durch sein Schütteln nicht hätte erwecken können.

Ich liebte den Wein als ein Mittel, den Reiz einer interessanten Gesellschaft zu erhöhen, und hatte, selbst bey dem übermäßigen Gebrauch dieses Mittels, den Zweck nie aus den Augen verloren. Diese Schiffssauferey empörte mich, als ich erwachte, mit einer Empfindung, als hätte ich einen betäubenden Schlag empfangen, und keine neubelebenden Erinnerungen hatte, als die des Satyrgesichts mir gegenüber, und der Anzahl von Flaschen, die in seine unergründliche Kehle geflossen waren. Ich war verdrüßlich, und weigerte mich standhaft, wieder von vorn anzufangen, wozu Classen mich dringend einlud.

Er bequemte sich zu einer andern Unterhaltung, weil mir diese nicht anstand, und erzählte viel von Bourdeaux, von Mr. Gerson und seinen drey Töchtern. Auch dieses Gespräch verdroß mich; ich zwang

mich nichts zu hören, und ging endlich in mein Kabinet, um meinen Grillen nachzuhängen.

Mein Koffer fiel mir in die Augen — ich hatte ihn noch nicht untersucht, und beschloß es jetzt zu thun, mehr zum Zeitvertreib, als aus Neugier. Meine besten Kleider, meine feinste Wäsche — Briefe an verschiedene Handlungshäuser — ein Kästchen mit einem kostbaren Ringe und dergleichen Armbändern — — — ich errieth die Bestimmung, und schob es unwillig auf die Seite — sieh da! wie eine muthwillige Geliebte lauscht in die Ecke gedrückt ein Beutel — ich hob ihn auf, und mein Herz pocht vor Freude, während meine Hand ihn prüfend wiegt — ich öffne, und finde eitel Gold, an der Zahl richtige dreyhundert Louisd'ors. — —

Ich hatte an manchem Abend soviel, und mehr verloren, und hätte noch am letzten Abend mit Sir Drunkner unbedenklich die doppelte Summe gewettet, daß ich heute keinen Fuß aus Hamburg setzen würde — aber in der letzten Zeit hatte das Geld dem Fehler seiner runden Gestalt etwas zu sehr bey mir nachgegeben, und es war am Morgen kein Louisd'or in meiner Tasche, der nicht am Abend sich in einer andern befunden hätte. Natürlich war die Ebbe stärker, als die Flut, und trotz der freygebigen Unterstützung mei-

nes Vaters war ich sicher, auf jeder der zahlreichen Straßen Hamburgs einem Gläubiger zu begegnen. Wie viel meine Hüte dabey litten, versteht sich von selbst — doch waren sie zufrieden, wenn sie mich sahen, und auf ihr Befragen hörten, daß ich mich wohlbefände. Es machte mir in diesem Augenblick unbeschreibliches Vergnügen zu denken, wie diese unglückliche Horde von Mäklern, Juden, Weinhändlern, Koffetiers, Roßkämmen u. s. w. ihre Schuhe jetzt um meinetwillen eben so stark, aber vergeblicher anstrengen würde, als ich meine Hüte um ihretwillen; und ich hätte einem klugen Manne, der dieser geldgierigen Zunft im Zauberspiegel meine Gestalt, wie ich hier im Schiff in froher Sicherheit meine Goldstücken zählte, gezeigt hätte, den dritten Theil davon mit Vergnügen geben wollen.

Allmälig verlor ich den Geschmack an dieser Szene, und sann ernstlich nach, was ich mit dem Gelde anfangen möchte. Ein böser Geist lockte mich, ein Spielchen mit Freund Classen zu versuchen, bey dem ich eine reiche Börse voraussetzen mußte — aber der Henker traue den alten Sündern! — ich fürchtete, meinen Mann hier so gut als bey der Flasche, und einen elenden Zeitvertreib mit schweren Kosten zu finden. Ein besserer Geist lenkte meine Gedanken auf

Paris — ich hatte London gesehen, und sollte ihre Nebenbuhlerin vorübergehn? Georg wurde gerufen, und ich sagte ihm, was nöthig war.

„Legen wir nicht bald an?" — fragte ich Classen, als sich die Küste von Frankreich zeigte.

„Wo?" — fragte er verwundert —

„In Boulogne." —

„Warum?" —

„Wissen Sie nichts, Freund? Hat Ihnen mein Vater nichts gesagt?" —

„Kein Wort" —

„Daß ich hier ans Land steigen, und über Paris nach Bourdeaux reisen soll?"

„Ach Possen, Finten, faule Fische, lieber Sohn!" rief er, und lachte, daß er sich den Bauch hielt. —

„Ich hoffe, Herr Classen, sagte ich ernsthaft, daß Sie mich nicht als einen Gecken ansehn und behandeln werden. Georg, sage Du, war das nicht der Befehl meines Vaters?" —

Georg zauderte etwas — ein finstrer Blick von mir, welchen Classen nicht bemerken konnte, weil er ihn forschend anstarrte, stärkte seinen Eifer, und er bekräftigte meine Aussage —

„So, So! — hm! hm!" — brummte Classen, und faßte mich schief mit einem prüfenden Blick ins

Auge, den ich aber mit unveränderlicher Fassung aushielt — das habe ich nicht gewußt — bitte um Vergebung!" —

Er steuerte nach Boulogne — in wenig Stunden waren ich und Georg sammt dem Koffer am Lande, und einige Stunden später auf dem Wege nach Paris.

4.

Ich jauchzte laut auf, als ich die Spitze von Notredame, und bald darauf das Häusermeer rundherum erblickte. Jetzt, im Angesichte der ersten Stadt in der Welt, fiel mir ein zu bedenken, was ich da wollte.

Genießen? — was sonst? — aber wie am besten? nach einer kaufmännischen Eintheilung? — und wäre das der Mühe werth? — ich wollte nicht vergebens dreyhundert Louisd'or, und zum ersten Mal in meinem Leben volle Freyheit haben. Nach meiner Ankunft miethete ich eine Chambre garnie, nahm den Titel eines Lord Johnsbury an, und tummelte mich vierzehn Tage lang zu sehn, zu hören und zu schmekken, was sich nur immer Ausgesuchtes sehn, hören und schmecken ließ. Mein Brittischer Name, und noch mehr mein Brittisches Gold, machte mir leichtes Spiel, und alles neigte sich, mir zu dienen.

Ich trug den Solitair, der meiner Braut bestimmt war. Er war locker geworden, und ich trat in den Laden eines Juweliers, ihn seiner Cur zu übergeben. Zwey Damen kamen bald darauf. Die eine war bejahrt, die andere jung und schön, so schön, daß ich das erste Mal in meinem Leben mich von einer scheuen Bewunderung ergriffen fühlte, und ehrerbietig Platz machte. Sie handelte um ein Paar Ohrengehänge; der Juwelier bot ihr zuviel, und sie gab sie zurück. Ich bezahlte den gefoderten Preis, und bat sie, sie zum Andenken anzunehmen.

Sie sind sehr großmüthig mein Herr — sagte sie erröthend, und heftete ihre strahlenden Augen so forschend auf mich, daß ich vor Furcht und Vergnügen zugleich erzitterte — und diese Juwelen sind recht artig; aber wenn sie noch schöner wären, dürfte ich sie nicht von einem Unbekannten annehmen."

Ich bat vergeblich. Unwillig über diesen Widerstand wandte ich mich endlich an die Aeltere, und bot ihr die Ohrengehänge an, indem ich sie ersuchte, mir wenigstens die Genugthuung zu verschaffen, daß ich die Unerbittliche in ihrer Freundin verbinden dürfte. Sie betrachtete meine Gabe mit vor Begierde funkelnden Augen, und griff darnach, nach einigem Zau-

dern. Die andre sah sie strafend an, und schüttelte leicht den Kopf, als sie mein Geschenk nahm

Sie gingen wieder, und ich unglücklicher Lord war einfältig genug, sie nicht weiter zu fragen. Erst zu Hause erwachte ich, wie aus tiefem Traum; das Bild des liebenswürdigen Mädchens schwebte mir vor, und ich hätte gern noch einmal dreißig Louisd'ors gegeben, um sie nur noch einmal zu sehen.

Das Glück begünstigte meine Wünsche. Im théatre français sah ich meine Damen in einer Loge. Ich eilte zu ihnen und hatte die Genugthuung, von meiner Alten recht zärtlich, und von meiner Erkohrnen nicht unfreundlich empfangen zu werden. Ich wollte nicht vergebens ein Lord, und in Paris seyn. Mit so eitler Geschwätzigkeit, als ich zu erkünsteln vermochte, unterhielt ich die junge Dame, die mir von ihrer Hüterin augenscheinlich Preis gegeben wurde. Ich war mit der Schilderung meiner Flammen so zudringlich, daß sich allmälig der Sonnenschein ihres bezaubernden Gesichtes verlor, und ihre Mienen ihr Mißfallen so unverkennbar aussprachen, daß ich mich gedrungen fand, sie mit Theilnahme zu fragen, was sie betrübte —

„Nichts, mein Herr — erwiederte sie, und sah mich so ruhigernst an, daß ich die Augen niederschlug — als daß wir uns beyde verkannt haben." —

Diese Antwort nahm mir mit meiner Zuversicht die Sprache. Ich wandte mich endlich wieder an die Alte, sagte ihr meinen Namen, und wie sehr ich ihre nähere Bekanntschaft wünschte. Sie war zurückhaltender als ich geglaubt hatte. Ich mußte die ganze Litaney von der Unzuverlässigkeit junger Männer, und von der Vorsicht junger Mädchen anhören, wie sie nur eine taktfeste Duenna ableyern kann, eh' ich zur Nachricht erhielt, daß sie bey gutem Wetter mit ihrer Nichte — wie freute sich mein böses Princip über diese Benennung — in den Tuilerien zuweilen spazieren ginge.

Ich hatte vergessen, nach der Stunde zu fragen, und das Gewicht des Wörtchens zuweilen nach meinen Wünschen geschätzt. Die vornehme Welt schlief noch, als ich schon in den Tuilerien revierte. Meiner Kasse, aber nicht meinem Magen zum Vortheil trieb ich mein Umherlaufen, bis der Abend einbrach, und niemand zurückblieb, als elende Nacht-Schwärmer und Schwärmerinnen. Das ging vier Tage so fort — es ließ sich keine Taute und Nichte blicken, und ich hätte vor Zorn und vor Sehnsucht vergehen mögen.

Schon neigte sich am fünften die Sonne, und ich verfluchte in toller Hitze mich und alle Damen in und

außer

außer Paris, als meine Ersehnte mit ihrer Sauvegarde erschien. Sie erschrack über meinen Anblick, ich weiß nicht, ob über mich selbst oder über die Empfindungen, die sich unstreitig in meinem Gesicht ausdrückten. Ich vermochte ihnen nicht länger zu gebieten, und bestürmte sie mit so ernstlichen Fragen, und Bitten, und Versicherungen, daß ihre vorsichtige Gelassenheit sich allmählig in Theilnahme zu verwandeln schien. Ich nahm dessen wahr, ihr den Solitair, den ich wieder am Finger hatte, anzubieten; und er saß an dem ihrigen fest, eh' sie noch die Gegengründe recht überlegen konnte.

„Sie machen mich zum Kinde — sagte sie nach vergeblicher Gegenwehr — ich thue so großes Unrecht, Sie anzuhören, als diesen Diamant anzunehmen. Sie selbst aber verbinden sich eine Undankbare, die es nicht einmal ahnden lassen sollte, daß sie es wider ihren Willen ist."

Umsonst beklagte ich mich über diese Härte — ich erfuhr nicht mehr. Doch schnitt sie mir nicht alle Hoffnung ab, und in einer günstigen Minute bat ich die Tante heimlich um ihren Beystand, und um den Namen ihrer Wohnung.

„Ich habe meiner Nichte versprochen, sagte diese, Ihnen auf keine Weise zu helfen. Folglich kann ich

Ihnen auch die verlangte Nachricht nicht geben. Doch, setzte sie lächelnd hinzu, wundert es mich, daß Sie erst der Frage bedürfen." —

Ich erstaunte über meine Einfalt. Ohne Sorge ließ ich sie gehn, und sandte meinen Lohnbedienten nach, ihnen von fern bis in ihre Wohnung zu folgen. Er brachte mir bald die Nachricht, daß sie in der Nähe des Palais Royal wohnten.

5.

Ich fürchtete mich zu sehr vor meiner Geliebten, als daß ich gewagt hätte, noch heute diese Kenntniß zu benutzen. Innere Unruhe trieb mich von einem Ort zum andern. Ich konnte nirgends, selbst im Theater nicht aushalten; Talmas Lebhaftigkeit schien mir heute frostig, und das gefühlvolle Spiel der Demoiselle Georges leere Affectation. Endlich ging ich ins Palais Royal, um wenigstens in ihrer Nähe zu seyn.

Der Zufall führte mich in ein Zimmer, wo gespielt wurde. Es war mir eben recht. Ich pointirte, gewann — verlor — gewann wieder — verlor wieder — und nach zwey Stunden hatte ich keinen Sou mehr in der Tasche.

Die vierzig Louisd'ors, welche emigrirt waren, kümmerten mich wenig; doch mußte ich nach Hause

gehn. „Georg — sagte ich, als er mich auszog, und reichte ihm die leere Börse — fülle sie morgen wieder.“ —

„Haben Sie noch Vorrath?“ fragte er —

„Wie? was ich dir gegeben habe —“

„Ist hin, bis auf zwanzig Louis, wovon der Wirth noch drey zu fodern hat“ —

„Kerl, du hast mich betrogen“ —

„Belieben Sie meine Rechnung zu sehn?“ —

„So schaffe Rath“ —

„Zum Reisegelde?“ —

„Ich gehe nicht aus Paris und wenn ich auf der Straße schlafen sollte,“ rief ich mit Hitze —

„Die Jahrszeit ist recht angenehm — sagte er spöttisch lächelnd — ein Verliebter kann es allenfalls ohne Holz aushalten, und für den Magen wird der Himmel sorgen, der ihn gemacht hat“ —

„Was fällt dir ein?“ —

„Nichts — ich ging heute in den Tuilerien, und Ihr Solitair blitzte durch die Hecke, die mich von Ihnen trennte, so gewaltig — aber, Gott steh' uns bey, Sie haben ihn ja verloren.“ —

„Geh! — du bist ein lauernder Schelm! — das Mädchen ist ein Engel“ —

„Vom Palais Royal.“ —

Der Mensch sagte das mit einer so tückischen Miene, daß ich ihn betroffen anstarrte. „Ich will nicht hoffen" — sagte ich ernsthaft —

„Daß ich scherze? — sagte er wie vorhin. — B'hüt' mich Gott! Sie ist die ehrbare Nichte einer frommen Tante, und sie verstehn sich beyde recht gut auf Juwelen — à propos, es sind ja noch ein Paar Armbänder da, die zum Solitair gehören" —

„Schwein" — rief ich finster. — Die Aussicht, in einer Stadt, wo ich niemand kannte, in die bitterste Armuth versetzt zu werden, und mich vielleicht einer verächtlichen Dirne aufzuopfern, war nicht die angenehmste — ihr Bild, das sich in den edelsten Zügen tief in meine Seele geprägt hatte, strafte den Argwohn Lügen — und doch, wenn ich alles, besonders das Benehmen der Tante erwog, schien Georg nicht ganz Unrecht zu haben. — Unschlüssig maß ich mit großen Schritten die Stube, als Mr. Brelon, mein Hauswirth, eintrat.

6.

„Monseigneur verzeihen — sagte Mr. Brelon, ein echter Pariser — daß ich so spät Ihre Ruhe störe — aber ich schätze Monseigneur so hoch, daß ich nicht um-

hin kann, Ihnen eine Nachricht von großer Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Ich bin Ihrer Gefälligkeit höchst verbunden, Mr. Brelon; haben Sie die Güte zu sprechen“ —

„Meine jüngste Tochter steht in der genauesten Verbindung mit Mr. Grosbaton, dem Kammerdiener des General Joubert; Mr. Grosbaton hat eine Schwester, welche die Gunst eines Polizeybedienten besitzt, der eine Tochter hat, welche mit dem Portier des Lord Whitworth einigen Umgang hat; der Portier ist der genaue Freund einer Soubrette von Milady, und die Soubrette die Geliebte des Tafeldeckers Sr. Exellenz des Gesandten“ —

„Sie führen mich in eine unsichtbare Loge der Freundschaft, Mr. Brelon, welche für das gute Herz der Pariser einen neuen Beweis giebt; aber wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir die wichtige Nachricht mitzutheilen“ —

„Den Augenblick — Monseigneur sollten nur erst die Quelle kennen lernen, um aus eigner Einsicht zu beurtheilen, in welchem Grade sie authentisch ist“ —

„Sehr klug, vortrefflich, Mr. Brelon — Sie verbinden mich unendlich“ —

„Ich thue meine Schuldigkeit, Monseigneur, eine

Schuldigkeit, welche mir die ehrerbietigste Ergebenheit gebietet" —

„Ohne Complimente, Mr. Brelon" —

„Ich gehorche Ihren Befehlen Monseigneur — der Tafeldecker Sr. Excellenz hat der Soubrette erzählt, und diese dem Portier, und dieser weiter, wie Monseigneur die Güte haben werden, sich noch zu erinnern" —

Vollkommen, Mr. Brelon — fahren Sie nur fort" —

„Daß Se. Excellenz bey Tafel die anwesenden Herren englischer Nation gefragt hätten, ob Sie das Glück hätten den Lord Johnsbury zu kennen; nämlich Sie selbst, Monseigneur" —

„Ganz wohl, Mr. Brelon — sagte ich so herzhaft als ich konnte, und zwang mich auf eine nichtssagende Weise zu lächeln, um ihm glaublich zu machen, daß ich nichts dächte" —

„Die Herren hätten erwiedert, sie hätten diese Ehre nicht — darauf hätten Se. Excellenz erzählt, daß sie heute bey dem Lever des ersten Consuls gewesen wären — der erste Consul hätte sie selbst gefragt, ob sie Monseigneur kennten, und warum Sie ihm noch nicht vorgestellt worden wären — Se. Excellenz hätten erwiedert, daß sie keinen Lord Johnsbury kenn-

ten, doch an seiner Existenz nicht zweifeln wollten, und Monseigneur könnten vielleicht wichtige Gründe haben, sich nicht öffentlich zu zeigen. — Darauf hätte der erste Consul gesagt — „ein Mensch der sich so nennt — Monseigneur verzeihen, daß ich so unhöflich bin, seine Worte zu wiederholen — macht seit einigen Tagen die Runde in den Tuilerien, und ich wünschte genau zu wissen, ob er auf Ihren Schutz Ansprüche hat.“

Ich warf einen Blick auf Georg, und las in seinen Mienen gleiches Schrecken, als durch meine Adern erstarrend lief —

„Das wird ein Wildpret für die Polizey seyn — sind die letzten Worte Sr. Excellenz gewesen.“

„Ich betheure, Monseigneur, — fuhr er fort, als ich stumm blieb — bey meiner Ehre, und der Achtung, welche ich gegen Sie trage, daß ich nicht so niedrig bin, den mindesten Verdacht gegen einen Mann zu fassen, dessen edelmüthiges Betragen jeder Nation Ehre machen würde — sollten Sie aber auf die Vermittlung Sr. Excellenz nicht rechnen können — Monseigneur verzeihen meiner Dreistigkeit — aber Ihre Sicherheit — die meinige“ —

„Haben Sie keine Furcht, Mr. Brelon — sagte ich so ruhig, als möglich, und drückte ihm dankbar

die Hand — ich hoffe, es ist so schlimm nicht, und im ärgsten Fall wird es mir nicht an Mitteln fehlen, meine Unschuld zu beweisen. Ich habe vielleicht etwas unvorsichtig darauf gerechnet" —

Er zuckte die Achseln —

„In England ist es so Sitte, und es fällt schwer bequeme Sitten zu ändern. Ich danke Ihnen herzlich, und bitte Sie um Ihr gütiges Andenken. Georg soll meine Schuld berichtigen, und noch in dieser Stunde Postpferde bestellen.

Er verbeugte sich tief, unter wiederholten Entschuldigungen, und nahm seinen Abschied.

7.

Die Aussicht, meinen Sommeraufenthalt im Temple, oder Bicêtre angewiesen zu erhalten, oder eine Spazierfahrt nach Cayenne zu machen, hatte so wenig reizendes, daß ich Georg auf der Stelle nach Postpferden fortjagte, und selbst eiligst einpackte. Während dieses Geschäftes überlegte ich wohin. Mit funfzehn Louisd'or — denn Herr Brelon hatte seine Rechnung, die nach Georgs Meinung drey Louis betrug, auf fünf gestellt, pour prendre congé — ließ sich keine Reise um die Welt machen; auf meine Geige durfte ich auch nicht reisen, so sehr mein Spiel im-

mer im Liebhaberkonzert gerühmt worden war; und ich hatte mich daheim zu wenig um die Handlung bekümmert, um mich eines Handlungsfreundes von meinem Vater zu erinnern, deren es in Paris unstreitig mehrere gab, die mich unterstützen konnten. „Nach Bourdeaux — sagte ich endlich halblaut — wir wollen sehn, was der Schwiegerpapa, und die bräutliche Dreyfaltigkeit macht — ohne Geld kann doch der Alte den Schwiegersohn nicht lassen, und ich will so lange zwischen den Reizen seiner drey Töchter schwanken, bis sich eine Gelegenheit ihnen glücklich zu entwischen findet" —

Die Pferde kamen, und es ging ohne Aufenthalt nach Orleans. Mein Reisegeld war sehr geschmolzen, und ich wollte bey Mr. Gerson nicht als ein Bettler einziehn. Die Armbänder meiner unbekannten Braut kamen mir wie gerufen; ich schickte Georg in Orleans zu einem Juwelier, sie zu verkaufen. Sie waren zweyhundert Louisd'or werth — Georg brachte mir achtzig dafür, die er unter der Bedingung genommen hatte, daß er erst um meine Einwilligung fragen wollte. Ich schüttete sie in meine Börse, und reiste ab.

Die Fahrt nach Bourdeaux ging schnell und angenehm. Zuweilen flog mein Herz wieder nach Paris zurück zu der schönen Unbekannten; aber mein ganzes

Leben zu Paris glich einer Erscheinung im Traume, wie viel mehr diese Liebe von wenig Tagen? Allmälig vorloren sich die Eindrücke, welche sie auf mich gemacht hatte, und als ich vor dem Hause des Mr. Gerson abstieg, fühlte ich die beste Laune von der Welt, mich in jede seiner Töchter der Reihe nach zu verlieben, und dann nach Hamburg so schnell, und frey, und fröhlich zurück zu reisen, als von Paris nach Bourdeaux.

8.

Das Haus meines prädestinirten Schwiegervaters machte keine üble Miene. Mein Name schien dem Bedienten, der an den Wagen kam, so melodisch zu klingen, als ein Dutzend Goldstücke; er überhäufte mich mit Höflichkeit, und führte mich zu Mr. Gerson.

Mr. Gerson war noch einen Kopf unter Pariser-maas — breitschultrig, mager und etwas schief gewachsen. Eine starke Platte verlängerte seine an sich hohe Stirn, und seine eingefallenen lederfarbigen Wangen seine an sich riesenförmige spitze Nase. Um so kleiner hatte die Natur seine Augen und seinen Mund gebildet, aus enen blitzte die Lebhaftigkeit eines Franzosen, wie die Strahlen der Sonne durch eine Glinze,

und dieser spitzte sich wie eine Rosenknospe auf gelben Grund gestickt. Er umarmte mich feurig, was ihm bey meiner ansehnlichen Figur nur durch einen Sprung gelang, welchen nur ein Franzose mit Anstand machen kann; und zu meiner Verwunderung strömten aus der Oeffnung, die ihm statt des Mundes diente, so viel verbindliche Worte, daß ich meine Theilnahme durch nichts, als ein abwechselndes Monsieur! — ah — pardonnez — an den Tag legen konnte.

Es war ungefähr die Zeit des Abendessens, und nach einer Viertelstunde servirte ein Bedienter zu zwey Couverts. „Gewiß, dachte ich bey mir selbst, hat dieser wackere Mann seine drey Töchter unter Schloß und Riegel, um dir für gute, aufrichtige Waare stehn zu können. Aber wenn sie ihm ähnlich sind, werden ihre Bildnisse nie in der Gallerie des Louvre hängen, und sie könnten vor Liebhabern nie sichrer seyn, als wenn sie gesehen werden.“

Zu meiner Zufriedenheit hatte Mr. Gerson so ausgesuchten Wein, daß ich bey der zweyten Flasche vergaß, ich sey nach Bourdeaux gekommen, der Venus und den Grazien, nicht dem Bacchus zu opfern. Er selbst trank trotz einem neuen Franzosen, und einem alten Deutschen. Allmälig glühten seine Wangen stel-

lenweise, wie Nordschein, und seine Augen zogen sich in demselben Maße zu einem fast unerkennbaren Punkt zusammen, als sein Herz sich zu unbegränzter Liebe und Vertraulichkeit auszudehnen schien.

„Ihr Herr Vater — sagte er — ist gewissermaßen der Urheber meines Glücks. Sie wissen wohl, daß ich bey ihm in Condition gewesen bin" —

„Mein Vater hat mir davon gesagt" —

„Er empfahl mich an Mr. Pigeonneau, den ehemaligen Besitzer dieses Hauses, und dieser Handlung. Ich hatte das Glück, ihm und seiner einzigen Tochter zu gefallen" —

„Ich finde das sehr natürlich, Mr. Gerson" —

„Sie sind sehr verbindlich Mr. Waltmann — und so wurde ich der Erbe seines Vermögens. Meine Frau schenkte mir drey Töchter und starb, als sie mit der dritten im Kindbett lag" —

„Ich fühle die Schmerzen, die Sie ausgestanden haben" —

„Die Hölle kennt nichts ähnliches — glücklicherweise fand ich eine weitläuftige Verwandte, eine gute, leidliche Person, die sich nach meinem Charakter bequemte" —

„Welches Glück für einen so unglücklichen Wittwer! —

„Und mir die Last der Erziehung und der Haushaltung abnahm, die sich mit meinen ausgebreiteten Geschäften nicht vertrug. Sie erwies mir diesen Dienst, bis meine Töchter herangewachsen waren; dann versorgte ich sie an einen meiner Commis, dem ich statt der Ausstattung eine kleine Handlung etablirte."

„Sie war dieser Belohnung würdig. Doch konnten Ihre Demoiselles Töchter Ihnen diesen Verlust ersetzen?" —

„Ach, Mr. Waltmann, sie hatte sie aufs beste erzogen, und zu Hausfrauen so gut, als zu Damen von gutem Ton gebildet. Ich vermißte nichts, was meine Zufriedenheit befördern konnte, wären sie nur weniger schön, oder wenigstens nicht alle drey gleich liebenswürdig gewesen." —

„Ein ganz außerordentliches Unglück, Mr. Gerson" —

„Ich gestehe Ihnen meine väterliche Schwachheit, ich hielt es anfangs für mein größtes Glück, und war stolz darauf, daß ganz Bourdeaux, ja die ganze Provinz nichts ähnliches aufweisen konnte. Es fehlte nicht an Liebhabern" —

„Das versteht sich von selbst, und ich wundre mich

nur, die Mauern Ihres Hauses noch in so gutem Stande zu sehn" —

„Die bald die eine, bald die andre sich geneigt zu machen suchten. Aber meine Töchter waren zu klug, zu gesetzt, und der Lehren ihrer Pflegemutter zu eingedenk, um sich in ein Spiel von Empfindungen einzulassen, das wohl zu Abentheuern, aber nicht zu einer ehrenvollen Versorgung führt" —

„Wie alle Spiele, Mr. Gerson" —

„Sie äußern für Ihr Alter sehr lobenswürdige Gesinnungen Mr. Waltmann. — Sie wollten ihre künftigen Männer erst kennen, und dann lieben; und jeder, der sich um sie bewarb, erhielt Zutritt in meinem Hause, um meine Töchter gleichfalls näher kennen zu lernen, während er selbst sich der Prüfung blosstellte" —

„Welche Weisheit! — Gewiß, Ihre Töchter, Mr. Gerson, sind nicht blos die Grazien, auch die Minerven von Frankreich!"

„In Wahrheit sehr gute Mädchen, Mr. Waltmann — aber diese lobenswürdige Vorsicht hatte sehr unangenehme Folgen. Kein junger Mann von Geschmack und Empfindung kam in mein Haus, der nicht bey näherer Bekanntschaft immer unschlüssiger in seiner Wahl geworden wäre. Sie wurde um so schwieri-

ger, weil meine Töchter sich gegenseitig verbunden hatten, keinem eher die mindeste Aufmunterung zu geben, und jedes Gefühl von Liebe in sich selbst zu ersticken, bis eine von ihnen unter den angeführten Bedingungen die Wahl getroffen hätte" —

„Unglaublich Mr. Gerson" —

„Ich würde selbst daran zweifeln, hätte ich nicht die Erfahrung selbst gemacht — aber, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, wenigstens dreyßig anständige Partien sind auf diese Weise für meine Töchter verloren gegangen" —

„Das macht zehn für jede — aber Sie betrüben mich tief Mr. Gerson, durch eine Erzählung, die mich erwarten läßt, ich sey von Hamburg nach Bourdeaux nur darum gereist, einen neuen Beytrag zur Ausfüllung des vollen Schocks zu gewähren" —

„Erlauben Sie — in einem freundschaftlichen Briefe an Ihren Herrn Vater beklagte ich mich darüber, und schilderte ihm meine ganze Lage. Er antwortete mir, er hätte einen einzigen Sohn, einen talentvollen, gutgearteten" —

Ich verneigte mich —

„Aber etwas unordentlichen, und seinem feurigen Temperamente sich zu sehr überlassenden jungen Mann" —

„Pardieu! — rief ich, und kratzte meinen Titus-kopf — mein Vater schmeichelt seinen Kindern nicht" —

„Und es würde ihn sehr freuen, ihn mit einer meiner Töchter verbunden zu sehn, wenn er ihr Herz und meinen Beyfall gewinnen könnte. Ich antwortete ihm, daß mir nichts angenehmer seyn könnte, als eine so genaue Verbindung mit dem Hause meines alten Freundes und Wohlthäters — daß ich einem Manne von solchen Eigenschaften, als er seinem Sohne beylegte, meinen Beyfall nicht versagen würde, weil ich die Unbesonnenheiten der Jugend gehörig zu würdigen wüßte." —

„Sehr verbunden, Mr. Gerson! — da sieht man, was Weisheit aus eigner Erfahrung vor gelernter voraus hat" —

„Ach! Mr. Waltmann! — ein Franzose berührt und verbindet stets die Extreme" —

Ich dachte im Stillen an den Vater und seine drey Töchter —

„Und geht durch die Unordnung zur Regelmäßigkeit, und durch die Ausgelassenheit (libertinage) zu den Tugenden eines Familienvaters über" —

„Die Deutschen thun ein gleiches, Mr. Gerson; nur wird ihnen der Uebergang nicht so leicht" —

„Was

„Was aber das Herz meiner Töchter anbeträfe, so dürfte ich auf ihre kindliche Ergebenheit zu sehr rechnen, um zu fürchten, daß ich zu viel verspräche, wenn ich seinen Sohn meinen künftigen Schwiegersohn nennte.“

„Sie entzücken mich durch Ihre Güte, Mr. Gerson.“ —

„Schiffer Classen brachte mir die Antwort, die sich auf Sie selbst bezog. Der Frachtzettel war richtig, aber die Waare fehlte“ —

Ich holte zu einer Entschuldigung aus —

„Still, still! — Sie haben einen Abstecher gemacht, der noch auf die alte Rechnung kömmt. Im vollen Sprunge steht sich's nicht gut auf einmal. Mein alter Freund hatte Recht, und ich sehe so ehrliche Schelmengesichter, wie das Ihrige, gern“ —

Mr. Gerson war feiner, als ich geglaubt hatte. Sein Lob gewann ihm mein Herz, und ich wurde ernsthaft.

„Es würde mich unendlich kränken, wenn dieser Plan, welchen mir die freundschaftlichste Gesinnung eingegeben hat, mißglücken sollte. Ich habe mir ein Mittel dagegen ausgedacht, und ich theile es Ihnen mit; denn ich bin offenherzig, und es ist gut, wenn Sie meine Maßregeln kennen. Sie sollen meine

Töchter nicht auf einmal kennen lernen. Ich habe meine beyden jüngern weggeschickt, und die älteste allein für Ihre Bekanntschaft zurück behalten. Ihrem Alter gebührte dieses Vorrecht. Sie ist die Ihrige, sobald sie Ihnen ansteht. Ich werde die beyden andern nicht eher zurückrufen, als bis Sie sich erklärt haben, und ich glauben darf, daß Ihre Liebe stark genug ist, um keine Gefahr zu laufen. Sie sind deswegen an diese nicht gebunden — denn jeder hat seinen Geschmack; und wollte Gott, meine Töchter hätten dieses Sprüchwort bestätigt, und nicht umgestürzt. Morgen sollen Sie sie sehn; denn nach einer so ermüdenden Reise ist man nicht sehr geschickt zur Einleitung in die Liebe — trinken Sie, Mr. Waltmann, auf die Gesundheit der, welche Sie wählen werden; meine väterliche Zuneigung ist die Mitgift einer jeden." —

Ich trank, und nach dieser Erzählung, und nach so manchem Zuge aus vollem Becher, mit wahrer Theilnahme, und als wir uns trennten, um zu Bett zu gehn, schlief ich mit recht erfreulichen Gedanken ein.

9.

Als ich in der Morgenstunde im Bett nüchternen Muthes weiter dachte, kamen mir allerdings wieder

einige Zweifel. Es schmeichelte mir, daß ich der Held seyn sollte, welcher den Zauber dieser Unzertrennlichen zu lösen, und so viel getäuschte Männerherzen zu söhnen bestimmt wäre. Aber ich traute dem alten Satyrgesicht des Vaters nicht recht, es verdroß mich, daß sie nicht alle drey vor mir erschienen, wie die Göttinnen auf dem Berge Ida vor dem Hirten; und ich that das Gelübde, nicht eher aus meiner Gleichgültigkeit zu treten, bis die beyden andern aus der Fremde herbeygelockt wären.

„Georg kam, und sein Angesicht leuchtete wie von einem erfreulichen Geheimniß. Ich fragte ihn, ob er vielleicht in Bourdeaux schon jetzt in der Liebe glücklicher gegen die Franzosen wäre, als die Deutschen daheim im Felde?"

„Ich denke nicht an mich, erwiederte er. Sie haben die glückliche Bestimmung die Ehre der Deutschen zu retten. Ich habe Mamsell Constance gesehn" —

„Wer ist diese Constance?" —

„Die älteste Tochter von Mr. Gerson" —

„Du hast sie gesehn? nun, ist sie der Reise werth?" —

„Werth, und wenn Sie auf den Knieen hätten herrutschen sollen, wie ein Pilger auf der heiligen Treppe — aber, was nützen meine Worte? Stehn

Sie auf — Sie verlieren jede Minute, wo Sie sie nicht sehn" —

„Potz Velten! — rief ich, sprang auf, und ließ mich ankleiden. — Wenn ein Kenner vom Hamburger Fischmarkt, wie du, in Extase geräth, wo sollen meine fünf Sinne bleiben?" —

Mr. Gerson machte mir den Morgenbesuch. „Sie werden vergeben, Mr. Waltmann, sagte er, wenn ich mich den Tag über nicht um Sie bekümmere als bey Tische. Meine Tochter wird Ihnen Gesellschaft leisten, so oft Sie sie wünschen und suchen."

Ich bat ihn, sich nicht zu geniren. Er ging, und ich ließ mich bey Constancen melden, sobald meine Toilette fertig war.

Ach mein armes Herz! — Es pochte gewaltig, als ich in diesen Lichtkreis trat, um mir, gleich so vielen andern, die Flügel zu verbrennen. Mich armen Sünder überfiel eine Ehrfurcht vor dieser hohen, blendenden Gestalt, die ich noch nie, außer in Paris beym Anblick meiner Unbekannten, gefühlt hatte. Sie stand da, wie ein überirdisches Wesen, und auf ihrem strahlenden Gesicht dünkte mir ein mitleidiges Lächeln über den Verwegnen, der sich bangerzitternd ihr darzustellen wagte, zu schweben.

„Das Erstaunen, ohne welches niemand Ihre Reize sehn kann, ist Ihnen Mademoiselle nicht neu; aber neu ist mir ein Anblick, der jedes Malers Ideal befriedigen würde." —

Soviel künstelte ich stotternd heraus; sie antwortete mir mit einem leichten Compliment, und sprach mit vieler Lebhaftigkeit und Fertigkeit von gleichgültigen Dingen. Ihre Ruhe gab mir allmälig die meinige wieder, und ich konnte sie mit prüfender Aufmerksamkeit betrachten.

Ich habe die Feder nicht ergriffen, um eine Anweisung für Zeichner zu schreiben, was zu einer vollendeten Gestalt gehört. Mag Constance sich zu dem Behuf in Kupfer stechen lassen, wenn ihr die Kunst so am Herzen liegt. Aber ich fand keinen, durchaus keinen Tadel — diese Formen, diese Taille, diese Farbe, gehörten keinem Lande als dem der Schönheit an, und nur das braune Haar, das in üppigen Locken um den weißen Nacken floß, und die braunen flammenden Augen konnten für ein Zeichen der Verwandtschaft mit Frankreich gelten.

Wie bereute ich die Schmähungen, die ich in Hamburg ausgestoßen hatte, als ich erfuhr, daß mir eine Französin bestimmt sey! Wie schmähte ich jetzt auf die Demoiselles Sörgel, Watermann, Funk und Adler,

welche so unglücklich waren, mir damals zur Vergleichung einzufallen! Meine Bewunderung vermehrte sich, als sie, ohne Pralerey und Affectation, mir allmälig ihre Geschicklichkeiten enthüllte. Sie sang, sie spielte, sie zeichnete meisterhaft.

Es währte einige Tage, eh' ich in ihrer Gesellschaft ohne Beklommenheit seyn konnte. Allmälig half sie mir selbst ins Gleis. Sie blieb sich gleich — sie war in jeder Minute entzückend, aber in keiner mehr, als in der andern, und ich gewöhnte mich an ihren Anblick, wie an den eines vortrefflichen Gemäldes.

Mit meiner Ruhe kam mein lustiger Jünglingsmuth wieder, und ich scherzte mit ihr über die Ansprüche, welche ihres Vaters Einwilligung mir auf sie vergönnte. „Meine Augen haben geprüft, sagte ich, und Gott, der mein Herz kennt, weiß am besten, wie versengt es dabey weggekommen ist. Aber ich bin der Sohn eines Kaufmanns, und selbst dazu bestimmt. Wir Kaufleute prüfen jede Waare mit allen Sinnen so genau, als wir dürfen, ohne sie zu verderben. Sie dürfen sich nicht weigern schöne Constance, mir den Versuch zu erlauben, ob diese Lippen sich so gut küssen, als sie sich ansehn."

Sie war zu sehr Französin, um einen solchen Scherz abzulehnen. Ich küßte sie — aber diese trügerischen Lippen fingen die meinigen, wie die Leimruthe den sorglos hüpfenden Zeisig — ich konnte mich nicht davon losreißen — und als es geschah durch ihr Zurückdrängen, war meine frohe Laune weg, und mir fehlte, ich wußte selbst nicht was.

Ich hatte bisher kein Mädchen geliebt, ja keins berührt, die Unbekannte ausgenommen. In den unschuldigen Knabenjahren hatte leidenschaftliche Liebe zur Musik, und in der wilden Jünglingszeit bis jetzt Pferde, Spiel, Flasche, Jagd und witzige Gesellschaften meine Neigungen erfüllt. Ich sah in Hamburg alle Demoiselen und Jungfern so gleichgültig an, als die bereits erwähnten, und konnte in dieser Hinsicht höchstens in Worten für einen Lustigk gelten.

Der erste Kuß von diesen Lippen goß Feuer in mein Blut. Ich sah, ich dachte nichts, als Constance; ich hungerte und dürstete nach nichts, als nach dem Nektar ihres Mundes. Und da es nur von mir abzuhängen schien, sie für meine Braut zu erklären, und mich jedes Genusses zu versichern, den sie gewähren konnte, war es so wunderbar, das ich die Stufenleiter der Wollust in Gedanken erstieg, und von jener Minute an an jedem ihrer Reize nicht mit ent-

zücktem Erstaunen, sondern mit reger ungestümer Begierde hing? —

Das Uebel wuchs, je öfter ich sie sah — sie selbst wurde unruhiger, als zuvor — ich brauchte alle Künste der Welt, um wieder zu genießen, was mein Verlangen nur reitzte, ohne es zu befriedigen — und vierzehn Tage nach meiner Ankunft ging ich zu Mr. Gerson, und erbat mir die Hand seiner Tochter.

Der alte Mann hüpfte auf einem Beine vor Freuden. Er führte mich selbst zu seiner Tochter, und drückte sie in meine Arme. Ich schloß die Unvergleichliche mit dem feurigsten Entzücken an meine Brust — „Es ist richtig — rief er, indem er uns zusah! schnippte mit den Fingern, und tanzte in der Stube herum — es ist vortrefflich — so ist es recht, ich erinnere mich dessen noch — und morgen, Constance, schreibe ich an Deine Schwestern; denn bey der Hochzeit müssen Sie seyn, um Lust zu bekommen!“ — —

10.

Und mein Gelübde, zu warten, bis ich wie ein Sultan unter drey Houris der Schönsten das Schnupftuch zuwerfen könnte? Ach, lieben Brüder und Schwestern, wißt ihr noch nicht, wie wenig dergleichen Ballast einem Herzen hilft, dessen Segel die

Leidenschaft gefaßt hat? die Geliebte hebt mit Einem Blick alle Gelübde!

Angelique, die zweyte Tochter von Mr. Gerson, kam in wenig Tagen an. Sie war in Rochelle bey Verwandten gewesen. So schön sie war, so schien sie es weniger neben ihrer Schwester, und ich wünschte mir Glück, ohne es zu wissen, wenigstens unter zweyen die beste Wahl getroffen zu haben.

Victoire, die dritte, blieb aus. Statt ihrer kam nach acht bis zehn Tagen ein Brief an ihre Schwester Angelique, daß sie mit der Tante, bey welcher sie sich aufhielt, verreist wäre, und bald zurückkommen würde.

Das verzögerte die Hochzeit, und ich hatte hinlängliche Muße, die beiden Schwestern in ihrer Verschiedenheit kennen zu lernen. Angelique war um einen Zoll kleiner, ihre Taille um einen Zoll stärker, ihre Haut um einen Grad gefärbter, ihre Zähne waren nicht ganz so klein und weiß, mit einem Worte jeder weibliche Reiz war ihr um ein Kleines geringer als Constancen zugetheilt worden. Sie sang, sie spielte, sie stickte und malte auch, aber gegen Constancen immer nur wie eine talentvolle Schülerin gegen den Meister. Alle diese Bemerkungen machten mir in den ersten Tagen viel Vergnügen. Sie hatte über-

dies etwas Niedergeschlagenes in ihrem Wesen, was ihr nicht vortheilhaft war.

Allmälig verlor sich dieser anscheinende Trübsinn, und es lebte ein Geist in dem reizenden Körper auf, den die Natur mit unwiderstehlichem Interesse ausgestattet hatte, und der gegen Constancens Gelassenheit, wie ein helles Bild auf dunkelm Grunde abstach. Eine Fülle von witzigen Einfällen strömte über ihre Lippen — in dem Augenblick, wo man die Pointe des ersten bewunderte, riß eine zweyte die Aufmerksamkeit schon an sich. Sie unterdrückte oft ihren Witz, aber nie konnte sie die allerliebste satyrischfröhliche Physionomie des Witzes unterdrücken, womit ihre Gedanken ihr blühendes Gesicht verschönerten. Ihre Handlungen, ihre Vergnügungen hatten dasselbe Gepräge. Ihr Gesang sprach die verschiedensten Gefühle mit gleicher Lebhaftigkeit aus — ihre Gemälde hatten eine höchst pikante Originalität, und ihre Stickerey übertraf, nicht in der Ausführung, aber in der Anlage, weit die ihrer Schwester.

Meine natürliche Lustigkeit fand an der ihrigen Behagen; wir wurden allmählig vertrauter, und ich theilte Constancen meine Küsse und Seufzer, Angeliquen meine Unterhaltung zu. Aber jene Küsse, so sehr sie mich entzückten, jene zärtlichen Seufzer, so

sanft sie meine Brust beklemmten, blieben bey der Wiederholung immer dieselben; Angeliquens Unterhaltungen im Gegentheil nahmen stets eine neue und angenehmere Wendung. So oft ich jene ansah, hob sich meine Brust von zärtlichem Verlangen; so oft ich dieser zuhörte, flog meine ganze Seele der reizenden Schwätzerin zu. Einige Zeit blieb das Gleichgewicht — allmälig fing die Schale an, wechselsweise zu sinken und zu steigen — und abermals nach vierzehn Tagen seit meiner Verlobung liebte ich die schöne Constance nur, wenn ich sie sah; aber das Bild der einnehmenden Angelique beschäftigte mein zärtliches Andenken in der Einsamkeit so gut, als in ihrer Nähe. Was mich dabey am meisten Wunder nahm, war, daß Constance das Abnehmen meiner Neigung nicht mit Mißfallen, und Angelique das Zunehmen nicht mit merklichem Wohlgefallen aufzunehmen schien.

11.

Mr. Gerson sagte zu alledem nichts. Er arbeitete den Tag auf seinem Comtoire, und war nur Abends in unsrer Gesellschaft. In diesen Stunden häuslicher Freude überließ er sich der seinigen ganz, indem er an unsern Scherzen und Spielen Antheil nahm; und ich fand, daß der kleine Aesop, wie er sich selbst oft

nannte, dem alten Fabelhelden an Geiste nicht viel nachgab.

Er empfahl mich mehrern seiner Bekannten in und um Bourdeaux, und zog mir dadurch eine Menge Einladungen zu, die mich zu meinem Verdruß häufig vom Hause entfernten, und mir zuweilen wenig Ersatz gewährten. Die Liebe hatte mich umgeschaffen, und die feine Schwelgerey und Jovialität der Einwohner von Guienne hatte keine Reize mehr für ein Herz, das ihre Freuden gekostet hatte.

Eines Abends kehrte ich vom Lande zeitig zurück, und stieg am Garten meines Schwiegervaters ab, weil ich wußte, daß die Familie heute dort seyn würde. Ich ging auf einen Pavillon zu, wo ich die Gesellschaft voraussetzte. Als ich mich näherte, hörte ich Stimmen, und ging leiser mehr aus Instinkt, als aus Vorsatz. Noch näher unterschied ich deutlich die gesangvolle Stimme meiner Braut, in wetteifernder Rede mit einer männlichen —

„Es thut mir leid, ich leide selbst dabey — sagte Constance — aber es ist nicht zu ändern" —

„Wenn Sie nur wollten, Constance" — sagte die männliche Person, deren Ton mir bekannt schien —

„Aber ich darf nicht wollen, Mr. D'Argenet." —

Mr. D'Argenet war ein Commis des Hauses, den ich nie anders als bey Tische gesehn, und als einen stillen, höflichen, wohlgebildeten Menschen kennen gelernt hatte. —

„Es ist hart, es ist unerträglich, sagte er, von der liebenswürdigsten Person auf Erden so starke Versicherungen ihrer Liebe erhalten zu haben, und sich doch getäuscht zu sehn" —

„Sie wissen, ich kann nichts dafür" —

„Ich glaube es kaum" —

„Pfui, schämen Sie sich — Sie kränken mich mit Absicht; Sie wissen so gut als ich, wie nachdrücklich mein Vater uns allen jede Verbindung untersagt hat, weil er sich dem Vater des Herrn Waltmann verbindlich gemacht hatte" —

„Eine thörigte Verbindlichkeit" —

„Das ist seine Sache. Sie verfolgten mich mit Ihrer Liebe — der Wahlherr blieb aus, und da glaubte ich selbst wählen zu dürfen, und wählte Sie, weil Sie mir gefielen. Endlich kam er doch —

„O daß er ewig geblieben wäre" —

„Ich würde ihn nicht vermißt haben. Dieser große blauäugige Deutsche ist so keck, aber nicht so höflich wie ein Franzose; seine Liebe ist gebieterisch, und wenn er mit meinem Vater getrunken hat, muß man

sich vor ihm fürchten. Aber soll ich meinen Vater deswegen erzürnen? Sie wissen, wie fest er auf seinem Sinn besteht, und ich muß zufrieden seyn, wenn nicht einem liebenswürdigen, doch einem erträglichen Manne zuerkannt zu seyn."

„Ach, welche Qualen lassen Sie mich ausstehn! Diese Reize, die ich anbete, sollen das Eigenthum eines andern seyn, wie eine Waare sollen Sie ihm verhandelt werden? Constance! ich ertrage das nicht — am Tage Ihrer Hochzeit fliehe ich aus Frankreich, oder ich tödte mich oder ihn" —

„Sie sind ein Narr, Mr. D'Argenet, und würden es am wenigsten seyn, wenn Sie davon liefen. —

Der Liebhaber ergoß sich nach dieser Antwort, welche die schöne Constance so melodisch, aber auch so ruhig, wie alles was sie sprach, von sich gab, in so feurige Klagen, und sprach so schnell, daß ich nur einzelne Stichwörter seiner tragischen Explosionen weghaschen konnte. Ich hatte genug, und schlich mich eben so heimlich fort, als ich gekommen war.

12.

„Sie hätten mich schön angeführt, schöne Constance" — sagte ich halblaut, als ich mich nach einer halbstündigen Promenade auf dem Walle niederlegte.

„Aber Sie haben sich selbst betrogen — ich bin Ihre reizende Unveränderlichkeit satt, und die einnehmende Angelique wird mir mehr ersetzen, als ich verloren habe.“

Früh ging ich zu Mr. Gerson. Ich spielte den Großmüthigen, und versicherte ihm, daß ich mir nie den entferntesten Anspruch auf die Hand eines Mädchens, dessen Herz schon verschenkt wäre, erlauben würde. Er wurde so wild, daß ich Mühe hatte, ihn zurück zu halten. D'Argenet war arm. Ich stellte ihm vor, daß ein Frauenzimmer von achtmalhunderttausend Livres, wie seine Tochter, sehr füglich einen Mann ohne Vermögen, zumal einen Kaufmann heirathen könnte, dessen Industrie diese Summe in kurzer Zeit zu verdoppeln vermöchte. Es war ihm nur um meinetwillen. Um mir nicht gänzlich zu widersprechen, beklagte ich allerdings den Verlust der schönen Constance, versicherte indessen, daß die reizende Angelique selbst den unglücklichsten Liebhaber zu trösten vermöchte, und daß ich gar nicht zweifelte, sie in kurzer Zeit leidenschaftlich zu lieben, sobald ich dazu berechtigt wäre. So wurde endlich der Handel geschlossen, und wir gingen zu den beyden Mädchen, um ihnen, die von nichts wußten, ihr Schicksal anzukündigen.

Mir wurde bange, als ich ihnen gegenüber stand — nicht vor der schönen Constance, deren geheime Wünsche befriedigt werden sollten, aber wohl vor dem kecken Gesicht meiner neuen Geliebten, welches die meinigen etwas stark zu salzen verhieß. Vorher hatte ich ihr immer gleiches mit gleichem vergolten — heute gab ich mich der Umbarmherzigen mit dem Gefühl der Wehrlosigkeit hin.

„Schöne Constance — nahm ich nach unsrer Verabredung das Wort, als Mr. D'Argenet eintrat, den wir hatten rufen lassen — dieser junge Mann hat früheres Recht auf Ihre Hand, als ich, und verdient sie unstreitig mehr, da Sie ihm selbst diese Rechte gegeben haben. Ich breche mein Herz, indem ich die Bande breche, die bisher zwischen uns Statt fanden; aber ich will das höchste Glück meines Lebens nicht mit der Ruhe derjenigen erkaufen, die es mir verschaffen sollte, und habe Ihren Herrn Vater gebeten, zu Ihrer Verbindung mit Mr. D'Argenet seine Einwilligung zu geben —"

Mr. Gerson bestätigte, was ich sagte, und die beyden Liebenden vergaßen bald die Ausbrüche des Danks über der Freude, welcher sie sich überließen. Es war das erste Mal, daß ich die schöne Constance durch den Ausdruck des Gefühls verschönert sah, und

ich

ich bemerkte im Stillen, daß ich sie um keinen Preis hingegeben hätte, wäre sie jemals so schön für mich gewesen.

13.

Das schwerste war übrig; mit verstellter Heiterkeit, aber innerlich scheu, wie ein Missethäter, stellte ich mich vor Angeliquen hin, die nicht ein Wort geäußert, aber uns alle mit scharfen Blicken gemustert hatte.

„Sie sind sehr edelmüthig — sagte sie mit verbißnem Lächeln, und einer so schlauen Miene, und so durchdringendem Blick, daß mir zu Muth war, als läse sie jeden Gedanken in meiner Brust. —

„Wenn es so ist, meine englische Angelique, so rechne ich darauf, daß Sie mich dafür belohnen werden." —

„Nach Verdienst — verlassen Sie sich darauf." —

„Sie schrecken mich zurück, indem Sie mir schmeicheln." —

„Das ist meine Absicht." —

„Aber der Zug Ihrer Reize ist mächtiger." —

„Ich wünschte deren weniger zu haben." —

„Ich würde dann weniger leiden."

„Das ist nicht die Absicht, warum ich es wünsche." —

„Ich bin jetzt verlassen." —

„Ich beklage jeden Verlaßnen — (abandonné)."

„Um so eher hoffe ich — sagte ich, und bog ein Knie vor ihr — daß Sie meinen Jammer ansehen und mich heirathen werden." —

„O, ich bitte, mein Herr, verrichten Sie das stehend. Das ist der Mühe nicht werth — Heirathen? — das ist sehr wenig — von Herzen gern — ich fürchtete in Wahrheit, Sie wollten mir zumuthen, Sie zu lieben." —

„Ich setze das voraus." —

„Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie das immer voraussetzen. Sie ersparen mir eine sehr beschwerliche Mühe." —

„Sie zwingen mich zu zweifeln, um ein so kostbares Bestreben nicht zu verlieren" —

„Sie werden auf jeden Fall nichts verlieren." —

„Ich fühle, wie wenig ich ein solches Kleinod verdiene, und werde mich bemühn, Sie wenigstens an Zärtlichkeit zu übertreffen." —

„So werden Sie sehr große Vorzüge vor mir haben." —

„Mr. Gerson — sagte ich zu dem Vater — ich muß Sie um Ihre Vermittlung bitten. Angelique

sagt mir zu, mich zu heirathen, aber sie beißt, kratzt und schlägt um sich, wie eine Tartarische Braut, und ich brauche Hülfstruppen." —

„Lassen Sie sie gehn — sie ist ein närrisches Mädchen, ich kenne sie wohl, aber eine gute Tochter. Hier — indem er ihre Hand nahm und in die meinige legte — sie ist die Ihrige."

Sie gab ihre Hand ohne Widerrede, und betrachtete mich, während ich sie hielt, so zuversichtlich, als wollte sie sagen — ich habe dich, und will schon fertig mit dir werden. Mir schien es selbst so, und statt mich dem neuen Entzücken zu überlassen, sprach ich mit D'Argenet, der es gern gethan hätte, über den Amerikanischen Handel eine halbe Stunde, und verließ dann emlich mißvergnügt die Gesellschaft.

14.

Angelique blieb in diesem Ton, und ich bereute tausendmal, sie aus einer liebenswürdigen Schwägerin in eine qualbegierige Braut verwandelt zu haben. Sie marterte mich recht ausgesucht, denn wenn sie mich durch unzählige Beleidigungen so empört hatte, daß mein Zorn dem Ausbruch nahe war, schmeichelte sie mir wieder, und war so zärtlich, daß ich alles vergaß, und thörigt genug war, zu hoffen, sie

werde sich anders benehmen. Nicht genug, daß ich unmittelbar dadurch litt, ich hatte den Verdruß zu sehen, daß die ganze Familie sich an unsern Kriegen ergötzte, und mußte ihr Gelächter auf meine Rechnung nehmen, weil ich zu deutlich fühlte, daß ich der verlierende Theil war.

Noch hatte ich nicht den letzten Grad der Folter erfahren. Der Onkel aus Rochelle, in dessen Hause Angelique gewesen war, kam mit einem jungen Menschen, der auch ein Cousin seyn sollte, zum Besuch. Angelique umarmte beyde, und mein scharfes Bräutigamsauge glaubte in den Blicken des Cousins einen Grad zärtlicher Bewegung zu lesen, der für einen Cousin zu stark schien.

„Es freut mich recht, daß Sie da sind, Cousin — sagte sie zu ihm — hier ist mein Bräutigam, Mr. Waltmann aus Hamburg. Ich habe ihn noch wenig anders, als mit Worten, kränken können — jetzt will ich mich durch Sie für alles Unheil rächen, das er mir nach der Trauung anthun wird.“

Der junge Mann erröthete, und erwiederte einige nichtssagende Complimente.

„Ich erkläre Sie hiermit feyerlich für meinen Cicisbeo — denn die Italiänische Sitte gefällt mir, seit wir in Frankreich deutsche Bräutigams haben — Sie

sollen über unsre Streitigkeiten entscheiden, weil ich voraussetze, daß Sie mir alle Mal Recht geben werden — Sie sollen den Schlüssel zu meinem Zimmer haben — Sie sollen neben mir stehn und sitzen, um mich gegen ihn zu vertheidigen. Er heirathet mich nur aus Rache, weil ihn meine Schwester nicht mag; und ich handle großmüthig, indem ich sie ihm erschwere; denn die Rache ist um so süßer, je schwerer sie geworden ist." —

„Du bist ein Herold des Teufels, Mädchen!" — rief Mr. Gerson, und drohte ihr mit der Hand. —

„Lassen Sie mich, Väterchen — die Deutschen haben gegen unsre Nation immer viel Geduld bewiesen, und ich glaube selbst, daß ich kein Lamm von Franzosen fände, der es mit mir aushielte." —

Ich kochte innerlich, doch machte ich gute Miene zu schlechtem Spiel. Meine Geduld ging zu Ende, als sie aus Scherz Ernst machte, und dem Cousin gütig, ja zärtlich begegnete, während sie mich mit der größten Strenge zurückwies. „Blos um Sie auf die Probe zu stellen, mein Herr" — sagte sie, als ich mich beklagte.

„Das heißt, Sie schneiden mir den Leib auf, um zu sehen, ob mein Herz noch schlägt — rief ich ent-

rüstet — aber ich werde Mittel finden, diesen Mißhandlungen zu entgehn."

Ich verließ hastig das Zimmer, und sie schickte mir ein schallendes Gelächter nach. Höchst aufgebracht ging ich zu Herrn Gerson, und klagte ihm meine Noth.

„Sie sagen mir etwas ganz neues — erwiederte er — ich habe unter Ihnen beyden das beste Einverständniß vorausgesetzt. Ja ja, es ist wahr, sie ist ein kleiner Satan, aber mit dem besten Herzen. Ich versichere Sie, sie würde am jüngsten Gericht dem lieben Gott ins Gesicht lachen, wenn er ihr Sündenregister vorlesen ließe, und der Teufel wäre selbst doppelt verdammt, dem sie zur Verdammniß übergeben würde. Aber das schadet nicht — sie hat keine falsche Ader, und wenn Sie ihre Laune nicht durch Empfindlichkeit erbittern, werden Sie die lustigste Frau auf der Welt haben. Doch will ich mit ihr sprechen." —

Er that es, meines Widerspruchs ungeachtet; aber ich weiß nicht, ob aus Mangel an Nachdenken, oder aus Bosheit, in Gegenwart aller. Das Lächeln der Anwesenden, als Mr. Gerson mit vieler Paternität seine Worte vorbrachte, verkündigte mir mein Schicksal.

„Wie? — sagte Angelique — sind die Nerven eines Nordländers so empfindlich? — Sie können es nicht vertragen, daß ich hüpfend und tanzend durchs Leben gehe? Sie fassen meine Laune nicht, kein Wunder, daß Sie auch meine Liebe nicht fassen." —

„Schöne Angelique" —

„Sagen Sie das meiner Schwester — ich bin die böse, die unausstehliche, und liebe Sie doch so zärtlich, wie irgend eine Dame ihren Mops oder ihren Papagey." —

„Wollten Sie nicht die Rolle des Mopses übernehmen? denn diese Thiere bey der innigsten Liebe gegen ihre Gebieterin, knurren und beißen gern." —

Sie lachte und gab mir die Hand, die ich dankbar küßte. Aber es dauerte keine Viertelstunde, so marterte sie mich wieder so, daß ich hätte Blut schwitzen mögen.

15.

Zufälligerweise fand ich in meinem Koffer einen Brief meines Vaters, überschrieben — an die geliebte Braut meines Sohnes. Die herzliche Sprache eines frohen Vaters wird sie rühren, dachte ich, und brachte ihr den Brief.

„Nicht an mich — sagte sie — denn Sie lieben mich nicht. Keine Betheurungen — — aber ich will den Brief erbrechen, weil ich doch die Stelle einer geliebteren ersetze.“ —

„Schön, vortrefflich — rief sie aus, als sie ihn gelesen hatte — Sie haben einen sehr wackern Vater — und seine Güte überrascht mich; er muß wissen, daß sich Mädchen gern und Bräute am liebsten putzen. — Wollen Sie mir die Juwelen nicht zeigen? —

Ich blickte sie betroffen an — das Gefühl meiner Unbesonnenheit fiel mir so schwer aufs Herz, daß ich kein Wort sagen konnte. —

„Nun, Sie haben sie doch nicht verloren“ —

„Mein Vater muß sie vergessen haben — wollen Sie mir den Brief erlauben.“ —

„So unheiligen räuberischen Händen sollte ich dies Dokument vertrauen? Cousin, lesen Sie ihm den Brief vor.“ —

Der Cousin las — „Den Solitär, und die Armbänder, welche mein Sohn Ihnen mit diesem Briefe übergeben wird, bitte ich — u. s. w.

Ich stand wie vernichtet, und verwünschte im Herzen tausend Mal die Stunde, wo ich Mr. Gersons

Haus betreten, und diese Schwestern kennen gelernt hatte, die ihre Vollkommenheiten nur mir zur Plage besaßen. —

„Ich bitte Sie, Cousin Cicisbeo — sagte Angelique, und deutete mit dem Finger auf mich — betrachten Sie diesen armen Sünder. Sein Vater schickt ihn aus Hamburg, weil ihn die Weiber dort so genau kennen, daß ihn keine mag. Drey Schwestern, die Kleinode von ganz Frankreich, harren auf den Hamburger Meß- und Merzbräutigam, wie Sklavinnen in Smyrna auf den Käufer. O denkt er, die danken Gott, wenn ich komme, früh oder spät — und macht einen Abstecher von drey Wochen, um sich erst noch ein Mal recht auszutoben, eh' er ein Hausvater wird. Das Reisegeld ist weg, und er ist klug genug, statt des Hungertodes in Paris, die fette Küche und den reichen Keller des unbekannten Schwiegervaters zu erkiesen. Aber wie hinkommen? Der Brautschmuck muß aushelfen, soviel die Pariser Freundinnen davon übrig gelassen haben."

„Guter Gott!" rief ich —

„Schweigen Sie. Dieser Herr soll Sie kennen lernen. Er kömmt, und sieht die erste. Sie gefällt seinen Augen wohl, und die schönste in ganz Bour-

beaux wird seine Braut. Ich komme, er hört mich. Durch seine Ohren fasse ich ihn." —

„Wie ungerecht." —

„O mein Gott, schweigen Sie doch — er giebt der ersten einen scharmanten, recht wohlgesetzten, respectabeln Abschied — und wer ihn nicht besser kennte, hätte denken sollen, er säße vor lauter Großmuth mit dem Herzen, das vor Liebe platzen wollte, auf dem Stuhl mit eisernen glühenden Zacken, und er wendete sich an mich als die zweyte blos aus Mitleid, daß ich nicht vor Gram über seine Verachtung, oder als eine alte Jungfer stürbe. — Ich nehme in Demuth das Geschenk seiner, durch so vieles Schenken so sehr abgenutzten, Liebe an, lasse mich geduldig von ihm anfahren, von meinem Vater ausschelten, und jetzt bringt er mir statt der verkauften oder verschleuderten Juwelen, den Brief mit der leeren Anweisung, als wollte er mir sagen, meine Hand sey so nackt und blos nicht gut genug, ich solle sie erst selbst mit Brillianten ausstaffiren, ehe er es für nöthig fände" —

„Theure Angelique" —

„Ich bitte, nennen Sie mich nicht — mein Name klingt mir ganz abscheulich, ganz diabolisch aus Ihrem

Munde — wahrhaftig, Sie verdienen es, daß ich Sie heirathe — zur Strafe. Ich wette, meine Schwester Victoire drückt Ihnen vollends das Herz ab — denn sie ist so schön, wie Constance, so klug, wie ich, und gefühlvoll, wie wir alle beyde nicht sind, und trägt den Namen mit der That — aber hoffen Sie ja nicht, daß Sie etwas von ihr schmecken werden — Sie haben um mich angehalten, und dieser Brief Ihres Herrn Vaters, auch ohne Juwelen, ist mein Privilegium auf Ihre Person, das ich nie weggeben werde." —

„Gewiß die angenehmste Versicherung." —

„Sparen Sie die Schmeicheleyen bis zu der Zeit, wo ich wünschen werde, sie zu hören." —

Ihre zürnende Miene war so unverkennbar verstellt, daß ich sie doppelt reizend fand, und ihre Hand ergriff, sie zu küssen —

„Nicht doch — sagte sie, und zog sie zurück — die Stunde hat noch nicht geschlagen, wo ich Ihnen meine Zärtlichkeit nach Pflicht und Gewissen in Portionen und Rationen zutheilen werde."

16.

Endlich kam Nachricht von Victoiren, daß sie den Tag darauf eintreffen würde. Der ungeduldige Vater

bestimmte die Hochzeit für beyde Töchter auf den Tag nach ihrer Ankunft. Angelique hatte nichts dagegen. Die nahe Aussicht, ganz die Meinige zu werden, schien ihr mildere Gefühle einzuhauchen, und ich freute mich darüber.

Victoire kam Abends spät. Ich wollte ihr noch meine Freude über ihre Ankunft bezeugen. Angelique haschte mich auf. – „Dachte ich's doch — sagte sie — aber Sie sehen sie nicht. Erst wenn ich mit Ihnen vor dem Geistlichen stehe, sollen Sie den Schatz betrachten, den Sie ohne Prüfung verworfen haben, um sich eine Plage, wie ich bin, an den Hals zu ziehn."

Ich gestehe, der Morgen, wo ich den Uebergang von genialischer Unordnung zu weiser Regelmäßigkeit machen sollte, war mir sehr peinlich. So schön, und reich, und geistvoll Angelique war, so bedachte ich, daß der erste Vorzug bald vergehen würde, der zweyte mir wenig nützte, und der dritte mehr Dornen als Rosen gewähren könnte. Und wo blieben jene lustigen Stunden, wo ich mich so oft mit Vorsatz der Ausgelassenheit und Thorheit überlassen hatte? —

D'Argenet kam, umarmte mich als seinen Schwager, und führte mich in das Zimmer, wo die Trau-

ung geschehn sollte. Der Vater, die beyden Schwestern, der Onkle und Cousin, nebst dem Geistlichen, waren da. Victoire fehlte. —

„Sie putzt sich noch, sagte Angelique. Sie gönnt keiner ehelichen Braut selbst am Hochzeittage nicht die Freude, schöner zu seyn. Ein großer Fehler, nicht wahr, mon cher?“ —

Ich bejahte ihre Frage lächelnd — sie war ungemein reizend in dieser Lebhaftigkeit. —

„Nun, danken Sie Gott, daß ich solider bin.“ —

Jetzt traten zwey Damen durch eine Nebenthür ein — und ich erstaunte gewiß lebhafter, als der Leser, der es längst errathen hat, als ich in beyden die Tante von Paris mit ihrer schönen Nichte erblickte.

17.

„Endlich! — rief Angelique, und zog mich bey der Hand zum Tisch, wo der Geistliche stand, mit Gewalt; aber mein Gesicht war zu Victoiren hingewandt, die hocherröthend, und unendlich schöner, als sie mir je erschienen war, ihre Augen ernsthaft auf mich heftete. —

„Ihre Liebe scheint der Peitsche zu bedürfen —

sagte Angelique. — Fangen Sie nur immer an, Mr. La Tournelle.“ —

Ich erwachte aus meiner Betäubung; ohne zu wissen, was ich that, entriß ich Angeliquen meine Hand, und blickte erschrocken den Geistlichen an, der lächelnd schwieg.

Victoire stand unbeweglich. An ihrem Finger blitzte mein Solitair, und die Armbänder, die ich in Orleans verkauft hatte, an ihrer Hand. Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich glaubte, unter die Erde sinken zu müssen.

„Ich bitte Sie, Cousin — rief Angelique — lassen Sie sich mit Victoiren trauen. So lange mein Bräutigam noch eine Schwester ledig sieht, denkt er, es sey Schuldigkeit, an ihr auch seine Liebe zu versuchen.“

Der Cousin ging zu ihr hin. Länger hielt ich mich nicht — ich flog vom Tische weg, zu Victoiren, und ergriff ihre Hand, die sie mir erröthend, mit einem zärtlichen Blicke überließ. „Ist es möglich? sagte ich — ich habe keine Ansprüche auf Ihre Verzeihung, aber mit den mächtigen Gefühlen, die Sie mich zuerst kennen lehrten, leben alle Hoffnungen wieder auf,

die jetzt nicht mehr chimärisch sind, sobald Sie wollen." —

„Ich bin nicht mehr mein — erwiederte Sie lächelnd und zeigte auf die Juwelen — ich trage den Kaufpreis an meiner Hand." —

„Es ist zu toll — sagte Angelique — so ungezogen ist noch kein Bräutigam gewesen. Gott schütze mich vor einem solchen Ehemann. Kommen Sie Cousin, Sie haben eine sanfte treue Seele — ich will es mit Ihnen versuchen. Mag er machen, was er will."

Meine Verlegenheit war vorüber. Ich blickte den Vater fragend an — er konnte vor Rührung nicht sprechen, legte unsre Hände zusammen, und führte uns zu den beyden andern Paaren. Mr. La Tournelle fing ungeheissen an, und nach zehn Minuten waren die drey Schwestern in drey Frauen verwandelt.

18.

Georg hatte in Orleans meine Armbänder in den nächsten ansehnlichen Kaufladen, statt zum Juwelier, der am andern Ende der Stadt wohnen sollte, getragen. Der Handelsherr, dem er sie anbot, fragte bedächtig, wem sie gehörten. Georg fand kein Bedenken, meinen Namen, und die Absicht meiner

Reise anzugeben. „Zu Mr. Gerson nach Bourdeaux? um sein Schwiegersohn zu werden? Ich kenne Mr. Gerson genau, und mache mir ein Vergnügen daraus, Herrn Waltmann eine Summe auf diese Armbänder zu leihen, die gewiß eine andere Bestimmung haben, als in Orleans verkauft zu werden.“

Dieses Anerbieten kam Georgen erwünscht. Ein Wort gab das andere, und mein Schelm von Diener, der an meinen Pariser Streichen großen Anstoß genommen hatte, erzählte alles, was er von meiner dortigen Lebensart wußte, und pries sich glücklich, daß die Noth mich endlich triebe, eine so angenehme Zuflucht zu wählen. Mir aber verschwieg er aus guten Gründen alles.

Victoire, die mit der Frau desselben Kaufmanns in Paris war, erfuhr bey ihrer Zurückkunft, welche Nachrichten von dem deutschen Bräutigam eingegangen waren, und wußte sich nun das schnelle Verschwinden Lord Johnsbury's, den sie, wider ihr dem Vater gegebnes Versprechen, lieb gewonnen hatte, zu erklären. Sie schrieb so eilig, als verlegen an ihre Schwester Angelique, weil ihr die Neuigkeit von meiner Verlobung mit Constancen gemeldet worden war.

Ange-

Angelique durchschaute alles, rieth ihr, noch einige Zeit zurückzubleiben, und entwarf den Plan zu meiner Züchtigung, den sie zur Unterhaltung der ganzen Familie — denn seit ich sie selbst zur Braut erkohren hatte, hatte sie den Vater und die Uebrigen in das Verständniß gezogen, und zugleich ihre eigne Neigung gegen den Cousin erklärt — so nachdrücklich durchführte.

Konnte ich über eine Rache zürnen, die ich so wohl verdient hatte, und deren Ziel mein eignes Glück war? Ich hatte wieder den Muth, mit meiner geistreichen Schwägerin zu streiten, ich konnte wieder die schöne Constance mit Unbefangenheit küssen. Vier Wochen flogen mir in dem liebenswürdigsten Familienkreise wie vier Stunden hin.

Da kam Classen, und gebot Trennung. Ich bat meinen Schwiegervater um seinen Segen.

„Ich habe keinen Segen für Sie, als den Sie selbst genommen haben, sagte er. Sie führen mir das liebste Kind hinweg; und doch danke ich Ihnen, denn ich bin erst durch Sie ein vollkommen glücklicher Vater geworden.“ —

Classen führte uns schnell, und unverletzt nach Hamburg zurück. Die herzliche Umarmung meines

Vaters sagte mir, daß der Engel, der mir zur Seite stand, auch sein Vaterglück vollendet hätte. Und sie, die mir auch in diesem Augenblick lächelnd zur Seite steht, zweifelt nicht mehr, daß sie eben so glücklich meine Besserung vollendet habe.

VII.

Liebesprobe.

Novelle

nach einem altitaliänischen Manuscripte

von

Carl Streckfuß.

Zu jener Zeit, als die Lombarden das Reich Napoli inne hatten, regierte zu Tarent ein Fürst, Pandolfo mit Namen, welcher rauh von Sitten war, aber gerecht in Handlungen, und von unverbrüchlicher Treue; darob noch heut zu Tag' in Tarent das Sprüchwort geht: So gewiß, als ob Pandolf es versprochen.

Derselbe hatte ein Töchterlein, daß hieß Hermildis und war schön von Wuchs, und holdselig von Angesicht, auch war ihre Sitte lieblich und fern von jeglicher Hoffarth, weshalb denn, wo selbige sich sehen ließ, es war, als wäre unsers Herrgotts Sonne aufgegangen, an deren Scheine Hohe und Niedre sich ergötzen, und stärken zu neuem Leben.

Und ihr Ruf verbreitete sich weit ins Land, und es kamen Fürsten und Herren von nah und fern, und warben um sie. Aber Hermildis mochte keinen von ihnen und sprach zu ihrem Vater, welcher gar sehr in sie drang, daß sie ihm einen Eidam schenken möchte, und Enkelein, nach seinem Tode das Land zu regieren:

Mein Herr und Vater, meine Zeit ist noch nicht kommen, denn so sie kommen ist, wird der Herr durch mein Herz mir offenbaren, jetzt ists Zeit, und dieser ist der Rechte, den sollst du nehmen.

Aber über dieses Wort gerieth der Vater in großen Zorn, und sprach: Traun, wenn wieder einer kommt, der mir ansteht, so will ich dich nicht fragen, sondern will dein Herr seyn, und sagen: der ist der Rechte, den sollst du nehmen.

Worüber, obwohl sich voll Demuth beugend, Hermildis sich inniglich betrübte, denn sie hatte heimlich ihre Liebe gesetzt auf Alboin, einen Ritter an ihres Vaters Hof, welcher zwar arm war, aber tapfer und hochherzig und im Stillen für sie entbrannt in Liebe.

Und sie ging in ihrer Betrübniß in den Garten am Schloß, und ließ ihre Frauen hinter sich, um sich allein in der frischen Luft zu stärken, und Trost zu holen von dem Himmel, der gar heiter und blau über ihr glänzte. Und siehe! dort saß Alboin auf einer Bank, und hatte die Arme über einander geschlagen, und bewegte sich nicht, sondern sah fest auf eine Stelle vor sich hin. Das Fräulein aber ging leise hinter einer Hecke herum und trat zur Bank und sprach:

Alboin, was sinnst du?

Dieser aber fuhr heftig zusammen, und sprang empor, zitternd und mit glühendem Antlitz, und getrauete sich nicht die Augen aufzuschlagen, sondern sah beschämt zur Erde, denn er hatte eben gedacht: Wie glücklich ist derjenige, welcher Hermildis einst heimführen wird als Braut — und wähnete jetzt, wie Hermildis ihn ertappt auf diesem Gedanken, so müsse sie selbigen geschrieben lesen auf seiner Stirn und ihm zürnen.

Aber Hermildis zürnete nicht und sprach: Trauter Alboin, ich bin herkommen, Blumen zu brechen. So geh denn hin, und brich mir Rosen, denn ich fürchte, daß die Dornen mich verwunden.

Deß freute Alboin sich sehr, und sprach tiefgebeugt: Erlauchte Prinzessin, so ich Rosen pflücken könnte für euer ganzes Leben, so wollte ich die Dornen nicht scheuen, und wenn sie mich bis zum Tod verletzen möchten. Und eilete hin, deren zu pflücken, indessen Hermildis, seiner harrend, sich auf den Ort setzte, wo Alboin gesessen, und ihr Haupt auf die Stelle legte, wo seines gelegen, und ihm nachsah, wie schön er war, und anmuthig in allen Geberden.

Also kam er zurück, und hatte einen Strauß geflochten, den er, sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, ihr ehrerbietig und stillschweigend überreichte.

Hermildis aber betrachtete den Strauß, und siehe! es waren Rosen verschiedener Art und Größe, eine aber in deren Mitte leuchtete, so wie an Größe und Menge der Blätter, also auch an Glanz der Farben und Wohlgestalt vor allen andern hervor, und dicht an ihr eine weiße Königslilie, unter der Rose aber, sich fast in dem grünen Laube versteckend, war ein blaues Gedankenblümlein, das Bild der Treue und Bescheidenheit, und schien, als wenn es mit Sehnsucht nach der vortrefflichen Rose hinaufschaute.

Da sprach Hermildis: Gewiß hast du an deine Liebste gedacht bey diesem Strauße, und magst deinen Sinn auf etwas Hohes gestellt haben, so dir schwer scheint zu erreichen. Willst du nun mir vertrauen, so will ich dir rathen und helfen, und so thun, daß du glücklich wirst.

Solches sagte die Prinzessin um ihn zu prüfen; als er aber erst die Augen niederschlug, dann schüchtern emporsah, wo es war, als sollte eine Thräne hervorrinnen, und nach dem Saum ihres Gewandes griff, und ihn stillschweigend küßte, da ward ihr weich ums Herz, und sie sprach:

Morgen um diese Stunde, trauter Alboin, komme ich wieder her, und so du liebst, mir zu dienen, so magst du mir wieder einen Strauß pflücken. Dar-

auf ging sie fort, und weinte einige Zeit im Stillen, und dachte bey sich: Warum hat mir der Herr diese Liebe ins Herz gelegt, so er nicht will, daß ich sie zeige, denn vergeblich thut der Herr nichts, und wenn es nicht recht wäre, sie zu hegen, so würde er mirs im Herzen offenbaren. Aber da sagt er mir, es sey löblich und gut, den Alboin zu lieben, weil er ein Ritter ist, von adelichem Gemüth, und Sitte sonder Tadel. Doch wird er nimmer wagen, wenn er mich auch liebt, solches der Tochter seines Herrn zu gestehen, darum muß ich ihm Muth machen und seine Zunge lösen.

Also sprach sie bey sich selber, und wußte doch nicht, was sie thun solle, und ob ihr Beginnen recht sey nach weiblicher Sitte. Darum betete sie, ehe sie einschlief, inbrünstig: Herr, du weißt, daß ich nicht eitel und sündig Gelust hege, sondern reine löbliche Liebe, darum offenbare mir, ob mein Vorhaben recht sey, und wenn du es billigst, so laß morgen früh beym Erwachen meinen ersten Gedanken seyn an Alboin, und stelle sein Bild mir vor, daß mir sey, als ob ich ihn selber sähe, und gib mir eine Freudigkeit ins Herz, welche mir sage, der Weg, den du wandeln willst, führt zum Guten.

Und als sie des Morgens erwachte, siehe da ward ihr, so wie sie die Augen aufschlug, das erbetene Zeichen, und sie faßte nun ihren Beschluß, und führete ihn aus, dergestalt, daß Alboin Muth bekam, ihr zu sagen, daß er sie lange geliebt, und sie freueten sich zusammen in Zucht und Ehrbarkeit, und fühleten sich, wie die Seligen des Himmels, frey von jeglicher Beschwerde und Sorge.

Aber die Freude hatte kaum wenige Wochen gedauert, da kam an Pandolfs Hof Aistulf, Fürst von Capua, und warb um Hermildis. Ob dieser nun schon ein häßlicher Gesell war, plump und ungeschlacht, so war er doch dem Vater willkommen, denn er hatte lang mit ihm in Streit gelegen, und hoffte solchen durch die Vermählung abzuthun, beschloß daher, seine Tochter hart anzulassen, und sie, wenn sie sich weigerte, nicht mehr für sein Kind anzuerkennen, gab aber gleichwohl dem Fürsten von Capua sein Wort noch nicht, wohl wissend, daß Weiberwille oft unbezwinglich sey.

Und es wurden viele Feste angestellt zu des Freyers Kurzweil, und um ihm das Warten zu versüßen, denn obwohl er gar schön that mit Hermildis, so begegnete sie ihm doch immer hart und spöttisch. Allein Aistulf

ließ sich solches nicht kränken, denkend, wenn nur der Vater wolle, werde er die Tochter heimführen.

Weil sich aber viel Fremde am Hofe befanden, und alles lebendig war im Palaste und Garten, hatte Hermildis ihren Alboin lang nicht allein sehen können, und nur selten hatte sie selbigem ein geheimes Liebeszeichen gegeben, um ihn zu trösten und mit Hoffnung zu stärken. Eines Abends aber, als Hermildis nach einem großen Banket und Tanz heraustrat auf den Söller, der vor ihrem Zimmer nach dem Garten ging, um sich an der kühlen Nachtluft zu laben und an dem hellen Mondscheine, und ihren Liebesgedanken nachzuhängen, siehe, da kam Alboin, welcher alle Abende unten geharrt hatte, und sehnlich hinaufgesehen nach ihrem Fenster, hervor aus den Buschgängen mit seiner Laute, und setzete sich hin und sang:

Wohin seyd ihr entflohen sel'ge Tage,
Wo mir das Glück des Paradieses lachte,
Wo ich von jedem Erdenschmerz entbunden?
Ach, wie mit einem schnellen Zauberschlage
Euch mein Geschick in seinem Fluge brachte,
So seyd ihr auch dem Armen nun entschwunden.
Und bange schwere Stunden
Und ew'ge Qual hat eure Lust erzeuget,
Die nun mein liebekrankes Herz verzehret,
Und immer sich vermehret,
Bis sich vor ihrer Macht mein Leben beuget.
Ja, beugen wird sichs bald — in ew'gen Schlummer
Wird lösen sich der Liebe herber Kummer.

Der stolzen Herrschaft Glanz mit seinen Freuden
Muß wohl den Schein der Liebe überstrahlen,
Das Diadem verdrängt der Myrthe Kränze.
Wer wird am Veilchen auch sein Auge weiden,
Wo edle Stein' im Sonnenschimmer prahlen,
Wetteifernd, wer am allerschönsten glänze,
Daß er die Locken kränze
Der Herrscherin, die, was sie einst geliebet,
Nun leicht vergißt, und die es wenig kümmert,
Ob Lieb' und Treu zertrümmert,
Und ob der Freund zu Tode sich betrübet.
Sie, der voll Ehrfurcht tausend Herzen schlagen,
Wie sollte sie nach Eines Liebe fragen!

So brich, mein Herz! doch selbst bey Todesqualen
Soll dich der süße Irrthum nicht gereuen,
Dem du voll Seligkeit dich einst ergeben.
Auch sterbend siehst du ihre Augen strahlen,
Wie in dem Augenblick, wo sie dem Treuen
Zuerst verhieß, nur ihm allein zu leben!
In jene Welten schweben
Mit deinem Geist wird solches holde Bildniß —
Hörst du das Meer? es schäumet wild am Strande,
Es ruft in stille Lande
Mit ernstem Laut dich aus der Erde Wildniß.
Hinab! hinab! in seinem tiefsten Grunde
Erlangst den Frieden du zu dieser Stunde.

Als Alboin so gesungen hatte, legte er die Laute von sich, blickte zum Söller noch ein Mal hinauf, woselbst er jedoch Hermildis nicht mehr wahrnahm, und wanderte dann hastig dahin des Wegs, der zum Meerbusen führte. Hermildis aber trat heraus durch ein Pförtchen in den Garten, und eilete ihm im

Sprunge nach, voll bitterer Angst und Sorge, meinend er wolle sich ein Leides thun, welches Alboin auch in Wahrheit beschlossen hatte. Aber sie traf ihn noch im Walde, wohin der Mond nur mit einzelnen schnellen Strahlen blickte, und weil es dunkel war, so bemerkte er sie nicht, und wunderte sich sehr, als sie unversehens sich an seinen Hals hing mit bitterm Weinen, und nach und nach, denn sie schluchzte sehr, und konnte nicht in einem fort sprechen, folgendes, ihn fest an sich drückend, sagte: Wie konntest du mir so weh thun, mein einziges Leben, zu glauben, daß ich deiner vergessen habe, und dir untreu wäre, wegen eiteln Glanzes und Hoffarth. Denn in dir nur ist mein Leben und mein Glück und mein Reich, und alles, was du nicht bist, ist mir eitel Tand. Das schwöre ich dir, darum sey getrost und gräme dich nicht, denn ich werde keines andern seyn mein Lebelang. Und so mein Vater mich zwingen wollte, will ich mit dir fliehen und dir folgen, wohin du willst. Halte nur einen Nachen bereit am Ufer, und komme des Abends zum Söller hin, damit ich dir sage, wenns Zeit ist, daß wir uns flüchten, und eine Insel suchen in unserm Wohnort, oder wenn wir keine fänden, mit einander sterben in den Wellen, welches mir lieber ist, denn ohne dich leben.

Dessen freute sich Alboin herzinniglich, und es war ihm nun eben so wohl, wie ihm vorher weh gewesen war, und sie schwuren, sich treu zu bleiben bis in den Tod, und thaten solches, unter vielen züchtigen Küssen, bis es im Morgen lichter ward, worauf denn Hermildis, still, und ohne daß sie jemand bemerkte, in ihr Kämmerlein zurückschlich.

Und desselbigen Tages begab sichs, daß Pandolf zu des künftigen Eidams Ehren eine prächtige Jagd anstellte, wobey alle Ritter seyn mußten, so am Hofe dienten, auch Hermildis, welche nach der Zeiten Sitte in Führung des Rosses wohl geübt und kräftig von Gliedern war. Aber als nun ein großer Hirsch verfolgt wurde, siehe, da traf sichs, daß Pandolf und Hermildis und Aistulf, der, obwohl er ihr lästig fiel, ihr nimmer von der Seite wich, sich von den Andern verirrten, und tief in den Wald geriethen, wo kein Pfad zu sehen war. Aber Alboin, welcher seine Liebe nicht aus den Augen ließ, daß er ihr gleich helfen möchte, wenn ihr Uebles begegnete, war auch dabey, und folgte ehrerbietig von fern. Damit sie nun sich nicht verletzen möchten an den Aesten, stiegen sie allesammt von den Rossen, und führeten am Zügel solche hinter sich durch den Wald, bis er helle ward, und sie in ein Thal kamen, wo ihnen gegenüber ein Berg

stand, so hoch, daß ein Mensch, der etwa oben gestanden, von unten klein geschienen hätte, kaum einer Spanne lang. Da sprach Pandolf: Hier kenne ich den Weg, und müssen wir, um nach Tarent zu kommen, über diesen Berg, welcher hoch ist und beschwerlich zu steigen. Darum laßt uns hier rasten eine Weile, und sehen, ob nicht mehrere des Gefolges sich zeigen, oder wir die Jagdhörner wieder hören.

Und sie setzten sich ins Gras, Hermildis, so weit sie konnte, von Aistulf wegrückend, Alboin aber stand unweit davon an einem Baume, und blickte sehnlich nach ihr hin. Und siehe, da brach plötzlich ein Währwolf mit einem langen Satze aus dem Busche hervor, und sprang auf Hermildis zu. Darob der Vater heftig erschrack, Aistulf aber gar sich entsetzte, daß er zitterte, und schreyend hinter einen Baum sprang. Alboin hingegen stürzte schnell mit blankem Schwert auf das Unthier, das Hermildis eben mit den Zähnen fassen wollte, und versetzte ihm einen Streich, daß es zweifelhaft taumelte, dann aber gegen den, der es verwundet, sich wüthend wendete, worauf denn Alboin hinter einen Baum sprang, und dem Thier, wie es im Nachspringen war, das Schwert in die Weichen stieß, dergestalt, daß es todt hinsank.

Und es dauerte eine Weile, ehe eins von ihnen ein Wort sprach, denn alle waren sehr erschrocken, auch Pandolf, welcher, obgleich sonst voll löblichen Muthes, dennoch bleich und zitternd dastand, denn er liebte Hermildis wie sein Leben, wenn er schon nicht dergleichen that, und sie oft hart anließ. Als er sich nun besann, und sie gerettet sah, da ging sein Herz über vor Freuden, und er umarmte sie, und drückte sie fest an sich, und dachte nun, wenn Alboin nicht wäre, so müßte er sich jetzt über deren Tod betrüben. Daher wendete er sich zu Alboin, welcher noch immer bescheiden von fern stand, und nichts sagte, sondern in sich selber vergnügt war, daß er seiner Liebsten solch einen Dienst erweisen können. Und Pandolf sprach: Tritt näher, Alboin, denn fürder sollst du nicht mehr mein Diener seyn, sondern mein bester Freund, denn du bist mir näher, als jeglicher Verwandter, sintemal du meinen besten Schatz, mein Töchterlein, mir erhalten hast, welches ohne dich jetzt da läge in Stücken zerrissen. Und damit du sehen mögest, daß ich erkenntlich bin, so fordere von mir, was du willst, und traun! so ich kann, will ich dirs gewähren.

Aber Alboin stand zweifelnd da und sahe Hermildis an, welche über ihres Vaters Wort, wohl wissend,

daß

daß er solches nicht breche, höchlich erfreut war, und ihrem Liebsten nun zuwinkte mit mancherley Zeichen, um ihm zur rechten Bitte zu lenken. Worauf denn Alboin sich vor Pandolf auf ein Knie niederließ und sprach: Mein Fürst und Herr, was ich gethan, ist zwar schon hinlänglich belohnt durch die Freude, die mir solches gemacht hat; weil ihr aber wollet, daß mir noch ein anderer Lohn werde, und mir versprochen habt, das was ich verlangen würde, so ihr könntet zu gewähren, so bitte ich flehentlich: Gebt mir die, so ich am Leben erhalten, zum ehelichen Gemahl.

Darob erstaunte Pandolf höchlich, denn er hatte den Alboin immer erkannt als einen bescheidenen Jüngling und nicht geglaubt, daß derselbe sich unterstehen würde, dergleichen zu bitten, und sein Mund und seine Augenbraunen zuckten, wie zu geschehen pflegt, wenn er innerlich sehr zornig war, und solches doch unterdrücken wollte, welches denn Alboin und Hermildes, die beyde ihn voller Erwartung ansahen, mit Schrecken bemerkten. Pandolf aber, welcher bedachte, daß er durch sein Wort gebunden sey, und selbiges, wie er ihm immer treu geblieben, auch jetzt nicht brechen könne, unterdrückte seinen Zorn, und sprach:

Traun, du hast mich überlistet, denn nimmer hätte

ich gedacht, daß du eines solchen dich unterfangen würdest, und meinen Dank mißbrauchen. Dieweil ich es jedoch versprochen, so will ichs halten, aber, wie ich dir solches hiermit zusage, also wirst du dich nicht entbrechen, eine Prüfung zu bestehen, ob du auch seyst ein Mann, wie sichs geziemt, stark von Liebe und von Kraft, von welchem ein starkes Geschlecht zu erwarten stehe, so vermögend sey, die Lanze und das Schwert zu führen, und würdig, zu sitzen auf meinem Fürstenstuhle.

Dessen freuten sich Alboin und Hermildis, indem ihnen keine Probe zu schwer schien, und hofften beyde, daß er alles überwinden würde, durch Liebe und Vertrauen. Und Alboin sprach: Mein Fürst und Herr, was ihr sprecht, ist billig und wenn ich nicht bestehe die Prüfung, die ihr mir auferlegen werdet, so will ich eurer Verheißung verlustig seyn.

Worauf Pandolf entgegnete: Wohl, so nimm meine Tochter auf deinen Arm, oder deine Schulter, wie du selber willst, und trage sie hinauf auf den Berg, der hier vor uns ist, und so du sie bringst auf den Gipfel, ohne zu rasten, so soll sie dir noch heut angetraut werden als Ehegenossin.

Und Alboin und Hermildis blickten den Berg an, und ob er ihnen wohl hoch schien, so zagten sie doch

nicht, denn er war sich bewußt einer mächtigen Stärke in Brust und Schultern, sie aber, welche auf ihn vertrauete, indem es ihr schien, dem Liebsten sey nichts auf der Welt unmöglich, meinte, sie wolle sich schon leicht machen, daß sie ihm keine Last sey.

Also faßte er sie auf seine Schultern, und als sie nun oben war, und um sich fest zu halten, die Arme um seinen Hals schlang, da schien es ihm, als sey sie leicht, wie eine Feder, und als komme ihm eine neue Kraft in die Glieder, wie er solche noch nie gefühlt, ging nun vorwärts, den Berg hinan, und Pandolf folgte ihm; Aistulf aber, der indessen aus dem Gebüsche hervorgekrochen, wunderte sich dessen sehr, und dachte, die Höhe des Berges betrachtend: Wills hier unten abwarten in Ruhe, denn er bringt sie doch nicht hinauf, der thörichte Gesell, und ich führe am Ende sonder alle Mühe die Braut heim.

Alboin nun schritt muthig den Berg hinan, mit der lieben Last auf seinen Schultern. Als er aber kaum auf die Mitte gelangt war, begann es ihm sauer zu werden und große Tropfen Schweißes drangen ihm aus Stirn und Brust, und er fühlete, was er vorher nicht gedacht hatte, daß auch die Liebste beschwerlich sey, weit zu tragen, ging jedoch muthig aufwärts und gelangte also bis zum dritten Viertheil des Ber-

ges. Da war es ihm, als kochte das Blut in seiner Brust, und es wurde ihm wie dunkel vor den Augen, und seine Knie wankten. Als aber Hermildis solches merkte, ward ihr bange, und sie sprach: Sey stark, mein Alboin, und wanke nicht, denn siehe, schon ist der Gipfel nahe, und so du ihn erreichst, werde ich dein seyn, auf immerdar, und wie ich dir jetzt schwer falle, daß deine Knie wanken, also werde ich dich nachher stützen mein Lebenlang, und dir beystehen in Liebe und Treue.

Dieses Wort gab nun dem Alboin ein neues Feuer, und er raffte seine Kräfte zusammen, und strebte weiter aufwärts, obwohl immer langsamer und wankender, weshalb denn Hermildis vor Angst zitterte, Pandolf aber, der gesehen, wie sehr Hermildis den Alboin liebte, bereuete schon die harte Prüfung, die er ihm auferlegt hatte, und beschloß bey sich, so er sie auch nicht hinauf brächte, solle sie doch sein werden.

Alboin erreichte aber wirklich den Gipfel, woselbst Hermildis, außer sich vor Freuden, herabsprang von seiner Schulter, Pandolf auch herzu kam, um ihm zuzusprechen mit traulichem Wort, aber siehe! Alboin begann zu taumeln, und vor seinen Augen ward es dunkel, und er stürzete auf den Boden hin, und aus seinem Munde drang hervor ein Strom von Blut,

worauf er die Augen schloß, und bleich und wie todt dalag. Da warf sich Hermildis, welche so wie nur eben voll Entzücken, also jetzt voll Entsetzen war, auf ihn hin, und rief ihn mit lautem schmerzenvollem Schreyen: Alboin, ach, mein Alboin, erwache, erwache! netzte auch sein Gesicht mit vielen Thränen und drückte viele Küsse auf seinen Mund. Wie er aber noch immer kein Leben verspüren ließ, umfaßte sie ihn in Verzweiflung, und rief: So du mein Wort nicht hörst und verschieden bist, so soll mich nichts von dir reissen, und hier schwöre ichs, daß ich bleiben will bey dir, und dir nachfolgen.

Und siehe, da schlug Alboin langsam die Augen auf, und blickte um sich herum, als zweifele er, was mit ihm geschehen, sahe Hermildis erstaunt an, die ein Jubelgeschrey erhob, wie sie sein Auge offen sah — und er wußte nicht, wo das Blut herkam an ihrem Kleid, und fragte, was geschehen sey, welches denn Hermildis ihm erzählte, Pandolf aber sagte sanftmüthig, wie er sonst niemals pflegte: Trauter Alboin, mich reut es sehr, daß ich dich auf so schwere Probe gestellt, welche schier jedes Menschen Kräfte übersteigen muß. Aber deine Schwachheit wird ja vorübergehn, und so soll sie heut noch deine Ehege-

nossin seyn, die du erworben hast mit saurem Schweiß und mit deinem Blut.

Wie Alboin solches hörte, lächelte er in Wehmuth, denn er fühlte es wohl, daß sein Ende nahe sey, und sprach mit matter Stimme: So danke ich Gott, daß er mich erreichen ließ, was ich einzig mir erwünscht, und will gern aus der Welt gehen, da ich durch meinen Tod dich erwerbe, meine Hermildis. Denn mein bist du nun, und wirst mein bleiben in Zeit und Ewigkeit, und wie ich dir jetzt vorangehe, wirst du mir bald nachfolgen und dich wieder mit mir vereinen an Gottes Thron. Und damit ich dessen gewiß sey, so flehe ich, mein Herr und Vater, leget unsere Hände in einander und segnet uns.

Und so that Pandolf, worüber in Alboins Gesicht eine große Freude sich verspüren ließ, und er wollte sich erheben, und seinen Kopf an Hermildis Brust legen, wobey aber wieder plötzlich vieles Blut aus seinem Munde floß, so daß er zurücksank und verschied.

Und Hermildis rufte ihn lange mit bittern Thränen, und meinte, er müsse zurückkehren ins Leben; wie sie aber nun sah, daß er todt war, weinete sie nicht mehr, sondern saß neben dem Leichnam mit starrem Blick, und sagte kein Wort, obschon ihr Vater

ihr zuredete, mit ihm zu gehen, und als er sie wegführen wollte, widersetzte sie sich mit Gewalt und riß sich los vom ihm.

Pandolf aber, welcher auch in Widerwärtigkeit und Schmerz immer seinen festen Willen und hellen Geist erhielt, meinete, daß Hermildis, wenn man den Leichnam fortschaffe, auch wohl von selbst folgen würde, und da indessen einige des Jagdgefolges herbeygekommen, befahl er ihnen, eine Tragbahre zu machen von Zweigen, und den Todten darauf zu legen, und nach der Stadt zu tragen. Solches hörete die Betrübte, sagte aber nichts, und blieb starr sitzen. Als nun die Tragbahre fertig war, und Alboin darauf gelegt werden sollte, und sie nun sah, daß, wie man ihn erhob, sein Kopf zurücksank, und seine Arme und Füße schlotterten, wie bey einem Todten, den man aufhebt, zu geschehen pflegt, da wurde es ihr erst ganz hell im Geiste, daß nun alles vorbey sey mit ihm und mit ihr, und sie stürzete sich von neuem hin auf ihn mit lautem verzweiflungsvollen Stöhnen, welches denen, die es hörten, durch Mark und Bein ging, so daß keiner es wagte, sie zu stören, sondern alle einige Schritte zurücktraten. Plötzlich aber fielen ihre Augen auf das Schwert, mit welchem der Leichnam noch umgürtet war, und ehe noch einer ahnete,

was sie wolle, riß sie es aus der Scheide, und stürzete sich hinein, daß es schwirrend in ihre Brust drang. Aber sie gab keinen Laut von sich, und es blieb ihr nur soviel Leben, daß sie auf Alboin hinsinkend, die Arme öffnen und ihn umschlingen konnte, worauf sie die Augen schloß, und mit einem fröhlichen Lächeln im Gesichte verschied.

Und Pandolf ließ auf der Stelle, wo sie sich vereint, die Todten in Einem Sarge begraben, und bauete dort eine Capelle, welche noch heut zu Tag stehet, und worin Messe gelesen wird allwöchentlich, für die Ruhe ihrer Seele, und daselbst wird verwahrt ein Pergament, worauf die Geschichte zu lesen ist, und es ist Sitte in der Gegend, daß, ehe ein junges Paar zur Trauung gehet, es hinwandelt zu dem Altare, und schwört: So wir nicht vereint leben können, so wollen wir vereint sterben, wie Alboin und Hermildis.

VIII.

Hassan.

Eine morgenländische Erzählung.

von

K. Stille.

„Sey mir gegrüßt, sey mir gesegnet, liebe Vaterstadt!“

„In dir entsprang der Quell meiner ersten Freuden, der schönen jugendlichen, der heitern, ungetrübten.“

„Welchen Frühling, welchen blüthenvollen Frühling habe ich in dir gelebt!“

„O wie hochbeglückt war ich als Kind, als Knabe, als Jüngling — bis zu dem Trauerjahre, das meine schönsten Blüthen zerstörte, meine besten Freuden begrub!“

Hassan's Mund verstummte bey dieser Erinnerung und sein Auge weinte. Der Weise selbst, dem er sein höheres geistiges Leben verdankte, würde, hätte er ihn weinen gesehn, seine Thränen nicht gemißbilligt haben: Es waren ja keine Thränen des Unmuths, er klagte nicht murrend das Schicksal an, das ihm so viel entrissen hatte, er war nicht undankbar gegen das vorher genossene Gute.

Wohl hatte er einen schönen Frühling gelebt. Man konnte kaum glücklicher seyn, als Hassan es in seinen ersten zwanzig Jahren war.

Liebe, zärtliche Vater- und Mutterliebe empfing ihn bey seiner Geburt, und pflegte ihn mit weiser Sorgfalt. Abdal, sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, hatte die Reisen, die er in Geschäften gemacht, benutzt, um nicht nur seine Glücksgüter zu vermehren, sondern auch seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, und sich dabey die von der Natur empfangene reiche Mitgabe eines guten gefühlvollen Herzens erhalten. Mit diesem Geiste und diesem Herzen war er der erste Erzieher seines einzigen Sohnes, unterstützt von einer Gattin, die ihn und ihr Kind mit einem Himmel voll Liebe und sanfter heiterer Güte beglückte.

Abdal hatte einen Bruder, Badul, einen armen Mann bey großem Reichthum; denn sein Geiz verdammte ihn, freudeleer seines Goldes Hüter zu seyn, und aus Geiz vernachläßigte er selbst seine Kinder. Dieß schmerzte den edlern Bruder und bewog ihn zu der Bitte: überlaß mir die Erziehung deiner beyden Kinder! Die Bitte wurde gern gewährt. Atan, ein hoffnungsvoller Knabe mit Hassan in gleichem Alter, und die jüngere Holda, ein wahr-

haft holdes Mädchen, wurden in Abdals Haus, in einen mildern Boden verpflanzt, wo sie herrlich, wie veredelte Bäumchen, empor wuchsen.

Hassan umschlang die beyden Gespielen seiner Jugend mit inniger Bruderliebe und seine Liebe wurde ihm im vollen Maße erwiedert. Wie glücklich war er! Und noch ein höheres Glück ward ihm in seinem sechszehnten Jahre zu Theil.

Johanny, der Prophet, kam nach Hedschira, Hassans Vaterstadt, fing an zu lehren, und seine Lehre wurde um so williger angenommen, da er mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit von Herz zu Herz sprach, die Wirkung der weisen Lehre durch des Beyspiels Kraft verstärkte, überall wohl that, nicht zerstörte, sondern aufbaute und das vorgefundene Gute allmählig vervollkommnete.

Er wohnte bey Abdal und vollendete was dieser so schön und mit so gesegnetem Erfolge, als Erzieher seines Sohnes und seiner Pflegekinder, angefangen hatte. Atan und Hassan wurden ausgezeichnet edle Jünglinge, und wer Auge und Herz hatte, dessen Blick ruhte mit Wohlgefallen auf Holda.

Hassans Wohlgefallen ward heiße, ihm mit Zärtlichkeit vergoltene, Liebe. Er freute sich, sie Schwester nennen zu dürfen; es tönte ihm unaussprechlich

wohl, wenn sie ihn Bruder nannte. Und wie oft und wie gern nannte sie ihn so, bis es ihm mit einem Male schien, daß: Mein Hassan! oder gar: Mein lieber Hassan! aus ihrem Munde noch schöner klinge. Er fing an sich darüber zu freuen, daß sie nicht seine Schwester sey und ihm darum mehr werden könne. In höherer Röthe glühten die Rosen auf den Wangen der lieblichen Jungfrau, da er ihr das sagte und sie bat, ihn künftig oft: Mein Hassan! und, wenn er gut sey, Mein lieber Hassan! zu nennen.

„Du bist ja immer so gut, sprach sie, daß ich dich immer Mein lieber Hassan nennen müßte und — setzte sie leise hinzu — nennen möchte."

O dann, meine Holda! meine liebste Holda! rufte er mit Wonnegefühl, dann will ich mich beeifern, so gut zu werden, wie du bist! Ja, ich will recht gut seyn, daß du mich lieben kannst! ich will gut werden, wie du es bist, du Himmlische! Er versiegelte sein Versprechen mit glühenden Küssen. Sie erfüllte seine Bitte, küßte wärmer und immer wärmer wieder — und jetzt standen Hassans Vater und Mutter vor dem seligen Paare, das alles um und neben sich vergessen hatte. Vertrauensvoll sanken die Liebenden in die Arme der Aeltern, welche

mit Freudenthränen den Bund gebilligter Liebe segneten; unter der Bedingung, daß auch Badul ein Wort des Segens mitspreche. Der Herzlose sprach etwas, das einem Segenswunsche ähnlich war, fügte aber zugleich hinzu: daß man auf alle andere Mitgabe Verzicht thun müsse. Wie gern that der überreiche Hassan darauf Verzicht und sehnte sich nun nach dem Sonnenberge, wo nach Aethopanischer, von Johanny veredelter, Sitte jeder Ehebund geweihet wurde. Doch fügte sich der gute Sohn dem Willen des geliebten Vaters: zuvor erst eine schon beschlossene und auf ein halbes Jahr berechnete Reise zu vollenden. Der Hoffnungen schönste milderte der Trennung Schmerzen. Die Liebenden waren ja ihrer Liebe gewiß.

„Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!"

In Persien herrschte ein König, den die Ruhmsucht zu ihrem Sklaven machte. Sein weites Reich ward ihm zu klein. Er überzog die benachbarten Völker mit Krieg und eroberte ein Land nach dem andern. Auch Aethopan, das seit einer langen Reihe von Jahren unter einer milden Regierung des Friedens Segen genossen hatte, wurde von des Eroberers Heeren überschwemmt, welche, wie Räuberhorden, wü-

theten und Gräuelthaten vollbrachten, vor welchen die Menschheit schauderte. Die schon einmal geschlagene Aethopanischen Truppen versammelten sich in Hedschira, ungewiß, ob sie weiter fechten, oder sich dem Sieger ergeben sollten. Abdal, jetzt Katschitah *) seiner Vaterstadt, ermunterte zum Widerstande, benutzte die Achtung und Liebe, die er sich unter seinen Mitbürgern durch Verdienst erworben hatte trat an die Spitze bewaffneter Bürger, vereinigte sich mit den übrigen vaterländischen Truppen und zog dem Feinde entgegen. Man focht mit einer Tapferkeit, die mehrere Horden zurückschlug, doch endlich der ungeheuren Uebermacht erlag. Unter den zahllosen Erschlagenen war auch Atan; und Abdal wurde, schwer verwundet, nach Hedschira gebracht, da — als Aufwiegler, zum Tode verurtheilt und vor seinem Hause mit Pfeilen erschossen. Nach einem Jahre kehrte der Sieger mit blutbespritztem Kranze triumphirend in Persiens Hauptstadt zurück und in den eroberten, persischen Satrapen untergebenen Provinzen ward Ruhe — wie sie auf Todesäckern und verpestenden Sümpfen ist.

Hassan

*) Erste obrigkeitliche Person.

Hassan eilte nun seinem Vaterlande zu, hörte schon an der Gränze des Landes, daß sein Freund im Treffen gefallen, sein Vater ermordet und seine Mutter aus Gram gestorben sey, kam mit verwundetem Herzen nach Hedschira, trat in das Haus seines Onkels, und ein alter Diener weinte ihm entgegen: so eben ist Holda verschieden!

Da stand der Unglückliche, wie angedonnert. Erschrocken kam Badul und rufte ihm zu: „fliehe! fliehe! verlaß mein Haus und Hedschira, so schnell du kannst! Um deines Vaters willen ist das Todesurtheil auch über dich gesprochen. Ich würde mit dir unglücklich seyn, wenn man dich bey mir fände. Fliehe! fliehe!“ Mit diesen Worten drängte der Unmensch ihn zur Thür hinaus.

Noch immer starrte Hassan sprachlos vor sich hin. Ein treuer Freund seines Vaters erkannte ihn, ergriff seine Hand, führte ihn in sein Haus, bestieg dann mit ihm ein Kameel und brachte ihn in ein benachbartes Land zu dem edlen Weisen Johanny.

Johanny ward sein Retter, sein Engel. Er gab dem starren sprachlosen Schmerz Worte und Thränen, heilte allmälig das tief verwundete Herz durch sanften Trost und väterliche Liebe, stärkte ihn, ein Leben, das allen Reiz für ihn verloren hatte, aus Pflicht zu

ertragen, erhellte des Geistes Blick zu höhern Aussichten, erweckte und beschäftigte den Trieb zu nützlicher Thätigkeit und brachte ihn mit einem entfernten Handlungshause in nähere Verbindung, in welcher er sich äußeres Glück und innern Frieden erarbeitete.

Sechs Jahre waren so verflossen. Persiens König, der Eroberer, war während dieser Zeit gestorben. Nach seinem Tode hatten die von ihm unterjochten Länder sich wieder Freyheit und Selbstständigkeit errungen und in Aethopan blühten unter der Regierung eines trefflichen Fürsten, der im vollen Sinne des Worts Vater seines Volkes war, von neuem Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe.

Hassan glaubte sich stark genug, den Wunsch, Hedschira und die ihm theuern Gräber zu besuchen, ohne Gefahr für seine Seelenruhe befriedigen zu können. Er vollbrachte die Reise, stand jetzt bey Sonnenuntergang auf einem Berge und begrüßte die unter ihm liegende Vaterstadt mit den Worten, mit welchen unsre Erzählung begann. Es war in dieser Nacht Vollmond und darum, nach äthopanischer Sitte, Todtenfeyer auf den Gräbern der Entschlafenen.

Schon durch Abidah, den Heiligen, war der ehemalige Sonnen- und Feuerdienst zu einem reinern Gottesdienste erhoben worden, und Johanny, der

Prophet, hatte auf dem gelegten Grunde fortgebaut. Man betete bey Sonnenaufgange zu dem ewig guten Geiste, der die Sonne leite und dem ein frommes tugendhaftes Leben das liebste Opfer sey, das der Sterbliche ihm darbringen könne; und man glaubte an Fortdauer jenseit des Grabes, zwar mit Beymischung einiges, doch wie es schien, sehr unschädlichen Wahns.

Volksglaube war es zum Beyspiel, daß die Seelen der verstorbenen Frommen Jahre lang in einem reinen Aether wohnten, wo sie weit glückseliger wären, als vormals, aber zur vollen Seligkeit erst dann gelangten, wenn aus dem menschlichen Körper sich ein dem sterblichen Auge unsichtbarer feinerer entwikkelt hätte, mit welchem sich dann der Geist umkleide und in die überirdischen Wohnungen der Himmlischen hinüber gehe. Bis dahin kehrten in jeder Nacht, wo der Mond mit vollem Lichte die Erde umleuchte, die abgeschiedenen Seelen zur Erde zurück, um zu sehen, ob das neue Geistesgewand vollendet sey.

Aus diesem Glauben entsprang die monatliche Todtenfeyer, welche, wie sie Johanny eingeführt hatte, und wie sie einer seiner würdigsten, von ihm selbst zum Priester des stillen Gartens *) ein-

*) des Gottesackers.

geweihter Schüler fortsetzte, manchem Leidenden Trost ins Herz goß und echte Religiosität beförderte.

Um Mitternacht wurde das bestimmte Zeichen zur Versammlung gegeben, man wallfahrtete aus Hedschira nach dem stillen Garten, und Hassan war unter den Versammelten.

Es herrschte die feyerlichste Stille, zu welcher wahrscheinlich der Gedanke mitwirkte: Der Ort ist zwiefach heilig, denn die Geister der Verstorbenen umschweben ihn! Eine rührende Musik eröffnete die Handlung und sanfte Mädchenstimmen sangen:

Geweihter Ort, wo Himmelssaat
Dem großen Erntetage
Entgegen reift, sey mir gegrüßt,
Du Ort, wo jede Klage
Verstummt, wo mancher Ruhe fand,
Der sie auf Erden nie gekannt!

Zwar flossen hier der Thränen viel,
Wenn von des Freundes Herzen
Den treu'sten Freund das Schicksal riß; —
Mit tief gefühlten Schmerzen
Hab' ich auch selbst, ach, manchem Freund'
Die Abschiedsthräne hier geweint!

Doch Schlaf ist ja des Menschen Tod;
Er schaffet Ruh den Müden,
Nimmt Leidenden die Bürde ab
Und bringt zum ew'gen Frieden.
Weint, Freunde nicht; denkt: Wiedersehn:
Die Todten werden auferstehn!

Belebend sinkt ein Sonnenstrahl
Auf diese Gräber nieder;
Und, was hier schläft, erwachet dann
Zum schönern Leben wieder.
Im Winter starb die Rose; seht!
Sie blüht vom Frühlingshauch umweht.

Und was man hier der Erde giebt,
Ist nur des Geistes Hülle.
Unsterblich ist des Menschen Geist!
Vernunft und guter Wille
Begleiten, wenn die Hülle fällt,
Den Geist in jene beß're Welt.

Drum kann mein Blick vom Leichenfeld
Zum Himmel sich erheben;
Und winkt auch mir das kühle Grab,
Werd' ich nicht ängstlich beben.
Ich pflücke in der Blüthezeit
Die Blume der Unsterblichkeit.

Was ihr einst war't, das bin ich jetzt,
Ein Pilger hier auf Erden;
Was ihr, entschlaf'ne Brüder, seyd,
Werd' ich vielleicht bald werden.
Nun dann — durchs Todesthal eilst du,
Mein Geist, dem Vaterlande zu!

Doch dem nur wird der Uebergang
Zu jenem Vaterlande
Der Weg zum Heil, der edel hier
Des Lasters Sclavenbande
Zerriß, der in der Prüfungszeit
Sein Herz der Tugend hat geweiht.

Auf Gräbern der Entschlafnen sey
Der Tugendbund aufs neue
Versiegelt; hier gelobe ich

Der Tugend ew'ge Treue,
Und heilig sey mir jede Pflicht
Bis einst mein Auge sterbend bricht!

Der Priester des stillen Gartens, Hanneddin, den Hassan als den liebsten Freund seines Johannys kannte, hielt hierauf eine dem Inhalt des Liedes angemessene kurze Rede, und sprach mit dem Ausdruck der lebendigsten Ueberzeugung den seelenerhebenden Glauben an Unsterblichkeit aus, daß alle, mit der Thräne im Auge, zum Himmel emporblickten und gewiß manche fromme Empfindung zum festern Entschluß wurde: Auch ich will der großen seligen Hoffnung würdig leben! Zum Schluß sang ein Chor von Jünglingen und Jungfrauen, begleitet von den Geistertönen der Mollachorda; *)

Allen, die an Gräbern weinen,
Laß des Glaubens Sonne scheinen.
Gott, mit Licht aus jener Welt,
Wo die Tugend nicht mehr leidet,
Und kein Freund vom Freunde scheidet,
Werde jeder Geist erhellt!

Gieb dem Herzen sanften Frieden,
Hoffnung: unsre Lieben schieden,
In ein beß'res Land zu gehn,
Aus der Erde Pilgerlande
Gingen sie zum Vaterlande,
Wo wir sie einst wiedersehn.

*) Einer Art von Harmonika.

Wiedersehn! O mit Entzücken
Laßt uns auf zum Himmel blicken,
Zu der Frommen Vaterland!
Liebe, die wir hier beweinen,
Gott wird wieder uns vereinen
Durch ein unzertrennlich Band.

Die Versammelten kehrten in ihre Wohnungen zurück. Nur hier und da verweilten noch Einzelne an Blumenbeeten, unter welchen die sterblichen Hüllen ihrer entschlafenen Lieben ruhten — denn jedes Grab war Blumenbeet, das der Priester, als Gärtner des stillen Gartens, mit zwey jüngern Gehülfen sorgfältig pflegte und mit gleicher Sorgfalt das Verzeichniß derer hielt, die unter jedem Blumenbeete schlummerten.

Der tiefgerührte Hassan näherte sich dem Priester, gab sich ihm zu erkennen, weinte ihm Dank, und bat: Zeige mir das Grab meiner — Er wollte den Namen Holda nennen, doch sein Herz sagte ihm in dem Augenblick, daß er zuerst des Sohnes Pflicht erfüllen solle: und er fragte nach dem Grabe seines Vaters.

Dort ist es, sprach Hanneddin, wo die Beterin im weißen Gewande kniet!

„Wer mag sie seyn," fragte Hassan, „der meines Vaters Grab so heilig ist?"

„Wahrscheinlich," antwortete Hanneddin, „eine von den Vielen, denen dein edler Vater einst Wohlthäter war. Doch verweile ein wenig, bis sie ihr Gebet geendet hat."

Jetzt richtete sich die weiße Gestalt auf. Hassan kam näher und redete sie an: Wer bist du theure Unbekannte, der dieß Grab meines Vaters so theuer ist?

Sie schlug ihren Schleyer zurück und sprach zitternd: Geist, Geist meines Hassans!

„O Geist meiner Holda!“ schrie Hassan laut auf. — „Heilige, darf ein Sterblicher sich dir nähern?“ Er breitete seine Arme aus, sie sank an seine Brust. Sprachlos umarmten sie sich, und tödtend wäre vielleicht, ohne den Beystand des Weisen, der mit Seelenkenntniß Arzneykunde vereinigte, für beyde, wenigstens für Holda, das Gefühl überirdischer Wonne geworden.

Die Morgensonne schien zwey Seligen auf Erden.

Holda war aus der Ohnmacht, die man für Todesschlaf gehalten hatte, erwacht, nach ihrer Genesung durch die Nachricht von Hassans Tode, womit ihr Vater sie täuschte, zum zweyten Male dem Grabe näher gebracht, durch diese Krankheit aber und den bald darauf erfolgenden Tod ihres Vaters von einer unglücklichen Verbindung, zu welcher sie gezwungen werden sollte, befreyt worden.

Die Liebenden waren sich treu geblieben und gingen vom stillen Garten zum Sonnenberge.

IX.

Der süße Brey.

Ein Volksmährchen

von

A. F. E. Langbein.

1.

Bertha.

Ein biederber Ritter, Osmund von Rosenberg, der vor länger als vierhundert Jahren mit dem Tode turnierte und von dem Unbezwinglichen in den Sand gestreckt ward, erfreute sich auf seiner irdischen Pilgrimschaft einer schönen, sittigen und treuen Gefährtin. Doch hätte sich Bertha — dieß war ihr Name — mit den vornehmen Frauen der heutigen Welt in vieler Betrachtung nicht messen können. Sie redete nicht in fremden Zungen, wetteiferte nicht mit den Tänzerinnen der Schaubühne, spielte weder den Flügel noch die Guitarre, that sich in der Mahlerey nicht hervor, und fuhr vollends nicht in der Hochgelahrtheit dunkle Schachten hinab, um mit der Ausbeute in Gesellschaften zu glänzen. Ihr Acker und Pflug war das Hauswesen und ihrer Ehepflänzchen sorgsame War-

tung. Auch nahm sie sich mit einer Aengstlichkeit, die man jetzt an manchen Theetischen verlachen würde, wohl in Acht, den Spiegel ihrer Tugend vom Hauch böser Gerüchte rein zu erhalten.

Insonders zeichnete sich Bertha durch Wohlthätigkeit und hülfreiche Theilnahme an den Schicksalen der Unglücklichen aus. Sie war in einem weiten Umkreise des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Waisen Mutter, der Armuth Schatzmeisterin. Ein „Gott vergelt's euch!" klang ihr lieblicher als die melodischen Kunsttöne eines wälschen Sängers, deren flüchtiger Hall oft von Händen, die der Armuth einen Kupferpfennig verweigern, mit Gold erkauft wird.

2.

Das alte Schloß.

Nicht unerhört blieb der dankbare Wunsch, der für Bertha und ihren Gemahl täglich gen Himmel stieg. Goldene Ernten bedeckten Osmunds Gefilde, und die Trefflichkeit seiner weidenden Heerden war ein Stachel im Auge der Schelsucht.

Sein Schloß nur, die Wiege der Ahnen,
Sah ruhig der schielende Neid,
Denn ihr Zerstörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.

Sie stürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerspaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

Ein Volk geflügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Ritz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

Auch unter des Schlosses Gesinde
Begann die Sage zu gehn,
Es ließen oft, spielend und lachend,
Sich zwerghafte Hausgeister sehn.

Und das hatte seine Richtigkeit. Es war seit uralten Zeiten dem Geschlechte von Rosenberg eigen, daß sich kleine, kaum zwey Spannen hohe, doch ungemein zierliche und manierliche Wesen zu ihm hielten. Sie schlüpften selten aus ihren unterirdischen Wohnungen hervor, und bezeigten sich dann immer als gute Geister, die an den Freuden und Leiden der Familie den innigsten Theil nahmen. Nur den dienenden Buben und Mägdlein jagten sie bisweilen ein unbedeutendes Schrecken ein.

3.

Die Gesandtschaft.

„Lieber Osmund," sagte Bertha eines Tages, „unser Schloß zerfällt immer mehr; wir mögen forthin weder mit Ehre noch Bequemlichkeit darin wohnen. Laß uns eine neue Burg bauen! Gott segnete uns, daß wir's ausführen können."

„Und wir wollen's;" — sprach der Ritter, dem die Rede seiner verständigen Hausfrau sehr gefiel.

In der folgenden Nacht erschien vor dem großen Himmelbette des Ehepaares eine Gesandtschaft der kleinen Leutlein, deren wir vorhin erwähnten. Der Führer trug ein Mäntelchen von Goldstoff, und war übrigens so stattlich angethan, wie sich prachtliebende Hofschranzen damals zu kleiden pflegten. Er machte den Herrschaften im Bette einen tiefen Reverenz und hub an:

„Zu uns hinab ist das Gerücht erklungen,
Daß ihr der Väter Schloß zerstören wollt,
Das lang' und rühmlich mit der Zeit gerungen,
Und der Natur die harte Schuld nun zollt;
Der Panzer seiner Mauern ist zersprungen,
Des Thurmes Haupt ins Thal hinab gerollt:
Drum reißt die mürbe Burg der Ahnen vollends nieder,
Bringt nur ins neue Schloß die alte Tugend wieder!"

Ueberrascht und auf keine Antwort gefaßt erwiederte Osmund diese Anrede mit freundlichen Bewegungen der Hand; die Gesandtschaft begnügte sich an dieser stummen Höflichkeit, und trat mit feyerlichen Verbeugungen ab.

Dem Ritter und seiner Ehewirthin hob dieser Besuch eine Last vom Herzen. Sie hatten vorher besorgt, die Zwerge möchten über die bevorstehende Schleifung der Burg, unter deren Grundfesten sie wohnten, einige Unruhen erregen. Nun aber ging Osmund, ihrer hohen Genehmigung versichert, mit einem geschickten Baumeister muthig zu Rathe, ließ Eichen fällen, Steine brechen, und begab sich, sammt allen den Seinigen und aller fahrenden Habe, aus der verwitterten Stammburg — die den Nahmen Wittgau führte — auf einen Meierhof, den er in der Nähe besaß. Die Eulen und Fledermäuse erlustigten sich einige Nächte lang ungestört in den öden Ruinen; aber bald rückte eine Schaar von Maurern an, vertrieb sie aus ihren Klüften, machte das alte Schloß dem Erdboden gleich, und begann auf derselben Stelle den Bau eines neuen, das innerhalb drey Jahren vollendet seyn sollte.

Das Werk ging frisch und fröhlich von Statten. Osmunds Unterthanen verrichteten aus freyem Wil-

len doppelt so viel Hand- und Spanndienste, als sie nach ihrer Frohnpflicht zu leisten schuldig waren. Sogar die Zwerge blieben nicht unthätig; sie führten bey Nacht Steine und andern Baustoff zu. Eines Morgens fand man einen kleinen, saubern Schiebekarren, den sie auf der Baustelle vergessen hatten. Ein Arbeiter nahm ihn zu sich, um seine Kinder damit zu erfreuen. Indem er ihnen aber, nach gemachtem Feyerabend, das Geschenk übergab und ihnen dessen Gebrauch zeigen wollte, entrollte das possierliche Ding seinen Händen, lief geschwind zur Stube hinaus, und zugleich erscholl ein vielstimmiges helles Gelächter, das aus den Wänden hervorzubrechen schien, und ihm die Haare zu Berge trieb.

4.

Der süße Brey.

Als nun im dritten Jahre die Schwalbe schied, und die Drossel schon von der reifenden Frucht des Eibischbaums naschte, begab sich einst Bertha zur Baustätte, sah mit Wohlgefallen das Ameisengewühl der Meister, Gesellen und Handlanger, und sagte liebreich zu ihnen:

ihnen: „Fördert das Werk, so viel ihr könnt, ihr fleißigen Männer! Der Winter ist im Anzuge, und mein Eheherr und ich tragen großes Verlangen, das enge Häuslein, worin wir jetzt ungemächlich wohnen, zu verlassen. Drum haltet euch wacker, und eilt mit der Arbeit zu Ende! Ich gelobe und verspreche, euch dann mit einem süßen Brey zu bewirthen, und er soll auch fortan, so lange dieß Schloß steht, euch und euren Kindern und Kindeskindern alljährlich an demselben Tage von mir und meinen Nachkommen gereicht werden." —

Die Einladung auf einen süßen Brey war im Mittelalter kein verächtliches Wort. Man verstand darunter eine förmliche, schüsselreiche Gastung: so wie man jetzt auf eine Suppe einladet, und es dabey nicht bewenden läßt. Der eigentliche süße Brey, ein Lieblingsgericht unserer Altvordern, war ein mit Honig zubereitetes Muß, das festliche Mahlzeiten gewöhnlich beschloß.

Den Bauleuten wässerte der Mund; sie regten lustig die Hände, und ehe noch der Winter seine strenge Regierung antrat, stand das neue Schloß Wittgau zum Einzuge fertig.

Worthaltend ließ Bertha den Gewerken und allen Andern, die bey dem Bau hülflich gewesen wa-

ren, ein herrliches Gastmahl bereiten. Es mußte, wegen der Menge der Theilhaber, unter freyem Himmel gehalten werden. Das Wetter bezeigte sich anfangs günstig; als aber der süße Brey auf den Tafeln rauchte, fiel der Winter dem Herbste plötzlich ins Land, und warf die ersten Schneeflocken in die Schüsseln. Solches verdroß die geschäftige Wirthin gar sehr. „Können wir uns doch künftig," sagte sie, „vor dergleichen Unbildern sichern! Wir wollen von nun an in allen Folgejahren das heutige Fest am ersten Tage des Rosenmonaths feyern. — Schickt uns allenfalls der Winter auch dann noch den Nachtrab seiner Stürme auf den Hals, so lachen wir seines letzten ohnmächtigen Zorns, und lassen uns dadurch in unserer Freude nicht stören."

Drauf labte jeden ersten May
Der wohlgedachte süße Brey
Der Gäste muntres Heer.
Man räumte zu dem großen Schmaus
Der Bienen ganze Werkstatt aus,
Und fischte Teiche leer.

Das Fest ward weit umher bekannt,
Und mancher hungrige Vagant
Kam mit bestäubtem Schuh,
Blieb bey der offnen Tafel stehn
Und sah dem hohen Wohlergehn
Der Schmauser lüstern zu.

Da sagte denn die Ritterin:
„Setzt, guter Freund, setzt euch dahin,
Und kostet unser Mahl!“
Gelockt von dieser Gastbarkeit
Vermehrte sich von Zeit zu Zeit
Der Tischgenossen Zahl.

Bertha befestigte die Stiftung des süßen Brey's durch einen eisernen Brief, der allen künftigen Besitzern der Burg Wittgau die Verbindlichkeit auflegte, solches Gastgebot jährlich auszurichten, und dabey so zu gebaren, das die Speisenden völlig zufrieden seyn könnten. „Ich würde“ — fügte sie am Schluß hinzu — „keiner ruhigen Urstätte unter der Erde genießen, wenn sich nach meinem letzten Stündlein irgend ein Burgherr unterfangen sollte, das Gestift zu vernachlässigen oder ganz aus den Augen setzen.“ —

Dieser Stiftungsbrief ward von einem Rechtskundigen sauber auf Pergament geschrieben, von Bertha und ihrem ehelichen Vormund unterzeichnet, und mit angehangenem Siegel im Briefgewölbe des Schlosses aufbewahrt.

5.

Die Erscheinung.

Zwanzig Jahre hatte Bertha den süßen Brey ausgetheilt, als plötzlich ihr letztes Stündlein schlug. Ihr Begräbniß war ein Trauerfest für alle Gauen umher. Tausende von Leidtragenden folgten dem Sarge zur Erbgruft, wo schon zwey frühverblühte Töchterlein ruhten. Auch der Ritter Osmund ward bald nachher auf der Rennbahn des Lebens vom Tode besiegt. Ulrich von Rosenberg, des frommen Paares einziger Sohn und Erbe, waltete nun auf Wittgau, und befolgte viele Jahre lang seiner Mutter wohlthätige Verordnung, wie es einem guten Sohne eignet und geziemet.

Aber ins Herz des Landes drangen feindliche Kriegsvölker, und vertrieben ihn von seiner Burg. Ein Feldherr — den wir Dominik nennen wollen — wählte sie zum Hauptlager, spielte darin den unumschränkten Gebieter, nahm alle Renten in Beschlag, und erpreßte mit Feuer und Schwert von den Unterthanen das letzte Hemd. Ein alter Burgvogt war von Rosenbergs Dienern der einzige, der im Schlosse geduldet ward, damit der Usurpator immer einen Vollzieher seiner endlosen, meistens auf Wohlleben abzweckenden Befehle bey der Hand hatte.

Der übermüthige Feldhauptmann war von niedrigem Herkommen, war bey der magersten Kost erzogen, hatte vom gemeinen Kriegsknecht hinauf gedient, und manches hundert schwarzer Soldatenbrode mit Behagen verzehrt: aber jetzt, da er auf fremde Kosten seinen Gaumen kitzeln konnte, war ihm nichts köstlich genug. Fasanen, Tokayer und Ananas mußten geschafft werden. Kurz, er führte eine so üppige Tafel, als wär' er ein Königssohn, und von Jugend auf mit den zärtesten Leckereyen vertraut. Fußfällig bat der Burgvogt: er möge sich aus Barmherzigkeit mit der Hälfte der geforderten Schüsseln begnügen, indem sonst in kurzer Zeit alle Rosenbergsche Unterthanen ein Raub des Hungers werden müßten. „Was kümmert's mich!" sagte der Wütherich. „Es bleibt beym Alten. Man ist das nicht anders gewohnt." —

Während der Regierung dieses Despoten nahte sich der Wonnemond. Bekümmert dachte der Burgvogt an die Stiftung der frommen Bertha; doch die Hände waren ihm gebunden: er konnte, von Geld und Einkünften entblößt, daß gewöhnliche Mayfest nicht veranstalten; und daß die habsüchtige Kriegsgurgel aus dem Schatze ihrer Erpressungen eine Summe dazu hergeben würde, das war nicht zu erwarten. So erschien der erste May, und die Speisung unterblieb.

Nachts drauf war der wilde Schwelger,
Von dem Geist der Reben trunken,
Auf das Dunenbett gesunken,
Und behaglich schlief er ein.
Plötzlich sprangen mit Getöse
Schloß und Riegel aus der Krampe,
Und es trat mit einer Lampe
Eine greise Frau herein.

Sie umwallt ein weißer Schleyer,
Dessen Schweif den Boden feget,
Und an ihrer Hüfte reget
Klirrend sich ein Schlüsselbund.
Langsam naht sie dem Erwachten,
Murrt er gleich vor Mißbelieben.
„Lies und thu was hier geschrieben!“
Sagt ihr todtenbleicher Mund.

Und indem der Mann im Bette
Bald erglühet, bald erkaltet,
Steht sie vor ihm und entfaltet
Ihm ein pergamentnes Blatt;
Und sie leuchtet mit der Ampel
Bis er mit verstörten Augen,
Die vor Angst ihm wenig taugen,
Ihre Schrift durchlaufen hat.

Dann, vom Lager sich entfernend,
Legte sie das Blatt zusammen,
Und es blitzten Zornesflammen
Aus der Augen Ring hervor,
Als sie, hoch die Rechte hebend,
Und dem starren Martisjünger
Drohend mit dem Zeigefinger,
Wie ein Dunstbild sich verlor.

6.

Das Commißbrod.

Morgens darauf hielt Dominik ein scharfes Kriegsgericht über die Schildwachen, die während der vergangenen Nacht in den Gängen des Schlosses, und besonders vor seinem Zimmer, angestellt gewesen waren. Sie hatten insgesammt die Erscheinung nicht gesehen. Der Burgvogt, den Dominik nun ins Verhör nahm, entsetzte sich; denn er vermuthete sogleich, daß die verschleyerte Matrone Bertha's Geist gewesen sey. Er unterrichtete den Feldherrn von der Stiftung des süßen Brey's und von der Urkunde, die darüber abgefaßt und in die Briefkammer niedergelegt worden war. Dominik befahl, die Schrift zu holen. Er hatte sich zwar schon vorher des Schloßarchivs bemächtiget, doch nur diejenigen Documente, auf welche Geld einzunehmen war, an sich gerissen, alle andere hingegen, die auf Ausgaben abzielten, liegen gelassen. So war denn auch Bertha's Stiftungsbrief noch vorhanden, und der Burgvogt brachte ihn.

„Bey Gott!" rief Dominik, „dasselbe Blatt wurde mir von dem Nachtgespenste vor die Augen gehalten!" —

Der Alte zeigte ihm die Stelle, die auf ewige Zeiten alle Besitzer des Schlosses Wittgau verbindlich machte, die Unterthanen zu speisen.

„Was geht das mich an?“ sprach Dominik. „Ich bin nicht des Schlosses Besitzer.“

„Dermalen allerdings, Ew. Gestrengen!“ erwiederte der Burgvogt.

„Also meint Ihr wohl,“ sagte Jener, „ich sey ebenfalls schuldig, Euerm Volke einen Schmaus zu geben? -- Ha! ha! ha! ein so einfältiger Tropf bin ich nicht! Der Sieger nimmt ein, der Besiegte giebt aus: das ist Kriegsregel, und weder Himmel noch Hölle sollen mich davon abbringen.“ —

Der Burgvogt ging mit Achselzucken fort; der General hielt die Sache für abgethan; allein schon am nächsten Mittage ward er anders belehrt.

Er gab den Häuptern seiner Schaar
Ein fürstlich Gastgebot,
Doch sieh, bey seinem Teller lag
Ein grobes Söldnerbrod.

„Was soll das?“ fuhr er zornig auf.
„Hinweg, bey Mord und Tod!“
Erschrocken sah die Dienerschaft
Das schwarze Wunderbrod.

Drey Buben faßten es geschwind,
Und hoben schier sich lahm,
Und staunten, das der schwere Ball
Nicht von der Stelle kam.

Wie eingewachsen in den Tisch,
Wich er und wankte nicht.
Den Feldherrn fiel ein Grauen an,
Und bleichte sein Gesicht.

Nach seinem Brödlein griff er schnell,
Doch welches seine Hand
Nur mit der Finger Saum bestrich,
Das hob sich und verschwand.

Er langte nach dem Weinpocal,
Trank stutzig, und rief jach:
„Verdammt! wer schöpft, statt Ungarweins,
Mir Wellen aus dem Bach?“

Und alles, alles, was er noch
Dem Munde weiter bot,
Das schmeckt' ihm wie des Baches Fluth,
Und wie Soldatenbrod.

Gezwungen, und ganz wider seine Gewohnheit, ging er an diesem Tage unberauscht zu Bette, nachdem er zuvor in der Burg doppelte Wachen ausgestellt, und besonders alle Wege zu seinem Schlafzimmer mit zahlreicher Mannschaft besetzt hatte.

7.

Die Zwerge.

Eh' er noch schlief,
Der Wächter rief:
„Die Glocke hat zwölf geschlagen!"
Der barsche Held,
Ein Löw' im Feld,
Begann vor Geistern zu zagen.

Und horch! es bewegt sich,
Es raschelt und regt sich
Schon unter dem Bett,
Und hervor kommt mit Haufen
Ein Zwergvolk gelaufen,
Gar winzig, doch nett.
Sie schwirren wie Hummeln,
Poltern und rummeln,
Drängen und tummeln
Sich hastig hervor,
Springen wie Ratzen,
Klettern wie Katzen
Auf's Bett empor,
Und tapfer mit Schellen,
Die weiblich gellen,
Grüßt jeglicher Wicht
Des Helden Gesicht.

Er will zur Wehre sich stellen,
Er wirft sofort
Ein Dutzend der kleinen Gesellen
Rasch über Bord;
Doch, als hätten sie Schwingen,
Sind sie husch! wieder oben, und bringen

Mit doppelter Pein
Die Säumniß ein.
Sie kneipen
Und stäupen,
Mit frechem Gespötte,
Den Feldherrn baß,
Sie wälzen sogar, wie ein Faß,
Den dicken Herrn aus dem Bette,
Und tanzen, zum Ende vom Liede,
Auf seinem Leichnam sich müde.

Nach diesem Balle
Verstoben sie alle,
Die heillosen Rangen,
Indem sie sangen:
„Bestelle den süßen Brey,
Sonst plagen wir dich au's neu!" —

Aber Herr Dominik hatte nicht Lust, seinen Raubschatz durch Bewirthung der Rosenbergschen Unterthanen zu schwächen; doch war er auch eben so wenig geneigt, seinen wohlgenährten Leib fernerhin zu einem Tanzboden herzuleihen. Es gab einen Mittelweg: er konnte sein Hauptlager an einen andern Ort versetzen. Dazu entschloß er sich um so lieber, da die Gegend um Wittgau von den Heuschrecken des Krieges schon ganz ausgezehrt war. Er rückte also am folgenden Tage mit seinem Heerhaufen einige Meilen weiter. Man glaubte allgemein, dieser plötzliche Aufbruch hänge mit dem Plane des Feldzugs zusammen. Das ließ sich der General sehr gern gefallen,

und entdeckte keinem Menschen, daß ihm die Zwerge ein Treffen geliefert, und ihn auf's Haupt geschlagen hatten.

Kaum war er fort, so fand der Burgvogt in einer ausgeplünderten Truhe, deren Deckel er mit Thränen aufschlug, einen schweren Geldsack, und auf einem angebundenen Zettel Bertha's unverkennbare Handschrift in den Worten: „Zur Ausrichtung des süßen Brey's." — Der Greis erschrack; doch freudig und ehrlich verwandte er die willkommene Spende zu einer guten Mahlzeit, bey welcher die armen Gäste einige Stunden lang ihres Jammers und Elends vergaßen.

8.

Die furchtbare Kindwärterin.

Der süße Brey — denn mit dessen Geschichte haben wir es hauptsächlich zu thun — lebte nun ohne weitern Anstoß ein Jahrhundert fort. Es erwuchsen sogar jüngere Geschwister um ihn her. Die meisten nachbarlichen Ritter gaben nach und nach ihren Dorfschaften ein ähnliches Jahrfest. Doch thaten sie es

nicht gerade am ersten May, sondern sie wählten dazu ihre Geburtstage oder andere merkwürdige Zeitpunkte ihres Lebens.

So ging die Sache trefflich ihren Gang, bis Waldemar von Rosenberg, Osmunds Urenkel, an die Reihe kam, auf Wittgau zu herrschen.

Auf diesem Manne ruhte nicht der Geist seiner edlen Väter. Er behandelte seine Untersassen stolz und hart. Auch besaß ihn der Geitz, und ihm war der May kein Wonnemond, weil ihm das große Volksmahl eine verdrießliche Ausgabe verursachte. Er hätte dieses Fest ganz aufgehoben, wenn ihm nicht bange gewesen wäre, einen unangenehmen Besuch von seiner Urgroßmutter zu erhalten. Der süße Brey ward also zwar aufgetischt, aber mit solcher Kargheit, daß der Stifterin Geist darob zürnte. Darum war es gemeiniglich in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer.

Unsichtbar durchlief es murrend
Alle Zimmer,
Schlug die Thüren fast in Trümmer,
Rasselte mit vielen Schlüsseln,
Wie mit Ketten,
Rüttelte der Schläfer Betten,
Und zerschmettert' alle Schüsseln,
Die beym Schmaus, um Geld zu sparen,
Nicht gefüllt gewesen waren.

In späterer Zeit vermählte sich Waldemar. Seine Gattin war gutherzig, vermochte viel über ihn, und bediente sich ihrer sanften Gewalt zum Besten der Unterthanen: aber sie starb schon im ersten Jahre der Ehe, indem sie ein Söhnlein geboren hatte, das den Nahmen Hermann erhielt.

Der Witwer schritt bald zu einer neuen, minder glücklichen Wahl. Dem kleinen Hermann fiel das schlimme Loos, eine böse Stiefmutter zu bekommen. Sie übergab das ihr verhaßte Kind den Händen und der Willkühr einer rohen, leichtsinnigen Dirne, die den Knaben oft einige Stunden lang in banger Einsamkeit hungern, dursten und weinen ließ, und indessen mit den Knappen und andern Hausdienern kurzweilte.

Einsmals hatte sie im Garten
Eine halbe Sommernacht
Mit dem Gärtner, ihrem Buhlen,
In geheimer Lust verbracht.

Leise, wie ein Schatten wandelt,
Eilte sie, mit scheuem Blick,
Vor der Lampen Strahl sich schämend,
In die todte Burg zurück.

Und sie hält sich für geborgen,
Als sie vor dem Zimmer steht,
Und den Schlüssel in dem Schlosse
Mit geübter Vorsicht dreht.

Doch im Zimmer — welches Schrecken!
Das verlaßne Knäblein liegt
In den Armen einer Greisin,
Die es zärtlich herzt und wiegt.

Aus verblichenen Gewändern,
Deren Form vor Zeiten galt,
Ragte hoch und hehr die fremde
Furchtgebietende Gestalt. —

Aehnlich einem Steingebilde
Stand die Maid bestürzt und sprach:
„Wie seyd Ihr herein gekommen
Ins verschlossene Gemach?“ —

„Alle Thüren sind mir offen;“
War die Schreckensantwort drauf.
„Dieses Würmleins Klagen riefen
Aus dem Grabe mich herauf.

Ich, die Ahnfrau des Geschlechtes,
Das auf dieser Burg gebeut,
Kann nicht ruhn, weil meinem Enkel
Auf der Welt ein Unstern bräut.

Ausgeartet ist sein Vater,
Seine Mutter starb dahin,
Und das Weib an ihrer Stelle
Heget Rabenmutterſinn.

Sie vertraut das theure Leben
Einer sittenlosen Magd,
Die, wann ihre Buhlen winken,
Pfleg' und Wartung ihm versagt.

Nimmer kann dieß zarte Pflänzchen
In so rauher Luft gedeihn:
Drum will ich es zu mir nehmen,
Und dann wird ihm besser seyn.

„Armes Kindlein, süßes Liebchen,
Schlafe noch ein Weilchen hier
Früher als der Morgen leuchtet
Führt ein Engel dich zu mir.“ —

Küssend trug sie's in die Wiege,
Wandte sich, erhub die Hand,
Und, wie leichte Wellen, theilte
Sich zu einer Thür die Wand.

Lächelnd schlummerte der Knabe,
Wang' und Lippen rosenroth,
Doch der erste Blick des Morgens
Fand ihn schon erbleicht und todt. —

Der Stiefmutter Freude über des Kindes Ableben war von kurzer Dauer. Sie selbst mußte nach Verlauf weniger Monathe eben dieselbe Straße wandeln. Auch Waldemar stürzte bald nachher auf der Hetzjagd in die Ewigkeit hinüber. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß dieses Geschlecht, das die Tugendbahn seiner Ahnen zu verlassen anfing, aussterben sollte.

Doch ungeachtet sie verschwanden,
Die zeither auf der Bühne standen,
Ist's mit dem Mährchen nicht vorbey:
Die Hauptperson, der süße Brey,
Ist auf dem Platze noch vorhanden,
Und das Theater füllt sich um ihn her auf's neu.

9.

Willbold von Eisenbart.

Die Burg Wittgau und das dazu gehörige Gebiet fiel an einen Lehnsvetter, den Ritter Willbold von Eisenbart. Er war ein wilder, unbiegsamer, ehrner Mann, der seinen eigensinnigen Kopf für einen Mauerbrecher hielt, womit er überall durchzustürmen glaubte. Einen anmuthigen Abstich gegen ihn machte Hilda, sein einziges Kind, ein eben so schönes als gutes Mädchen, dessen Mutter frühzeitig ein Opfer der Härte ihres Gemahls geworden war. Er lebte seitdem als gezwungener Wittwer, weil er unter den vielen Jungfrauen, denen er nachher seine schlagfertige Hand antrug, kein geduldiges Schäflein fand, das sich seiner landkündigen Haustyranney unterwerfen wollte.

Es war im Anfange des Brachmonaths, als er aus einer fernen Gegend herkam, um das ihm angefallene Lehn in Besitz zu nehmen. Vier Wochen zuvor waren die Kosten des süßen Brey's, wie gewöhnlich, aus den Einkünften des Gutes bestritten worden, und man hatte dießmal mehr als zu anderer Zeit aufgeben lassen, um die Unterthanen für die

Knauserey ihrer vorigen Herrschaft zu entschädigen. Willbold schalt und tobte darüber. „Das soll mir nicht wieder begegnen!“ setzte er hinzu. „Ich müßte den Bettelstab ergreifen, wenn ich jährlich ein so verschwenderisches Bankett ausrichten sollte. Mit nichten! Künftig erhalten die Leute, ohne alle weitere Nebengerichte, einen süßen Brey, und damit schabab!“ —

Bald darauf beschloß er, der Mutter Bertha den schuldigen Gehorsam ganz aufzukündigen. Dazu verhetzte ihn ein Mann, dessen Conterfey wir im folgenden Kapitel zur Schau stellen wollen.

10.

Der Frohntanz.

Es lebte dort ein riesenhafter Ritter,
Herr Hans von Hasenfeld;
Er sprach so laut wie donnernde Gewitter,
Und schien ein großer Held,

Ihm trug, ob seines Bauches schwerer Bürde,
Kaum noch das stärkste Pferd,
Und furchtbar krönte seines Ansehns Würde
Ein ungeheures Schwert.

Er that mit seiner langen Todessense
Der Zungenthaten viel,
Doch ward schon beym Gezisch erboßter Gänse
Dem Helden etwas schwül

Er war aber nicht nur eine lächerliche Person, sondern auch ein schlechter Wicht. Das ließe sich aus hundert Thatsachen beweisen; wir wollen jedoch nur einige, die mit unserm Gegenstande gleichsam verwandt sind, hier anführen.

Ritter Hans besaß in der Nähe von Wittgau ein Schloß, zu welchem ein Dörflein gehörte. Als es nun bey mehrern Rittern, die um ihn her wohnten, Sitte ward, ihre Bauerschaft jährlich an einem gewissen Tage mit Speise und Trank zu erquicken, so ergriff er diese Gelegenheit, sich einen hämischen Spaß zu bereiten. Er ließ seine Dorfsassen zu einer Mahlzeit zusammenrufen, und ihnen, als sie an einer langen Tafel Platz genommen hatten, Mann für Mann durch seine Diener ins Ohr raunen: „der süße Brey, den man auftragen werde, sey auf dem Boden der Schüsseln mit Silbermünzen gewürzt; wer also mit seinem Löffel am schnellsten und tiefsten bis auf den Grund tauche, der werde die reichste Silberbeute gewinnen.“ — Das war den armen Leuten eine höchst erfreuliche Kunde. Sie hielten ihre Löffel hoch in der Hand, wie ein Reiter den Säbel, womit

er einhauen will. Die Schüsseln wurden aufgesetzt; ein siedendheißer Brey qualmte darin; wie Blitze schossen alle Löffel hinein, und brachten eine feurige Ladung zurück, woran sich die geldhungrigen Esser Mund und Gaumen verbrannten. Das ging nicht ohne gräßliche Gesichtsverzerrungen ab. Darauf hatte der edle Herr gerechnet, und frohlockte mit einem unmäßigen Gelächter darüber. Aber seine Hauptstücke bestand darin, daß der Höllenbrey nicht einen einzigen Pfennig enthielt, und an und für sich ein ungenießbares Gericht war. Die Brandbeschädigten mußten also, da man ihnen kein Voressen aufgetischt hatte, ungesättigt nach Hause gehen.

Im nächsten Jahre machte er sich ein noch wohlfeileres Vergnügen. Er berief seine Bauern und Häuslinge abermals zu einer vorgeblichen Lustbarkeit zusammen. Sie erschienen mit dem festen Vorsatze, sich den Mund nicht wieder zu verbrennen, sondern langsamer zu essen. Doch dieser gemeinschaftlich gefaßte Entschluß war ganz überflüssig. Sie fanden auf dem freyen Platze, wo sie im vorigen Jahre banketirt hatten, keinen Tisch gedeckt. Herr von Hasenfeld hatte daselbst bloß für sich und einige Gäste eine Trinktafel aufschlagen lassen. Neben ihm standen

zwey oder drey Bockpfeifer, die ländliche Tänze spielten.

Als nun die Gemeinde versammelt war, forderte er sie mit donnernder Stimme auf, vor ihm zu tanzen. Die Bursche drehten und schwenkten sich eine Weile mit ihren Liebchen herum; aber bey Hunger und Durst erlahmten die Beine sehr bald; niemand wollte sie förder heben. Da trat ein plumper Gerichtsknecht auf, und sagte gebieterisch: „Rührt euch, ihr träges Volk! Es ist jetzt nicht die Frage, ob ihr zum Tanzen Lust habt oder nicht: ihr müßt heute zur Frohne tanzen. Das ist des gnädigen Herrn Wille und Meinung. Wornach sich zu achten!" — Hierauf erhob der Scherge seinen dicken Stock, und zwang damit Junge und Alte, nach der Bocksmusik so lange zu hüpfen und zu springen, bis sie sämmtlich athemlos niedersanken.

Ritter Hans rühmte sich hernach in vielen Gesellschaften, er habe seinen Bauern ein herrliches Tanzfest veranstaltet. Der schamlose Prahler ward deßhalb von Vielen, die ihn nicht besser kannten, für einen recht zärtlichen Vater seines Dörfleins gehalten. Da er auf eine so leichte Art zu diesem Ehrenruf kam, so muß man sich wundern, daß nicht auch harte Fürsten bisweilen ihren seufzenden Ländern einen

allgemeinen Frohnball ausschrieben. Man findet davon keine Spur in der Geschichte. Aber einige Dorfsultane von Hansens Gelichter mögen es wirklich gethan haben. Der Schreiber dieses Mährchens erinnert sich, daß er vor geraumen Jahren irgendwo las: es beständen noch in verschiedenen Gegenden Deutschlands sonderbare, aus der Vorzeit herstammende Frohntänze, bey welchen der Gerichtsdiener, als Tanz- und Freudenmeister, eine große Rolle spiele, den Ball eröffne, und jeden Anwesenden, der seine Füße schonen wolle, mit pflichtmäßigem Ernst antreibe, sich in Bewegung zu setzen.

11.

Geheime Liebe.

Ritter Willbold und Herr von Hasenfeld wurden bald mit einander bekannt, und kamen oft freundschaftlich zusammen. Einst sprachen sie von dem süßen Brey. „Es ist doch verdammt ärgerlich," sagte Jener, „daß ich mir von einem Weibe, das schon weit über hundert Jahre im Grabe modert, eine Schatzung muß auflegen lassen."

„Gehorche nicht, so ist der Handel abgemacht!“ versetzte Hans.

„Weit gefehlt, Herr Bruder!“ sprach Willbold. „Bertha's Geist dringt auf Gehorsam, und im Weigerungsfalle spukt er zornig umher.“

„Mir sollt' er kommen!“ rief der Bramarbas, und schlug auf sein Schwert. „Ich mache dir's zur Ehrensache, Willbold, den einfältigen süßen Brey abzuschaffen: sonst erklär' ich dich Angesichts der ganzen Ritterschaft für eine feige Memme!“ —

Ein solcher Trumpf aus dem Munde eines Mannes, den sein Freund noch so wenig ergründet hatte, daß er ihn für einen tapfern Kämpen hielt, that volle Wirkung. Willbold schwur, Bertha's Stiftung nicht zu achten, und nie einen Heller darauf zu verwenden.

„Das ist brav!“ sagte Hans. „So kann auch unser einer aufhören, seine Bauern jährlich einmal abzufüttern. Dieser hier eingerissene, abgeschmackte Gebrauch hat mich bisher ansehnliche Summen gekostet.“ —

Bey diesem Zwiesprach war Fräulein Hilda zugegen, und Ritter Hans empfahl sich ihr jetzt noch übler, als er sich ihr schon früher durch Zärtlichkeiten und gewagte Liebkosungen empfohlen hatte. Der alte

widrige Hagestolz buhlte förmlich um ihre Gunst und ihre Hand.

Doch er hatte nicht zu hoffen
Der Gewährung süßes Heil.
Hilda's Herz war schon getroffen
Von der Liebe Flammenpfeil.

Ritter Toralds Jugendblüthe,
Und sein hoher Edelsinn,
Der für alles Gute glühte,
Rissen sie auf ewig hin.

Und auch ihm war ihre Minne
Seines Lebens Element.
Nicht um Reich- und Throngewinne
Hätt' er sich davon getrennt.

Aber die Liebenden mußten unter der Maske der kältesten Gleichgültigkeit mit einander umgehen: denn Hilda's Vater war dem jungen Manne nicht sonderlich gewogen. Er sah ihn, wegen seiner stillen Bescheidenheit, für einen furchtsamen Kalmäuser an. Ueberdieß heischte er einen reichbegüterten Eidam, und als einen solchen konnte sich Torald nicht darstellen. Er war arm, und ward täglich ärmer, indem er den Wohlstand der wenigen Bauern, über die er zu gebieten hatte, durch Aufopferung seiner eigenen Habe immer blühender machte.

12.

Die Auswanderung.

Der Wonnemond nahte sich; Willbolds Erbleute rechneten um so mehr auf eine stattliche Bewirthung, da es der erste Festschmaus war, den sie von ihrem neuen Herrn zu hoffen hatten; auch Hilda lag dem Vater fleißig an, den bösen Eingebungen des dicken Ritters nicht zu folgen, sondern der Stiftung redlich Genüge zu thun: aber er sagte Nein und immer Nein, und berief sich auf seinen Eidschwur. Am Ende bestieg er, um von der lästigen Sache nichts weiter zu hören, in den letzten Tagen des Blumenmonaths seinen Gaul, und ritt zum Besuch fernwohnender Freunde.

Der erste May kam; die Bauersleute legten ihre Sonntagskleider zurecht, um bey dem Gastmahle, dessen sie gewärtig waren, geschmückt zu erscheinen; doch schon am frühen Morgen eilte Hilda in das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf hinab, ging von Haus zu Haus, entschuldigte den dießmaligen Wegfall des süßen Brey's mit der Abwesenheit ihres Vaters, und hinterließ überall ein so reichliches Vergnügungsgeschenk, daß sämmtliche Einwohner mit die-

sem Tausche vollkommen zufrieden waren. In den weiter entlegenen Dörfern, die bey der Burg Wittgau zu Lehen gingen, that Torald, von dem Fräulein dazu beauftragt und mit dem nöthigen Gelde versehen, ein Gleiches. So erschöpfte Hilda aus eigener Bewegung ihre Sparkasse, um der Bauern gerechten Anspruch zu befriedigen, und die Burg vor nächtlichem Geisterspuk sicher zu stellen.

Acht Tage darauf kam Willbold von seiner Reise zurück. Er war neugierig zu wissen, ob sich die Unterthanen am ersten May eingestellt hätten, und wie man mit ihnen aus einander gekommen sey; doch da er etwas Unangenehmes zu hören vermuthete, so fragte er lieber gar nicht darnach, und nun verschwieg auch Hilda ihre eigenmächtige Geldvertheilung, worüber sie doch mehr Tadel als Lob zu erwarten hatte.

Es wurde Nacht, der Ritter schlief,
Bis ihn eine Stimme bey'm Nahmen rief.
Er schrak empor, er war allein,
Erloschen war der Ampel Schein,
Doch aus der Mauer fuhr eine Hand,
Und schrieb mit Flammen an die Wand:
„Thu in den nächsten sieben Tagen,
„Was du am ersten May versäumt;
„Sonst wird, nach schweren Plagen,
„Dieß Schloß von dir geräumt." —

Willbold schüttelte trotzig den Kopf, schlief wieder ein, erinnerte sich am Morgen der Erscheinung so gleichgültig, wie eines Traumgesichts, und ließ die siebentägige Frist ungehorsam verstreichen. Um ihn dafür zu züchtigen, rückte in der nächst darauf folgenden Nacht ein zahlloses Heer von Zwergen bey ihm ein.

Wie wenn Schaaren der Bienen daherziehn, dichtes Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels in beständigem Schwarm sich erneuend *):

So brachen die Pygmäen im Schlafzimmer des Ritters aus allen Wänden hervor, und zwackten ihn noch schlimmer, als weiland ihre Voraltern den General Dominik. Aber nicht so schnell und feige, wie dieser, räumte Willbold das Feld. Er ließ im Mittelpunkt eines weiten, hochgewölbten Saales sein Bett an Ketten aufhängen, stieg auf einer Leiter hinein, und hielt sich nun vor den Befehdungen der kleinen Kobolde sicher; doch auch dieses schwebende Lager überfielen sie, wie geflügelt, und warfen den Inhaber auf den gepflasterten Fußboden hinab. Seine Gebeine waren wie zermalmt; er konnte sich nicht

*) Homers Ilias von Voß, zweyter Gesang.

ohne Beystand empor richten: und als man ihn am Morgen aufhob, hörte er von allen Seiten laute Klagen über mancherley Mißhandlungen, die in der vergangenen Nacht sämmtliche Bewohner des Schlosses von sichtbaren und unsichtbaren Geistern erfahren hatten. Nur Hilda war verschont geblieben. Das Hausgesinde forderte einstimmig seinen Abschied, und drohte, im Weigerungsfall, zu entlaufen. Der Ritter selbst, der nun einmal seinen eisernen Nacken unter das Hausgesetz der Stiftung nicht beugen wollte, fand es bey den gegenwärtigen Umständen für rathsam, sich aus dem Staube zu machen, und ein nicht weit entlegenes kleineres Schloß zu beziehen, das einer seiner Vorfahren zu einem Witwensitze gebaut hatte. Dahin erhob er sich, ehe der Abend einbrach, mit seiner Tochter und seinem ganzen Hofstaate. In der Burg Wittgau blieb keine lebendige Seele zurück.

13.

Der Geisterbanner.

Als sich Willbold in seinem Asyl, wo er ruhige Nächte genoß, eingerichtet hatte, ließ er einige seiner Freunde und Bekannten zu einem Mittagsmahle einladen. Wir erwähnen von den Gästen nur der Ritter Haus und Torald, und eines Dritten, der ein ungemein lustiger Kompan war, immer artige Lieder und Schwänke auf der Zunge hatte, und bey der Tafel folgenden Sang anstimmte:

Ich und mein Fläschlein sind immer beysammen;
Niemand verträgt sich so herrlich als wir!
Stehe der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichste Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, schöne,
Zaubrische Töne!
Und sie verstehet der Türk und Kalmuk.

Mancher vertändelt mit Weibern sein Leben,
Höfelt und schmachtet und härmet sich krank,
Denn auch den rosigsten Lippen entschweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und sie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wann sich das Schicksal, mit Wettern gerüstet,
Wider mich frohen Gesellen erboßt,
Und mir den Garten der Freude verwüstet,
Dann ist das Fläschlein mein kräftigster Trost.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüstert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schicksal und sage nicht Muck.

Ich und mein Liebchen wir scheiden uns nimmer,
Bis mir der Lustbach des Lebens verrinnt,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Dursten beginnt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich missen,
Dorthin gerissen,
Unter des Grabsteins umnachteten Druck.

Sie nur, sie dursten nicht, die ihn erleben,
Den einst die Todten erweckenden Ruf.
Köstlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo er regiert, der die Reben erschuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder;
Himmlische Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

„Ein feines Liedlein!" donnerte Haus in den letzten Ton hinein. „Aber das zweyte Reimgesetz sollte man herausreißen, und durch Henkershand verbrennen lassen, angesehen es das liebenswürdige Geschlecht beleidigt, von welchem ein Inbegriff aller seiner Tugenden und Reitze hier vor uns sitzt." —

Hiermit erstand er schwerfällig vom Stuhle, verbeugte sich vor dem Fräulein, und trank einen großen Becher auf ihre Gesundheit aus.

„Schmeichler!“ rief Willbold, ehe sich der Sänger vertheidigen konnte, „verrücke dem Mägdlein nicht den Kopf, und zärtle nicht! Es werden ohnedieß schon genug minnigliche Blicke hier gewechselt.“ — (Er schielte mit einem Auge den Ritter Torald, mit dem andern seine Tochter finster an.) „Aber es komme mir niemand mit Freyersgedanken ins Haus!“ fuhr er fort. „Ich lasse mein Kind, die Lust meines Alters, noch nicht so bald mit einem Gemahl ziehen: es fände sich denn ein beherzter Mann, der Geister bewältigen und sie aus der Burg Wittgau bannen könnte, dem wollt' ich zum Danke das Mägdlein und das verwünschte Schloß obendrein geben.“ —

„Ist das Ernst?“ fragte Hans.

„Auf Ritterwort und Ehre!“ versetzte Willbold.

„Nun, um diesen Preis stürm' ich die Hölle!“ schrie Jener, und schlug mit seiner Riesenfaust so gewaltig auf den Tisch, daß einige Becher umstürzten.

Indem man noch diese kleine Unordnung belachte, bäßte Torald, über Hansens Erklärung nicht wenig erschrocken, schnell den Muth, mit ihm zugleich in die Schranken zu treten. „Ritter Eisenbart,“ begann

er bescheiden, „da Ihr männiglich zum Geisterbann auffordert, so ist es wohl auch mir erlaubt, einen Versuch zu machen?“

„Warum nicht?“ antwortete Willbold mit einem frostigen Tone.

Toralds Einmischung war dem dicken Ritter ungelegen. Sie zerstörte einen schlauen Plan, den er im Kopfe hatte. Er wollte sich nähmlich mit dem Geisterbann gar nicht befassen, sondern um die Schule herum gehen, und hernach aufschneiden: er habe einige Nächte lang in der Burg mit Unholden gekämpft, und sie endlich zum Weichen gezwungen. Es schien ihm leicht, durch solche leere Prahlereyen das Fräulein zu gewinnen; denn da niemand in der Burg wohnte, so stellte er sich vor, man würde ihm die Schlüssel übergeben, und ihn nicht weiter beobachten. Doch das alles ging anders, wenn sich ihm ein Zeuge seines vorgespiegelten Muthes aufdrang. Dieser Ungemächlichkeit mußte vorgebeugt werden. Er wandte sich daher zu Torald, und sprach: „Es ist löblich, daß Ihr Euch so wenig als ich vor Gespenstern fürchtet; mir aber gebührt der Vortanz, und ich bedinge mir dazu drey Nächte, die ich allein in der Burg ausharren will, um den Ruhm, den ich einzuernten gedenke, nicht hinterher mit einem Andern theilen

zu

zu müssen. Bleibt nach diesen drey Nächten — wie ich nicht glaube — noch etwas zu thun übrig, dann steht Euch das Feld offen." —

„So sey es!" sprach Willbold, und Torald konnte nichts dagegen einwenden.

Wohlgemuth forderte Hans nach der Tafel die Schlüssel der Burg, unter dem Vorgeben, daß er sogleich die folgende Nacht dort zubringen wolle. Willbold, der dem Großsprecher nicht mehr ganz traute, erbot sich, ihn hinein zu begleiten. Hans erschrack; doch blieb ihm noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht wieder aus der Burg zu entschleichen. Sie ritten gegen Abend dahin. Willbold führte ihn in ein Zimmer, das nur Eine Thür hatte; diese verschloß er ohne Umstände hinter ihm, drückte draußen sein Wappen darauf, wünschte ihm durchs Schlüsselloch eine gute Nacht, und versprach, sich in der Frühe des künftigen Tages nach seinem Befinden zu erkundigen.

14.

Der Ritter am Spinnrocken.

So war Hans, wie eine Maus in der Falle, gefangen. Nur ein Felsensprung aus dem Fenster konnte ihn retten; aber er stürzte sich lieber in das vor ihm stehende Bett, und wühlte sich so tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zusammen gerollt, einige Stunden geschwitzt hatte, trippelt' und trappelt' es um sein Lager herum; das Deckbett ward ihm entrissen, und Schläge und Nadelstiche zwangen ihn, sich aufzurichten und die festgeschlossenen Augen zu öffnen. Himmel! da stand ein unabsehbares Volk von Zwergen vor ihm! Die vordern erstiegen auf Leitern sein Bett, hoben eine Kohlenpfanne, auf welcher eine Schüssel dampfte, mit großer Anstrengung hinein, und sangen dazu:

Hier bringen wir
Einen süßen Brey;
Er schmecke dir
Wie geschmolzen Bley,
Damit du mögest erfahren,
Was jenes verspottete Häuflein empfand,
Mit dem sich dein Herscherlingstrotz unterstand
Vor Zeiten so zu gebaren.

Einige Männlein, mit Löffeln in den Händen sprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen an ihn zu füttern. Der Brey war so heiß, daß er noch in den Löffeln Blasen aufwarf. Hans sträubte sich verzweifelt gegen diesen Genuß; allein er war auf allen Seiten mit Zwergen umgeben und gleichsam eingemauert; man brach ihm Lippen und Zähne auf, schob ihm mit Gewalt das glühende Muß hinein, und sang dabey:

Frisch geschluckt!
Nicht gezuckt!
Ha! ein Mund, der oft vermessen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieses Höllenfeuer essen!
Frisch geschluckt!
Nicht gemuckt!
Hast den süßen Brey gescholten,
Der durch Bertha's Huld entstand,
Und darob, mit Recht vergolten,
Dir den Frevelmund verbrannt.

Nach dieser Speisung ließen sich zwey oder drey kleine Bockpfeifer mit einer lieblichen Musik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war als die längsten Männer seines Volks, forderte mit höhnischen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätt' ich eben Lust!“ brummte Hans bey Seite.

„Lust oder nicht!“ sprach seine Majestät,
„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen.
Ihr Schergen, kommt herbey und seht,
Ob er sich wacker schwenkt und dreht!
Wo nicht, so mögt ihr ihn koranzen.“

Stracks trieben ihn einige mit Stöcken bewaffnete Wichtlein aus dem Bette heraus, und hetzten ihn eine Weile, unter dem Gelächter der Zuschauer, im Kreise herum. Darauf nahte sich ihm eine alte Zwergin mit einem Spinnrocken, der dreymal größer war als sie selbst, und überreichte ihm denselben mit den Worten:

„Du pochst und prahlst mit furchtbaren Waffen,
Doch für den Rocken bist du geschaffen.
Nimm hin, und spinne bis morgenden Tag,
Und wenn du feyerst, so straft dich ein Schlag!“

Athemlos sank er, mit dem Spinnrocken im Arm, auf einen Stuhl, und wie Spreu, die der Wind entführt, verschwanden die Zwerge.

Er pries sich glücklich, daß er so leicht durchgekommen war, und entwarf im Kopfe einen Siegsbericht, den er seinem Freunde abzustatten gedachte. Den Rocken, der seine Relation vielleicht verdächtig

machen konnte, und der ihm überdieß, als Sinnbild seiner Feigheit, unangenehm war, wollte er zum Fenster hinauswerfen; doch indem er es in dieser Absicht öffnete, ward der Flachskopf wie lebendig, schlug ihn rechts und links an die Ohren, drückte ihn rückwärts auf einen Stuhl, und eine unsichtbare Macht zwang ihn, die Spindel zu ergreifen, und mit ihr zu arbeiten. So oft er ruhen wollte, geschah ihm nach des Mütterleins Verheißung, und jeder neue Schlag, den er aus der Luft empfing, übertraf an Kraft seinen Vorgänger.

Mit Erstaunen fand Willbold am Morgen den ämsigen Spinner, der dennoch, trotz dieser Strafarbeit, den Begebenheiten der Nacht eine schöne Farbe zu geben suchte. Aber bey jeder Unwahrheit, die er aussprach, versetzte ihm die Spinnmaschine einen tüchtigen Kopfstoß. Das bewog ihn zuletzt, aufrichtig zu beichten, und dem Geisterbannen auf immer zu entsagen. Nun trennte sich der Rocken plötzlich von ihm, und ging kerzengerade, wie ein Mensch, zur Thür hinaus.

15.

Der Schatz.

In demselben Zimmer, eingeriegelt und eingesiegelt erwartete Torald am folgenden Abend, was ihm begegnen würde. Die Augen auf die Thür geheftet, saß er bis gegen Mitternacht, ohne daß er etwas Unheimliches vernahm. Endlich hörte er hinter seinem Rücken ein sanftes Geräusch; und als er sich umsah, erblickte er eine verschleyerte Gestalt, die ihm winkte. Er stand auf; sie klopfte leise an die Wand; die schweren Quader wichen von einander; es zeigte sich ein hohles Gewölbe und darin eine große eiserne Truhe, die bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt war. „Torald!" — sprach der Geist — „Deines bescheidenen Muthes und Deiner Biederkeit Belohnung sey dieser Hort und — Hilda! — Veranstaltet jährlich das von mir gestiftete Mayfest, und weder ich noch die Zwerge werden hier jemals wieder erscheinen." —

„Ich danke dir, wohlthätiges Wesen!" rief Torald. „Aber Hilda's Vater — —"

„Wird einwilligen; es ist schon dafür gesorgt;" sagte der Geist. „Doch damit ihn keine böse Lust an-

komme, den Schatz als sein Eigenthum zu betrachten, so schließe die Wand sich jetzt wieder, und öffne sich nur Dir, wenn Du den Nahmen Hilda aussprichst." —

Sofort ergänzte sich die Mauer, und der Geist verschwand.

Kaum graute der Tag, da stürmte Willbold ins Zimmer. „Nun, Freund Torald, wie steht's? Ich hatte eine Traumerscheinung, die mir verkündigte: wir wären die Geister los, und hätten dafür einen Schatz gefunden."

„Euch hat nichts Unwahres geträumt;" versetzte Torald, und brachte sogleich mit dem süßen Zauberworte, das er mit Erröthen aussprach, den verborgenen Schatz zum Vorschein.

„Ha! ein herrlicher Fund!" rief Willbold, und wühlte mit Lust in dem Gelde.

„Mir ward dabey zu einem noch köstlichern Schatze Hoffnung gemacht;" sagte Torald mit zitternder Stimme und gesenkten Augen.

„Ich verstehe;" sprach Willbold. „Doch über meine Tochter hat Mutter Bertha nicht zu schalten. Ihr Versprechen erkläre ich für null und nichtig; aber ich halte das meinige: ich gebe Dir Hilda

zum Weibe, und diese Burg, sammt allen Zubehörungen, zur Aussteuer.“ —

Dankbar stürzte ihm Torald in die offenen Arme.

Mit schüchterner Besorgniß, seinen künftigen Schwäher verdrüßlich zu machen, erwähnte nun noch der Jüngling: daß auf dem Schatze der süße Brey, als Bedingung, hafte.

„In Gottes Nahmen!“ rief Jener mit lachendem Munde. „Der windige Hans verleitete mich zu dem Schwur, nie einen Heller aus eigenen Mitteln auf das Gestift zu verwenden; und ich hätte den Eid gehalten, wär' ich auch darüber zu Grunde gegangen. Da aber nun Frau Bertha die Kosten selbst dazu hergab — in Gottes Nahmen!“ —

Und so erneuerten denn Torald und Hilda, die bald darauf ein glückliches Paar wurden, das unterbrochene Fest, und ihre Nachkommen feyerten es fort, bis die Burg, deren Bau es veranlasset hatte, wieder in Trümmern zerfiel.

X.

Sinnbilder.

von

Schollmeyer.

Vor- und Fürwort.

Wenn die Alten nützliche Wahrheiten verbreiten, wenn sie Tugend und gute Sitten fördern wollten, so bedienten sie sich nicht bloß der einfachen trocknen Rede, sondern sie suchten ihrem Vortrage immer ein angenehmes Gewand zu geben. Bald kleideten sie ihre Lehren in Fabeln und Erzählungen, bald in Gleichnisse und Sinnbilder ein. Was die letztern anlangt, so hatten sie bisweilen eine politische Deutung, wie die Sinnbilder von Borhorn, bisweilen waren sie bloß für den Gelehrten von Werth, wie die von Joachim Camerarius. Gegenwärtig wollen wir einige Sinnbilder zur Probe mittheilen, die vielleicht für den Menschen, nicht so fern er Politiker oder Gelehrter, soudern so fern er Mensch ist, Interesse haben könnten.

Noch ist zu bemerken, daß diese Sinnbilder mit Rücksicht auf die Kupferstiche, die ein Kunstfreund zu

jedem derselben liefern sollte, sind niedergeschrieben worden. Der Leser wird dem Verfasser verzeihen, daß er die Sinnbilder so beschreibt, als wenn wirklich die Kupferstiche davor ständen. Seine Schuld ist es nicht, daß der Künstler nicht that, was seines Amts war.

1.

Der Friedensbaum.

Ihr sehet hier einen Oelbaum im freudigsten Wuchse, mit reichlichen Früchten geschmückt. Er gedeihet zwar nicht in allen Ländern, aber das Glück, was er bedeutet, kann, wenn die Menschen wollen, an allen Orten und Enden, unter allen Himmelsstrichen, selbst auf allen Gewässern Statt finden. Die Alten wählten ihn zum Symbole des Friedens, weil er immer grünt, sie weihten ihn der Minerva, der Göttin der Weisheit, und niemand durfte ihn weder abhauen noch ausgraben. Seine Früchte fanden sie in vieler Hinsicht für Menschen nützlich und unentbehrlich. Darum war er ihnen der Friedensbaum. Sie wollten damit ihren Wunsch nach einem ununterbrochenen

Frieden zu erkennen geben, und darauf aufmerksam machen, welch eine goldene Zeit die Friedenszeit sey.

Friede ernährt, und Unfriede verzehrt, sagt ein bekanntes sehr wahres Sprichwort, und wir setzen hinzu: Friede ist Gottes Wille, Unfriede ist Willkühr verkehrter Menschen; Friede ist Ordnung, Unfriede Verwirrung; Friede schaft Freude und Segen, Unfriede Schrecken und Elend; Friede vermehrt Weisheit, Tugend und gute Sitten, Unfriede Thorheit, Laster, Gottesvergessenheit und Unsitten. Der Friede gleicht einem stillen sonnigen Tage, an welchem sich Kinder und Greise freuen; die Heerden weiden ruhig auf fetten Triften, und der Hirte bläset auf der Schallmey ein fröhliches Lied; Rosse und Stiere ziehen am nährenden Pfluge; die Schiffe laden sicher ein und aus, und segeln ungestört über die bläulichen Wogen; nach vollendeter Arbeit verläßt der Gelehrte sein Studirzimmer, der Kaufmann schließt sein Gewölbe, der Künstler und Handwerker seine Werkstatt — alle eilen hinaus ins Freye, und genießen mit dankendem Aufblick zum Himmel des sanften sonnigen Tages.

Der Krieg ist einem Unwetter gleich, das schwarz und furchtbar am Himmel herauf zieht, und mit

Brausen und Toben Nacht und Schrecken, Tod und Verwüstung verbreitet.

Dank, innigsten Dank weihen wir dem Vater der Menschen für den geschenkten Frieden! Dank auch den Helden, die das Bündniß schlossen, unter dessen Schutze die Völker beglückt und beglückend die Tage des Lebens genießen! Mögen wir, mögen unsre spätesten Enkel nichts von neuen Gräueln des Krieges erleben!

Friede sey in allen Landen,
Friede herrsch' auf allen Meeren,
Friede sey in allen Häusern,
Friede thron' in aller Herzen!!

Doch wieder auf unser Sinnbild zurück zu kommen. An der Wurzel des Friedensbaumes haben sich zwey Schutzgeister, Gerechtigkeit und Humanität, gelagert. Sie lassen dem Stamme keine Axt, und den Wurzeln keinen Spaten zu nahe kommen. Im Schutze des holden Baumes gedeihen Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe jeder Art. In seinem Schatten sieht man Bücher, astronomische und mathematische Werkzeuge, verschiedene Waaren, Kunst- und Handwerksgeräthe liegen. Die Flur, auf welcher er steht, pranget in Segen und Fülle. Hab-, Herrsch- und Eroberungssucht, Haß, Neid, Zorn

und Hochmuth, und wie sonst die Mütter und Väter des Menschen mordenden Kriegsgottes heißen mögen, sind zusammt dem unholden Sohne und den gräulichen Enkeln und Urenkeln aus der Nähe des Friedensbaumes verbannt, sie sind als Schandflecken der cultivirten Menschheit in ihre wahre Heimath, in die Länder der Barbarey verwiesen. Im lieblichen Gemische tanzen die Grazien und Horen ihren schönsten Chortanz, heißen den Frieden, ihren Bruder aus Elysium, willkommen, und bitten ihn unter Küssen, sie niemals wieder zu verlassen. Wenn Bruder Friede artig ist, so darf er den Grazien die Bitte nicht abschlagen.

2.

Das Veilchen.

Da stehen sie, die lieben niedlichen Blümchen! Mit ihren schönen blauen Augen blicken sie bescheiden unter dem Grase hervor, kaum daß man sie bemerkt, um sie nicht zu zertreten.

Jünglinge und Jungfrauen! Kommt herbey, betrachtet das Veilchen, und lernt von ihm die Tugend

der Bescheidenheit. Wie oft haltet ihr mehr von euch, als euch gebührt, wie oft seyd ihr für euch und eure Tändeleyen bis zur Verblendung eingenommen, wie oft geht ihr recht darauf aus, andern euer vermeintes Uebergewicht fühlen zu lassen, wie oft sprecht ihr pralerisch von euren Talenten, Kenntnissen, Thaten und Verdiensten, wie oft handelt ihr, gleich Weinberauschten, übermüthig. Kaum habt ihr angefangen zu lernen, so bildet ihr euch schon ein, viel zu wissen, so sprecht ihr über Männer ab, denen ihr nicht werth seyd die Schuhriemen zu lösen, so glaubt ihr selbst eure Lehrer zu übersehen: kaum habt ihr einen Schritt auf der Bahn der Tugend gethan, so wähnt ihr schon allen Klippen entgangen zu seyn, so meint ihr schon alle Berge überstiegen zu haben. Schaut hin auf das Veilchen, das in stiller Bescheidenheit blüht, das ohne Geräusch die lieblichsten Gerüche verbreitet. Lernt vom Griechen Sokrates, den die Himmlischen für den Weisesten unter den Sterblichen erklärten: „Nichts weiß ich," dieß war sein Wahlspruch, „als allein das, daß ich nichts weiß." Blickt hin auf jenen religiösen Weisen, der es in der Erkenntniß und Tugend unstreitig weiter, als ihr, gebracht hatte. „Nicht daß ichs schon ergriffen hätte," bekannte er von sich selbst, „ich jage aber nach dem

Klein-

Kleinode, daß ich's ergreifen möge." Welche nachahmungswürdige Bescheidenheit!

In einem einfachen schönen blauen Gewande, nicht in Prunk und glänzende Farben gekleidet, erscheint das Veilchen. Edle Einfachheit im Anzuge sollt ihr von ihm lernen. Nicht im überladenen Putze und Reichthum, auch nicht in der bunten Mannigfaltigkeit greller Farben erscheint das Schöne.

Wenn erst das Veilchen, in Sträuße gesammelt, zum Verkaufe und zur Schau getragen wird, dann hat seine Schönheit, dann haben seine Wohlgerüche am längsten gedauert. Das Gute, das bloß um des Gewinns willen oder zum Staate gethan wird, hat seinen Lohn und welket dahin.

Wie oft thut der Mensch, was er soll, bloß um Aufsehen zu machen, oder nur so lange, als er sich Vortheile davon verspricht: da aber, wo ihn kein Mensch bemerkt, wo ihn niemand lobt, oder wo er um des Guten willen Aufopferungen machen soll, verläßt er die Tugend. Wie sehr beschämt ihn das Veilchen! Es blüht und duftet Wohlgerüche im Verborgenen, auch da, wo es von niemand gesehen und bewundert wird. Es duftet noch, wenn es mit Füßen getreten wird.

Im Stillen Gutes wirken, nicht ermüden, auch wenn die edle That unvergolten, verkannt und unbeachtet bleibt, bey großen unstreitigen Vorzügen des Geistes und Herzens bescheiden seyn, das setzt dem Talenten und Verdiensten die Krone auf, das ist wahre Größe, das ist Hoheit der Seele. Wo ist der Mensch, der sich bey ernstem, standhaften Willen diese Größe und Hoheit nicht erwerben könnte? Brüder und Schwestern! wir mögen in großen Residenzen und prächtigen Palästen oder in unbedeutenden Dörfern und niedrigen Hütten wohnen, in jedem Stande, unter allen Verhältnissen können wir dieses Kleinod erringen, gegen jeden Angriff können wir es behaupten, selbst der Tod raubt es uns nicht. Trachtet nach nichts so eifrig, als nach ihm.

Dem stillen Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Seyd immer fromm und gut,
Auch wo euch niemand sieht!

5.

Das Fest im Freyen.

Schaut her, da sind im lieblichen Schatten der Linden große Tafeln gedeckt. Dem schönsten Herbsttage lächelt die wärmende Sonne ihren Beyfall.

Wie sonderbar! Schüsseln sieht man nicht. Die Speisen sind auf ungewöhnlich große Teller vertheilt. Einige Gäste haben wohl zehn Portionen vor sich; einige fünf; etliche nur eine mäßige Portion. Unter den Tellern der erstern liegen außerdem noch viele Gold- und Silbermünzen, und vor ihnen stehen große Flaschen mit Wein gefüllt. Andre haben weder auf, noch unter, noch vor dem Teller etwas. Die Herren mit den vielen Portionen haben dicke Bäuche, sie leeren ein Glas Rebensaft nach dem andern aus, und ihre Gesichter werden blutroth. Die mit den leeren Tellern blicken mit blassen Gesichtern nach den Herren mit den vielen Portionen. Von diesen erheben sich einige Weinberauschte mit Jauchzen und Jubeln. Was sie nicht essen und trinken, lassen sie, so wie die Gold- und Silbermünzen, in ihren Vorrathskammern und Schränken unter zehn Schlössern verwahren. Eine lautjubelnde Musik erhebt sich, und sie fangen an

unter den Linden zu tanzen. Die mit den leeren Tellern und blassen Gesichtern weinen indessen.

Es sitzen aber auch einige an der Tafel, die haben ihre mäßige Mahlzeit mit den Hungrigen, die ihnen zunächst waren, brüderlich getheilt. Ihr Hunger war gestillt, aber sie hatten doch nicht Lust, mit den Jauchzenden zu tanzen; sondern sie blieben sitzen, und weinten mit den Weinenden, und sprachen ihnen Trost zu.

Da trat der Herr des Festes herzu. „Was sehe ich," sprach er, „dort jubelt und hier weint man?"

„Ach Herr," erwiederten einige, „das Mahl deiner Güte war nur für wenige gesegnet. Wir alle, die wir hier sitzen, sind noch hungrig, und haben nichts zu essen."

Andre sprachen: „Wir sind zwar durch die Güte dieser unserer Nachbaren gesättiget worden, haben aber nicht Lust zu tanzen, weil wir so viele vor Hunger weinen sehen."

„Eine allgemeine Pause sey für Musik und Tanz!" rief der Herr erzürnt, und es entstand im Augenblicke eine Todtenstille. „Ihr, die ihr gegessen habt, und übersatt geworden seyd," fuhr er fort, „ihr habt euch sehr an euern Mitbrüdern versündiget. Da ihr fünf- und zehnfache Portionen an Speise und Trank und

außerdem noch Gold- und Silber-Münzen vor euch fandet, sollte nicht jeder von euch einen Theil seines Ueberflusses an die Hungrigen und Durstigen abgegeben haben? So wären alle meine Kinder satt und froh geworden. Nun aber wollt ihr tanzen und jauchzen, und jene hungern und weinen?"

Werfet diese Unbarmherzigen in den Thurm der Finsterniß, sprach drauf der Herr des Festes zu seinen Knechten, da wird seyn Heulen und Zähnklappen. Denn es soll ein unbarmherziges Gericht über die ergehen, die nicht Barmherzigkeit geübt haben.

Die Hungrigen aber und Weinenden, so wie die, welche die Hungrigen speisten, und mit den Weinenden weinten, führet ein in meinen Palast, in den Saal der Freude. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfahen.

4.

Die Passionsblume.

Eine schönere Blume, als diese, habe ich nicht gesehen. Dank dem gefälligen Manne, der sie mir ungebeten zur Ansicht ins Haus schickte! Bey jedem neuen Anblicke habe ich sie aufs neue bewundert. Ihre eilf bis zwölf äußerste spitzig auslaufende Blätter bilden einen großen weißen Stern; auf diesem pranget ein zweyter Stern, ein lebhaftes Violet strahlet vom Mittelpunkte aus, und verliert sich in zarten gelblichen Spitzen. Staubträger und Pistill, so wie das schlanke hohe Gewächs, das die Blume trägt — alles ist außerordentlich. War es die Neuheit des Anblicks, war es irgend ein andrer Umstand, warum ich sie bis zur Begeisterung bewunderte; ich wiederhole es nochmals: eine schönere Blume, als diese, habe ich nie gesehen. Und darum vergleiche ich diese Blume mit der Tugend; denn es gibt im Himmel und auf Erden nichts Schöneres, als diese. Könnte irgend ein Maler oder sonst ein Künstler die Tugend in ihrer ganzen Schönheit und Anmuth, in ihrer ganzen Würde und Hoheit in einer dem leiblichen Auge sichtbaren

Form darstellen, gewiß es würden alle Menschen, gute und böse, von ihr entzückt und begeistert werden. So erklärt sich ein Weiser der alten Zeit über die Tugend, und er hat vollkommen recht.

Die Passionsblume muß mehrere Jahre nach einander mühsam gewartet, gepflegt und erzogen werden, ehe sie blühet. So die Tugend. Ohne Mühe, Anstrengung und Kampf geht ihre Blüthe nicht hervor. Ohne sein Zuthun wird sie keinem Menschen zu Theil. Sie kann nicht, wie manche andre Güter, durch Erbschaft, Geschenk und Geburt erworben werden.

Vier und zwanzig Stunden lang blüht jede einzelne Blume an der Passionspflanze, dann schließt sich ihr Kelch; aber immer neue und neue Blüthen dringen hervor. So zieht sich die Tugend nach jeder schönen That in sich selbst zurück. Sie sucht nichts außer sich, in sich selbst findet sie ihre schönste Belohnung. Aber sie hört darum nicht auf, zu seyn und zu wirken; immer neue Blüthen treibt sie hervor, herrlich für die Zeit und herrlicher für die Ewigkeit.

Ohne die Stütze eines Stabes kann die Passionsranke nicht empor wachsen und Blüthen treiben. So kann die Tugend die Stütze der Religion nicht ent-

lehren; ohne sie gibt es keinen beharrlichen Fortgang, ohne sie keine Vollendung im Guten. Und wo in der ganzen Welt fände der Gotteszögling des reinen guten Willens bey Stürmen Trost, wo fände die Tugend, diese sittliche Anstrengung, dieses kräftige Bekämpfen und Ueberwinden des Bösen, eine würdige Belohnung, als in dem gläubigen Gedanken an Gott und Unsterblichkeit?

Sie hat zwar keinen Geruch, die Blume, die wir hier abgebildet sehen: aber dennoch ist sie eine schöne Blume, und wird von allen bewundert. Auch die Tugend gewährt bisweilen weder Annehmlichkeiten noch Vortheile; dennoch ist sie schön. Selbst dann fordert sie allgemeine Verehrung, wenn ihre Ausübung mit Unannehmlichkeit, Mühe und schmerzlicher Ueberwindung verbunden ist.

Wie wahr ist der Ausspruch des Dichters:

Tugend, unter Freuden
Bist du schön,
Doch auch unter Leiden
Kann man deinen Ursprung sehn,
Daß du von dem Himmel stammest,
Und das Herz für's Göttliche entflammest.

5.

Der Langeschläfer.

Wir finden in unsern Obstgärten nicht selten jenen Apfelbaum, welcher der Langeschläfer genannt wird. Wenn nehmlich andere Bäume im Lenze schon mehrere Tage ja Wochen lang gegrünt und geblühet haben; so erwacht er endlich auch aus seinem langen Winterschlafe, kleidet sich gleich seinen früher erwachten Brüdern in angenehmes Grün, fängt an zu blühen, und wenn der Herbst sich nahet mit seiner Fülle, dann pranget auch er mit großen wohlschmeckenden Früchten. Sein späteres Aufblühn schützt ihn vor manchen Nachtfrösten, die im angehenden Frühjahre so viele Blüthen verderben.

Diesem Baume gleichet der etwas langsame, übrigens aber verständige Mann, der bey seinem Thun und Lassen nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft hinblicket. Mit langsamer Ueberlegung, wobey er alle Seiten seines Unternehmens betrachtet, beginnt er immer noch zur rechten Zeit, er übereilt sich nicht und führt seine Sachen wohl aus. Wie sehr ist er dem leichtsinnigen Flüchtlinge vorzu-

ziehen, der mit Eilfertigkeit handelt, und nach vollbrachter Handlung erst viel zu spät das Was, Wie und Warum seines Thuns überlegt. Wie viel wird von solchen Menschen verdorben, wie viel nur so ausgerichtet, das es noch ein Mal gethan werden muß. Es ist daher eine goldne Regel, wenn es heißt: „eile mit Weile," oder: „eile, doch übereile dich nicht." Diese Regel darf insonderheit bey wichtigen und gefahrvollen Unternehmungen nie aus den Augen gesetzt werden. Fabius, der Zauderer genannt, schaffte den Römern, die mit den Carthaginiensern nicht bloß um die Insel Sicilien, sondern um die Herrschaft des damals bekannten Erdkreises kriegten, dadurch, daß er eilte mit Weile, die größten Vortheile. Er schwächte und schlug den Helden Hannibal, dessen bloßer Name den Römern eine Zeitlang ein Schreckenswort war. Dennoch gibt es Verhältnisse, in welchen ein langsames allzubedächtiges Verfahren höchst nachtheilig ist, es gibt Umstände, in welchen die Schnelligkeit des Entschlusses und der Ausführung Wunder thut.

„Zum Handeln (im Punkte der Entscheidung) sind gewiß die Menschen die unbrauchbarsten" — sagt Brandes in seinem Buche über das Du und Du zwi-

schen Aeltern und Kindern. S. 58 — „welche vom Ey anfangen, und eine lange Reihe von Kettenschlüssen aufstellen, bevor sie sich entscheiden. Der richtige Takt trifft hier blitzschnell. Er wird wohl einige Gründe angeben können, aber sehr oft in dem Momente nicht die ganze Schlußfolge, nicht die sämmtlichen Gründe, vielleicht nicht einmal die wichtigsten.“

Hüte dich, immer zu eilen, und hüte dich, immer zu zaudern!
Wer ist der Weise? Nur der eilet und weilet zur Zeit.

6.

Herkules am Scheidewege.

Es ist eine wunderschöne Dichtung in der Erzählung der Alten vom Herkules am Scheidewege.

Dieser Herkules, der durch seine vielen Heldenthaten bey der Vorzeit so berühmt geworden ist, war eben zu einem Jünglinge voll Thatkraft und Gefühl herangewachsen, und stand im Begriff, die Laufbahn seines Lebens anzutreten, als ihm einst an einem

Scheidewege zwey himmlische Wesen in überirdischer Schönheit erschienen, nämlich die Göttin des Vergnügens und die Göttin der Weisheit. Jede bot sich ihm an zur Führerin auf dem Wege des Lebens, jede suchte ihn an sich zu locken. Die eine wies auf die niedern aber genußreichen, die andere auf die höhern, aber Anstrengung der Kräfte heischenden Zwecke des Lebens hin; die eine nahm Sinnlichkeit, Phantasie und Gefühl, die andre Verstand, Vernunft und freien Willen in Anspruch.

„Folge mir," sprach die Göttin des Vergnügens zum Jünglinge. „Du sollst mein Liebling seyn; der Weg, den ich Dich führe, leitet durch schattige Thäler und blumige Auen. Als mein Verehrer erfährst Du nichts von Mühe und Beschwerde, weder die stechende Hitze der strahlenden Sonne, noch die Gewalt des brausenden Sturms wird dich treffen. Lust und Freude lächelt Dir von allen Seiten entgegen, die mannigfaltigsten und süßesten Genüsse erwarten Deiner in großer Menge."

„Nein, folge du meiner Leitung, o Jüngling!" sprach darauf die Göttin der Weisheit. „Der Mensch, vom Weibe geboren, darf zwar auch genießen; aber Reichthum an großen und edlen Thaten ist das höhere

Ziel seines Daseyns. Diesem Ziele will ich Dich entgegenführen. Anfangs wirst Du unter meiner Anführung zwar manche Mühe und Anstrengung übernehmen müssen; aber Du lernst Deine höhern Kräfte kennen und brauchen, Du wirst immer mehr Herr über Dich selbst. Hast Du die ersten Berge überstiegen, dann wird Dir meine Führung leicht und angenehm, und am Ende wirst Du mir die schönsten Früchte, die edelsten Freuden verdanken. Folgest Du jener Göttin, so hast Du im Anfange zwar einen leichten angenehmen Weg, aber im Fortgange geräthst Du in Labyrinthe, und am Ende wird sich der Weg in Nacht und Grauen verlieren.

Herkules wußte im ersten Augenblicke nicht, wozu er sich entschließen wollte. Sein jugendliches Gefühl rieth ihm, dem Vergnügen zu folgen. Doch nach reifer Ueberlegung entschied seine Vernunft für die Göttin der Weisheit.

Bedarf es bey diesem Sinnbilde wohl noch einer besondern Auslegung und Anwendung?

Jeder Mensch ist bey seinem Thun und Lassen dem Herkules gleich. Täglich steht er am Scheidewege. Wohl den Menschen, die nicht nach den Lockungen der Lust und des Vergnügens, sondern nach den Grund

sitzen der Weisheit und Tugend entscheiden! Wohl denen, die die höhere Bestimmung des menschlichen Daseyns mit Ernst ergreifen, und unter allen Umständen festhalten!

XI.

Moden und Klima,

unsern

modesüchtigen Herren und Damen

gewidmet.

Fortsetzung

von

E. A. W. von Zimmermann.

Roh, widrig, ja scheußlich waren sie also, jene Moden der unkultivirten Völkerschaften von Afrika und Australien. Denn wem widerstände nicht ein Mensch ohne Nase, oder mit zerfleischten Ohren, die bis zur Schulter herabgedehnt sind, mit gelbschwarzer, weit aufgerissener, figurirter Haut, mit einem viereckigen oder gar kegelförmig gedrückten Kopfe?

Alle waren dabey unauslöschlich, oder vielleicht paßlicher gesagt, unableglich.

Dagegen wir Europäer! Wie's nur das Klima befiehlt, oder unsre Laune es nur wünscht; in einem Nu streifen wir den weiten Talar herab, verwandeln ihn in eine engere Robe oder Weste. Das Schönpflästerchen wird abgenommen, und statt dessen führt der Carmin die Rosen der Jugend zurück. Selbst in der Thorheit steht also die Kultur über dem Sohn der Natur.

Mag er indeß nur nicht zu sehr spotten, der hochausgebildete Europäer? Wie wäre's wenn jener Wilde ihn mit bittern, unwiderleglichen Vorwürfen zu Hause führen könnte? Wenn er ihn nicht bloß höherer Thorheit, sondern eigentlicher Verbrechen in diesen Thorheiten überführte? Wenn er ihm zeigte, daß die uns so reizenden Moden, unsere so lüsterne Trachten, oftmals gegen den Himmel, also gegen die Vernunft sündigen, ja der Societät selbst gefährlich sind?

Wahr ist's, jene Moden der rohen Völker verunglimpfen den Körper, verkrüppeln, verstümmeln ihn, ja oftmals wirken sie höchst wahrscheinlich selbst auf den Geist gefährlich zurück. Wer mag es läugnen, daß ein platt oder spitz gedruckter Kopf nicht dem Seelenorgane könnte schädlich werden? Man denke sich, ob das Gehirn nicht selbst muß verschoben, oder wenigstens einige seiner Theile aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden, wenn der ganze Kopf zwischen Bretern, die mit Gewichten beschweret sind, oder durch Schnüre stark an einander gezogen werden, die häßliche Form eins Parallelepipedums oder eines Kegels anzunehmen gezwungen wird? Oder wenn dauernde Lasten ihn in die Schultern hineindrängen, und den Hals so wenig sichtbar lassen, daß die früheſten

Eroberer von Südamerika uns halslose Völker malten, denen der Kopf, und mithin die Augen an die Brust geheftet schienen.

Dennoch fand man diese Völker z. B. die Omaguas und andere, nicht stumpfsinniger als ihre Nachbarn von natürlichem Wuchse.

Bewundrungswürdigste Einrichtung des menschlichen Baues! So trefflich stattete der Urheber der Natur seinen Liebling aus!

Selbst das Organ, der Sitz dessen, wodurch er ihn über alle Wesen der thierischen Schöpfung erhob, leidet in früher Jugend Einzwängungen, ja Verbiegungen ohne gänzlichen Verlust jener ersten Gabe des Himmels!

Freylich möchte ein solches Parallelepipedum nicht das Problem der drey Körper, oder die Bahn der Ceres bestimmen; es würde schwerlich die Kritik der reinen Vernunft, oder auch die Messiade, oder das Alexanders-Fest hervorgehen lassen, indeß blieb doch dieser Mensch mit eckigem Kopfe fähig zu allen nothwendigsten Bedürfnissen der Societät; kurz er blieb Mensch.

Diese und andere zuvor erwähnte Verkrüppelungen haften nun zwar unveränderlich. Weder das weitere Wachsthum, noch die Kunst, gaben dem Neuholländ-

der oder dem Afrikaner das abgebundene oder abgeschnittene Finger-Glied wieder, sie konnten dem bis zur Schulter hinabgerissenen Rand des Ohrs nicht wieder verkürzen, oder den herausgenommenen Nasenknorpel wieder hineinzaubern, noch auch dem Kopfe selbst, dem Hirnbehälter die gerundete Form wieder geben.

In so weit stehen wir Europäer mithin weit über dem Wilden. Wir legen jenes Bollwerk der Hüften, die Pochen ab, so wie die falsche Wade und Lende, oder auch jenes ungeheure Gebäude, welches unsern Schönen vormals von Osten nach Westen gleiche Dimension gab als von Norden nach Süden, den Reifrock. Diese der Natur so durchaus entgegenlaufende Thorheit fiel einst den mauriſchen Schönen im Serail des Kaisers von Marocco wunderbar auf. Als die Gemahlin des Dänischen Gesandten dort, im reichsten Staatsgewand, das über den weiten Reifrock ausgebreitet da lag, sich einführen ließ, liefen die Sultaninnen voll Bewunderung zu ihr, schlugen mit beyden Händen an die am weitesten abstehenden Höhlungen des großen Gerüsts und fragten mit Erstaunen: „Bist du dann dieß alles selbst?“

Alle diese Grillen der Prunksucht sind in soweit fast eben so unschädlich als veränderlich; allein mehrere

waren und sind es noch jetzt nicht. Sie schadeten und schaden noch jetzt oftmals nicht bloß dem sich damit brüstenden Individuum, sondern selbst der Nachkommenschaft.

Wem wären z. B. die traurigen Folgen der Schnürbrüste wohl unbekannt? Der Grazie des weiblichen Körpers zum Hohn, ward der schönste Bau in einen umgekehrten Kegel verwandelt, der von den breiteren Schultern gegen die Hüften spitzig zulief, den ganzen Unterleib einkerkerte, Magen, Milz, Leber und Eingeweide zusammendrängte, alle ihre Wirksamkeit hemmte, Verdauung, Kreislauf und Absonderung aller Flüssigkeiten störte, und somit das festeste Mädchen in ein sieches Wesen verwandelte, und der blühendsten Venus die widrige Ameisengestalt mit bleicher Gesichtsfarbe aufheftete.

Mit der Benennung, Rieht- oder Rohrförmiger Mädchen (junceae Puellae) wies Linné diesen Misgestalten gleichsam eine eigene Stelle unter den Varietäten des Menschengeschlechts an; paßlicher hätte er sie myrmekodas Puellas, ameisenähnliche Mädchen nennen sollen, denn bey mehreren hingen gleichsam die zwey Körperhälften nur fadenähnlich zusammen wie bey jenem Insekt. Cook mußte erst im großen Ocean, mehrere tausend Meilen weit

von Europa, ein Land entdecken, um eine ähnliche wahnsinnige Mode aufzufinden. Auf Mallicole, einer der neuen Hebriden, fand man bey den Austral-Negern die Mode, den Körper vermittelst eines über die Hüften scharf angezogenen Stricks gleichsam in zwey Theile zu theilen. Der Oberleib schien dadurch, wie bey den Ameisen, nur durch einen dünnen Stiel mit dem Unterleibe zusammen zu hängen.

In Europa strafte die verhöhnte Natur das unglückliche Opfer oft auf der Stelle durch Ohnmachten und plötzliches Hinsinken, oder auch durch langdauerndes Siechen; dennoch riß diese wahnsinnige Mode so mächtig hin, daß sie selbst auf die Frau, ja auf die Mutter fortging.

Schon sagte das Gefühl, „bald wirst du Mutter;" schon kämpfte das wachsende Kind gegen den mörderischen Kerker, dennoch erstickte die Sucht nach einer Taille zum Umspannen selbst die heißesten Gefühle. Jener unglücklichen Knospe ward die schlecht ausgearbeitete Nahrung kümmerlich zugetheilt, sie ward verkrüppelt, und wenn sie endlich mit unglaublichen Nöthen das Tageslicht sah, so trat ein sieches elendes Wesen hervor, das mehrmals dabey der Mutter das Leben kostete. Sage man nicht, diese Mode ist vorüber! Wäre nicht der trefliche Sömmering auf-

gestanden, und hätte er nicht mit der Stentorstimme der Vernunft, zuletzt selbst den stumpfsinnigen Polarbewohnern vernehmlich, die traurigen Folgen meisterhaft dargelegt, wer weiß, wie lange unsere künstlich engen Damen, Vapeurs, Athemlosigkeit, gänzliche Hemmung aller Lebensfunctionen ruhig ausgehalten, und selbst ihre Mutterliebe erstickt hätten!

Sage man aber nicht, eine so wahnsinnige Mode käme nie zurück. Sitten und Moden scheinen einen Kreislauf zu halten wie die Gestirne. Wenn man sieht, wie ein Volk, das auf die höchste Kultur stolz ist, ein Volk von feinsten Sitten und gefeiltesten Manieren, das sich rühmt der übrigen Erde zum Muster zu dienen, das in allen Wissenschaften glänzt, in der ausgebildetesten Sprache die humansten Grundsätze überall predigt, ja bey der sanftesten Religion, Maximen der höchsten Liberalität und reinsten Bruderliebe öffentlich aushängt, wenn man ein solches Volk viele Jahre hindurch, bald seine eigene Mitbürger auf Cannibalen-Art morden sieht, bald das unschuldigste Ausland ausplündern und verheeren, was kann man sodann dem Geschöpfe mit menschlicher Larve nicht alles zutrauen?

Diese Mode des gräßlichen Brudermordes hatte sich vor mehr als 4 Jahrhunderten diese große Na-

tion durch einige verruchte Italiener *) einimpfen lassen; sie hatte dieß Gräuelspiel nachmals in den Religionskriegen wiederholt, und wir sahen, wie sie sie im 18., so hoch aufgeklärten Jahrhundert in noch entsetzlicherer Gestalt wieder aufbringt! Warlich jede Sitte oder Mode, so empörend, so der Menschennatur zuwiderlaufend sie auch seyn mag, darf man dem Europäer zutrauen, sie sey neu oder nur aufgewärmt.

Auch durchlaufe man nur die genauern Annalen der Moden ausgebildeter Nationen, da wird man unverläugbar die ältern Moden, nur neu ausstaffirt, mehrmal wieder hervortreten sehen.

Haben z. B. unsere Schuhe nicht fast alle mögliche Veränderungen von Formen erhalten? Manche der ältern Leser werden sich erinnern, wie der Schuh der Männer in früheren Theilen des vergangenen Jahrhunderts in die Höhe gebogen, und zugleich abgestumpft in eine breite Fläche sich endigte. Die Natur des Fußes ist dieß offenbar nicht. Sie ließ die Zehen stufenweise an Größe wachsen und mithin den Fuß beynahe spitz zulaufen. Ein gleich breiter, stumpfer Schuh enthielt daher stets einen leeren Raum gegen

*) Brizard hat diese Italiener namentlich angegeben.

die kleinen Zehen hin. Wenn die Mode der Form nach die beste seyn soll, welche von der Natur am wenigsten abweicht, so ist ein etwas spitzig zulaufender Schuh offenbar dem Auge angenehmer, als ein horizontal abgekappter, lederner Block. Dennoch sehen wir anjetzt diese Plumpheit von neuem als modig anerkannt.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zur Zeit Carls des Weisen, des Fünften, waren die Kleider so kurz, daß man alle Bewegungen des Leibes und der Hüften sahe. La robe étoit tellement raccourcie qu'on voyoit tous le mouvemet du corps depuis les reins. Die Schuhe hatten dagegen so große, schnabelförmig in die Höhe gebogene Spitzen, Poulenes genannt, daß sie oftmals zwey Fuß hoch hervortraten, und dabey reich verziert, ja mit Glöckchen behangen waren. Man hörte mithin den Mann von Stande oder Reichtum schon von weitem, und eine große Gesellschaft dieser Schellenmänner müßte uns anjetzt etwas sehr Drolligtes scheinen; damals war's adlich und groß.

Und wer weiß, ob dieses Fußconcert nicht ein Mal wieder hörbar wird, sind doch ihre damaligen Begleiter, die kurzen Kleider, die in Camisöler verwandelten Röcke, bereits von neuem erschienen.

Auf ähnliche Weise war ja der hohe Kopfputz der Damen vor einigen dreyßig Jahren wieder aus dem Alterthume hervorgerufen: denn daß auch dieser bereits mehrmal das schöne Geschlecht entstellt hatte, bezeugen die Schriftsteller von Franz des Ersten Zeiten.

Erließ doch die Mutter dieses edlen Königs bey ihrer Regentschaft, während seiner Gefangenschaft in Spanien, den Befehl, um in dieser Calamität Frankreichs den Aufwand zu mindern, die Damen sollten ihre karmoisin samtne Schleppen ablegen, wollene Kleider tragen und die hohen Aufsätze erniedrigen. Qu'elles mettent bas leurs toupets et bouquets de cheveux qu'elles appellent Fricassées, et aient à se coeffer bas.

Und wer weiß nicht, wie die großen Halskragen der Damen, die sogenannten Henri quatres, welche besonders den Portraiten der schönen Gabrielle, und vielen unserer Damen so reizend stehen, mehrmale wieder hervorgesucht worden sind. Ja in England fand man sie gegen das letztere Drittel des 17. Jahrhunderts, wie auch in Deutschland, völlig in die großen Halskragen der Hamburger und Braunschweigischen Prediger verwandelt. Sie lagen knapp an, und standen dadurch freylich weniger angenehm, dagegen zeig-

ten sie mehr Bescheidenheit; ein Charakter, wodurch sich auch hier jene Insulaner schon damals vor ihren transmarinen Nachbarn auszeichneten. Denn die von dem böhmischen Künstler Hollar über die weiblichen Anzüge Englands damaliger Zeit gegebene Gallerie bietet hievon die gültigsten Beweise. (Ornatus mudiebris anglicanus. Wenceslaus Hollar, Bohemus, fecit. Londin. 1640 *).

Selbst Moden, die wir wahrscheinlich jetzt durchaus für neu halten, die wir den frühern Zeiten kaum zutrauen dürften, sind oftmals nur aufgefrischt. So tragen mehrere unserer reichen, jetzt dem Aeußern nach gleichgeltend mit vornehmen Damen, kleine goldne Uhren an einer Kette oder Bande, als Halsgeschmeide. Dennoch war dieß schon zur Zeit der Ligue in Frankreich nicht ungewöhnlich. Das für die Sitten der damaligen Zeit so berühmte Journal de Henri III. bezeugt, daß damals (1574—1600) ein junger Mensch gehangen sey, weil er eine Uhr, die ein Edelmann am Halse hangend trug, abgeschnitten habe (coupant la monstre d'un Gentilhomme, qu'il portoit pendue au col). Unsere heutige Damen ha-

*) Or the several habits of English Women from the Nobility to the Country-Women, as they are in these times.

ben also nur jene Männermode geborgt; vielleicht mochte freylich die Uhr eines Cavaliers größer und schwerer seyn, als die unserer Damen, indeß war doch die Mode schon vor 400 Jahren da. Nihil sub sole novum!

Ueberflüssig zeigen nun freylich diese Beyspiele, wie alles den Kreislauf macht, wie die Laune, oder noch wohl mehr, die Dürftigkeit an neuen Combinationen in der Lehre der körperlichen Auszeichnungen das Veraltete wieder unwillkührlich zurückführt.

Selbst die heutige Mode, mit übernatürlich langen Schenkeln und hohen Hüften zu prunken, war sie nicht, wenn gleich nicht in so übertriebenem Grade der Lächerlichkeit, bereits vormals erschienen?

Die Vorliebe für einen langen Untertheil des Leibes, beruhet unstreitig mit auf der Natur der Schönheit des menschlichen Körpers. Das schönste Ideal einer Menschengestalt nimmt man gewöhnlich vom Apoll zu Belvedere her; und es ist nicht zu läugnen, daß bey ihm die Schenkel, oder vielmehr der Theil des Leibes von den Hüften an, etwas weibliches an sich trägt.

Die Natur formte den Menschen-Körper nach gewissen Verhältnissen, die wenigstens, wenn gleich nicht auf Theilchen der Einheit beschränkt, dennoch

ein gewisses Maß, ein gewisses Größtes und Kleinstes halten. Wird dieß überschritten, so sehen wir einen mißgestalteten, häßlichen Körper.

Sie theilte z. B. den ganzen menschlichen Körper in bestimmte Theile ab, und man mag bey diesen Abtheilungen, wie die alten, den Fuß, oder wie die neueren Zeichner, das Gesicht zum Maßstabe annehmen, genug ein solches Maß ist wirklich vorhanden, und die Schönheit der Menschengestalt gründet sich darauf.

Wenn man den ganzen Körper in drey Haupttheile theilt, so giebt es wiederum Unterabtheilungen von dieser heiligen Zahl. „Das Verhältniß unter diesen Theilen, sagt Winkelmann, ist im Ganzen wie in dessen Theilen, und es wird sich an wohlgestalteten Menschen der Leib, nebst dem Kopfe zu den Schenkeln und Beinen mit den Füßen verhalten, wie sich der obere Arm zu dem Ellenbogen, und zu der Hand verhält."

Die Zeichner, z. B. der berühmte A. Dürer, rechnen aber für den Schenkel bis über das Knie 2 Gesichtslängen, für den Raum des Knies selbst $\frac{2}{3}$ Gesichtslänge.

Wenn der weibliche Schenkel uns länger zu seyn scheint, so liegt dieß an einer sonderbaren Kunst der

Natur, ihre nothwendigen Abweichungen von dem Lothe, oder vielmehr von der Geradheit, wenn ich so sagen dürfte, so viel möglich zu verschleyern, dem Auge minder unangenehm zu machen.

Dieß ist wirklich der Fall bey dem uns sonst so reizenden weiblichen Körper. Das zur Bildung und Pflege des künftigen Menschen nothwendige Gemach erforderte einen weiteren Umfang des Beckens als bey dem Manne. Dieser größere Durchmesser brachte dann ebenfalls eine größere Entfernung der Schenkelköpfe hervor; hiedurch entstand gegen das Knie hin ein schieferes Zusammenlaufen der Schenkel selbst.

Gerade über den leicht hieraus erwachsenden Mißstand warf die Natur gleichsam einen Schleyer. Sie füllete den weiblichen Schenkel nicht nur überhaupt voller, runder aus, sie legte oberwärts der Schenkel, gerade wo die weitere Ausbiegung des Beckens den Augen unangenehm werden mußte, ein vom Unterleibe mählig herabgehendes Kissen; so ausgepolstert erschien der weibliche Schenkel nicht nur eben so gerade gebauet als der der Männer, er erhielt zugleich eine Fülle, eine Rundung von seltner Schönheit, die besonders in der Blüthe der Jugend hohen Reiz gewährt.

Eben hierin darf man wohl den Grund suchen, weßhalb der große Bildner des Apolls von Belvedere seinem Meisterstücke eine etwas über das natürliche Maß hinausgehende Länge der Schenkel, und daher des ganzen untern Gebäudes scheint gegeben zu haben. Apoll erhält hiedurch sowohl eine größere Hoheit, als auch eine an die weibliche Schönheit gränzende Grazie. Nirgend sieht man wohl eine größere Anzahl Jünglinge, welche sich dieser schönen Gestalt näherten, als in England; die zuvor angezeigte Gallerie der ältern Trachten auf dieser glücklichen Insel zeiget sehr deutlich einen ähnlichen Wuchs, und zu gleich wie die damaligen Moden ihn bey beyden Geschlechtern sehr bemerklich machten. Von dort mag daher wohl die erste Idee ausgegangen seyn, diese Form durch die Tracht mo möglich zu erzwingen, und die Ueberspannung, welche besonders bey dem revolutionairen Gallier alles ins Ungeheure trieb, schuf nun Menschen, bey denen sich Kopf und Schenkel einander als nächste Nachbarn begrüßten; der Leib verschwand zwischen beyden fast gänzlich; der Kopf ruhete fast auf dem Hosenrande.

Gestand aber die Natur unläugbar dem äußern Körper Abtheilungen zu, warum folgt der kultivirte Mensch nicht diesem treuen Wegweiser bey seiner Be-

deckung? Wie könnte der Leib selbst mit zu dem Schenkel gehören, ohne die größte Unbequemlichkeit bey mehreren der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens?

Je minder eine Mode die Natur beeinträchtiget, je nützlicher ist sie, und je schöner gefällt sie dem unverdorbenen Auge.

Schädlich könnte man freylich diese Widrigkeit nur erst sodann nennen, wenn dadurch die Lebensfunctionen selbst gehemmt, oder auch nur beengt würden. Sollte dieß aber nicht der Fall seyn in Rücksicht des Unterleibes? Gerade hier liegen diese den Bauch so widernatürlich mit einschließenden Hosen gewöhnlich knapp an, und wenn hiebey das Beinkleid oberwärts zu enge zusammengeschnürt wird, dann verrichten die wichtigsten Eingeweide, selbst der Magen, ihre Funktion nur schlecht, die Cirkulation wird beengt, und der Oberleib, so viel noch davon da ist, leidet so wie der Kopf selbst.

Noch widernatürlicher scheint indeß diese Tracht, wenn man das Klima hiebey zu Rathe zieht. Vom Halse bis zu den Füßen eine einzige Säule, mit einem dichten, nicht sehr weitem Gewande umspannt, genießt der Körper weit weniger der freyen Ausdünstung,

stung, als bey mehreren gewöhnlichen Abtheilungen des Leibes.

So entsteht dann gleichsam ein steter Cylinder von menschlichen Dünsten, ein Meer von wirklich mephitischer Luft, die desto schädlicher ist, je dichter das umgebende Gewand das Sauerstofgas (Lebensluft) hindert von außen hereinzudringen; hierin schwimmt ununterbrochen fast der gesammte Körper.

Und was spräche hiezu wohl das europäische Klima, mit seinen regelmäßigen Abwechselungen, und noch mehr mit seinen unzuberechnenden Launen?

Gegen erstere träfe man indeß einigen Schutz. Man änderte nur die Natur des Stoffes jenes großen Cylinders; aber für letztere, für die im Norden und im Mittel unseres Welttheils oft stündlich wechselnde Atmosphäre? Je nun perfer et obdura, leide und halte aus du Anbeter der Mode; dafür wandelst du in deiner Universalhose umher, stolziereſt daneben, der Stereometrie zum Hohne, in einem ungeheuren zweyeckigen Hute, und wirst von allen Thoren bewundert und — von allen Klugen belacht.

Indeß ist diese Thorheit der Männer doch oftmals nicht von großer Schädlichkeit, auch wirkt sie

nur auf das gegenwärtige Individuum, dagegen finden wir eine jetzt in Umlauf gekommene Mode unserer Damen, die sowohl der Gegenwart als der Nachkommenschaft furchtbar ist, und der Natur Trotz bietet.

(Der Schluß folgt.)

XII.

Margaretha von Anjou

Gemahlin Heinrichs VI. von England,

Anna Nevil,

und

Elisabeth Woodville.

Von

G. G. Bredow.

Einer der kräftigsten weiblichen Charaktere, der an der Spitze einer Regierung gestanden, ist Margaretha aus dem Hause Anjou, die der schwache fast blödsinnige König Englands, Heinrich VI. aus dem Hause Lancaster, 1445. zur Gemahlin erwählte. Sie kam in einer unruhigen Zeit auf den englischen Thron: es war in der blutigen Periode des Kampfes der Familien Lancaster und York, oder der rothen und weißen Rose; und wie sehr auch Herrschgier damals alle anderen Empfindungen unterdrückt oder in sich aufgenommen zu haben scheinen möchte, doch hat vielleicht in keiner anderen Geschichte die Frauenliebe einen so vielfachen und tief eingreifenden Einfluß geübt, daß daher das Leben der Margaretha, zumal bey dem mannigfaltigen Wechsel ihrer Schicksale, dem heutigen Leser als ein Roman erscheinen mag. Wenigstens ist es wahrhaft romantisch, und diese Pe-

riode der letzte Schimmer oder vielleicht richtiger Nachglanz der Chevalerie und ihrer ritterlichen Verehrung weiblicher Schönheit. Daher auch die vielfachen Intriguen, welche diese Geschichte zu erzählen hat, in den meisten Fällen nicht so ganz eigentlich politische Intriguen zu nennen, und unseren Hofkabalen gleich zu stellen seyn möchten: es ist vielmehr meist freyes Naturspiel der Empfindung und Leidenschaft, die auch in den Weibern mit ritterlicher Kraft in Handlung hervortritt, wovon aber freylich die Folgen im Großen sich zuletzt in Staatsveränderungen, in Erhebung und Sturz von Ministern und Feldherren, in Krieg und Frieden sich offenbaren. — Mit Heinrich VII. (1485.) beginnt in der englischen Geschichte eine neue Periode, die mehr den modernen Charakter hat; dennoch hat sich in keiner Regierung Europa's bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein mehr von dem romantischen Charakter der früheren Jahrhunderte erhalten, als in der englischen: besonders in der Geschichte Heinrichs des VIII. und der Elisabeth, auch noch in der Regierung der Anna.

Ganz die Geschichte Margarethens zu erzählen, erfoderte ein eigenes Werk. Glänzend ist Größe im Glück, seltener Seelengröße im Unglück; und noch seltener findet sie den Mann von Geist und Muth,

der sie würdiget, und zur Erhebung des Menschengeschlechts aufzeichnet. Sie verbirgt sich entweder der Welt, oder wird nicht geachtet; oder Furcht gebietet Schweigen.

Heinrich VI. war 1422 als ein neunmonatliches Kind König von England und Frankreich geworden. Frankreich verlor er durch Jeanne d'Arc und den Zwist der Herzoge von Bedford und Burgund: es blieb ihm zuletzt nur Calais; und in England regierte in seinem Namen sein Oheim, der Herzog von Gloceſter, der, um auch bey dem volljährigen Könige seinen Einfluß zu erhalten, nach seiner Wahl ihm die Erbtochter des französischen Grafen von Armagnac zur Gemahlin geben wollte: für welche Wahl er die Billigung der Nation erwarten durfte, weil dadurch wieder eine Provinz in Frankreich gewonnen ward. Heinrich indeß ward gereizt durch das Gerücht von der Schönheit der jüngsten Tochter Renats, der sich König von Sizilien, Neapel und Jerusalem nannte, ohne einen Fuß breit Landes in diesen drey Reichen zu besitzen, und von der Freygebigkeit seiner Freunde damals in Nancy lebte, wo seine beyden Töchter, doch vorzüglich Margaretha, eine Hauptzierde des glänzenden lothringischen Hofes waren. Wilhelm de la Pole, Marquis von Suffolk, war

von Heinrich nach Paris geschickt, dem Vorgeben nach einen Frieden zu unterhandeln, doch in der That, um nähere Nachrichten über Margaretha einzuziehen. Er ließ zu dem Zwecke durch einen geschickten Maler heimlich in Nancy ihr Porträt verfertigen; doch wie ward der Marquis selbst von der Schönheit der Prinzessin ergriffen, als er das Gemälde erblickte! Er betrachtete es so oft und mit so innigem Vergnügen, daß er sich nicht eher davon trennen konnte, als bis derselbe Maler ihm eine Kopie davon gemacht hatte, die er nun als seine liebste Kostbarkeit sorgfältig verwahrte. — Bey Heinrich aber entflammte der Anblick des Gemäldes seine geheime Leidenschaft dermaßen, daß alle Aufopferungen, die Renat von ihm verlangte, ihm unbedeutend schienen gegen den Besitz der schönen Margaretha. Wie Suffolk dies erfuhr, suchte er als Mann und Unterthan, dem als Engländer Ehrfurcht gegen seinen König heiligste Pflicht war, seine schon mächtig angewachsene Leidenschaft zu bekämpfen, und es wäre ihm vielleicht damit gelungen, wenn nicht neue Aufträge von London neue Hoffnungen bey ihm angeregt und ihn nach Nancy zu gehen genöthiget hätten. — Glocester hatte die geheimen Wünsche des Königs entdeckt, und ohne zu ahnden, daß Suffolk der Hauptunterhändler des Königes

sey, schickte er ihm in Eil einen Kourier, diese nachtheilige, für England verderbliche Verbindung zu hintertreiben. Zu gleicher Zeit aber erhielt Suffolk vom König den Auftrag, den Heyrathskontrakt mit Renat abzuschließen, und Vollmacht, auch selbst Anjou und Maine an Renat abzutreten.

Unentschlossen und schwankend reiste er im Stillen nach Nancy: die Absichten des Herzogs eröffneten ihm neue Aussichten, und erregten seine Leidenschaft aufs neue; aber der Wille seines Königs foderte Gehorsam, und sollte er selbst gar das Werkzeug seyn, der Feuriggeliebten, der die ganze Welt dienen müßte, den Glanz der Königskrone zu rauben? Doch er sah Margarethen, und von jetzt an verschlang die Leidenschaft jede andere Empfindung und Betrachtung, als er beym Herausgehen aus dem Palast nicht wenig überrascht ward, den Herzog von York Richard zu sehen, der eben hinein gehen wollte. Man fragte einander nach der Ursache des unerwarteten Zusammentreffens, und Richard erzählte mit der Offenherzigkeit froher Hoffnung: der Herzog von Glocester habe ihn, um des Königs Plane gänzlich zu vereiteln, zum Gemahl der schönen Margarethe bestimmt, und als Heyrathsgut wolle Glocester, um Renat zu gewinnen, ihm (dem Herzog von York) Anjou und Maine

erblich geben. Das brachte den Marquis zur Besinnung; er rieth, weil er selbst im Augenblick keinen bestimmten Plan fassen konnte, dem Herzog, seinen Antrag wenigstens einige Tage zu verschieben; es könnte vielleicht Renat mit Heinrich schon Verbindungen eingegangen seyn; wenn Richard dann mit seinen Anträgen so hinten nach käme, würde er sich lächerlich und dem Könige verhaßt machen. Suffolk selbst versprach, die näheren Erkundigungen darüber einzuziehen, und Richard kehrte mit dem Marquis um.

Hatte Suffolk seine Leidenschaft den Wünschen des Königes untergeordnet; doch war er im gerechten Gefühl seiner Würde keinesweges geneigt, diesem neuen Nebenbuhler zu weichen. Dichter und Geschichtschreiber jener Zeit schildern den Marquis als einen ausgezeichnet schönen Mann, dessen Aeußeres die Erhabenheit seines Charakters und Standes ausdrückte, und am englischen Hofe sprach niemand mit mehr Leichtigkeit und Anmuth als er. Er faßte bald einen Entschluß, den Liebe und Klugheit ihm empfahlen. Ohne Mühe fand er Gelegenheit die Prinzessin allein zu sprechen. Mit Offenheit gestand er ihr seine eigenen Empfindungen, entdeckte ihr die Befehle des Königs und die Absichten des Herzogs von Glocester in Ansehung Richards. Margaretha gab hier gleich einen

Beweis von ihrer Besonnenheit und Charakterkraft: schnell wußte sie ihre Empfindungen zu ordnen. Sie erklärte sich bestimmt gegen den Herzog von York; gestand, daß wohl jede andere Empfindung weichen müsse, wenn eine Königskrone geboten würde; sprach aber mit dem Marquis so in dem Tone des offensten Vertrauens und unverstellter Zuneigung, daß dieser sich mit den süßesten Hoffnungen schmeicheln konnte; und beyde schieden von einander, zufrieden und ihres gegenseitigen Zutrauens gewiß. Suffolk verabredete darauf im Geheimen die Bedingungen des Heyrathskontrakts mit Renat, und brachte nun dem Herzoge von York die Nachricht, es sey zwischen Heinrich und Margarethens Vater bereits Alles abgeschlossen, worauf der Herzog, ohne einen Besuch bey Renat gemacht zu haben, Nancy sofort verließ und nach England zurückkehrte. Bald nachher ward in Nancy die Vermählung Margarethens gefeyert, und die neue Königin machte sich auf den Weg nach Calais, überzugehen nach England.

In den Tagen war zu Chalons die allgemein verehrte Dauphine, Margarethe von Schottland, gestorben. Unter ihren Hofdamen hatte eine junge Engländerin von vorzüglicher Schönheit, und der die Dauphine mit auszeichnender Achtung begegnet war,

die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen: sie führte den Namen Miß Sanders. Nach dem Tode ihrer Beschützerin erhöhte ihre Betrübniß das Interesse für sie: man wetteiferte, ihr Trost und Hülfe anzubieten. Plötzlich verschwand sie. Sie traf nicht ohne Absicht mit Margarethen zusammen zu Abbeville, ließ die Königin bitten, ihr ohne Zeugen aufwarten zu dürfen, und nach einer zweystündigen Unterredung nahm Margaretha sie unter die vornehmsten Damen ihres Gefolges auf, und ließ sie mit besonderer Auszeichnung behandeln, ohne daß irgend jemand, auch selbst Suffolk nicht, in das Geheimniß eindringen konnte. Nach ihrer Ankunft in England bemerkte man, daß Miß Sanders sich geflissentlich den Augen des Herzogs von Glocester entzöge, der aller Bemühungen ungeachtet, die Königin nicht für sich gewinnen konnte. Dagegen wurde an dem neuen Hofe außer dem Marquis von Suffolk besonders ausgezeichnet Edmund, Herzog von Sommerset, und man erkannte bald, daß diesem die Unbekannte nicht fremd war. Der Erfolg war: Glocester wurde gestürzt, Suffolk ward Minister, und Miß Sanders erschien als die todtgeglaubte Lady Anna Nevil.

Sie war die Tochter Richards Nevil, Grafen von Salisbury, und Schwester des berühmten Grafen

von Warwick. Schon als funfzehnjähriges Fräulein war sie an einen Verwandten Westmoreland verheyrathet worden, der sie aber durch seine Eifersucht dermaßen plagte, daß ihr Vater auf Mittel sann, seine Tochter aus dieser Sklaverey zu erlösen. Nach wenigen Jahren war die Ehe getrennt. Gerade um die Zeit starb die Gemahlin des Herzogs von Gloceſter. Die Ungleichheit des Alters hielt den Herzog nicht ab, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, die erste Schönheit des Hofes für sich zu gewinnen, in einer Zeit, da Er der Regent des Landes war. Gloceſter sprach mit dem Vater, beyde wurden einig, verabredeten aber, der Tochter nicht gleich davon zu sagen. Anna lernte indeß den Herzog von Sommerset kennen, und gewann den schönen jugendlichen Mann so lieb, daß, wiewohl er verheirathet war, sie das nicht von ihm entfernte, vielmehr der Reiz des Geheimnisses, in das ihre gegenseitige Zärtlichkeit sich hüllen mußte, ihr Glück zu erhöhen schien. Aber jetzt eröffneten der Vater und Gloceſter der Lady den verabredeten Heyrathsplan. Nach langem Ueberlegen erkannten die Liebenden, man müsse sich fügen. Doch setzten sie ihre geheimen Zusammenkünfte fort, und gegen Gloceſter blieb Anna gleich kalt. Gloceſter entdeckte bald, daß hier ein ihn beschimpfendes Ver-

hältniß wäre: doch alle Nachforschungen, wer sein Nebenbuhler sey, waren vergebens. Eine schnelle Heyrath sollte den Minister in vollen Besitz der schönen Lady setzen. Den Tag vor der Hochzeit wollten Sommerset und Anna sich noch ein Mal sehen, und verabredeten eine Zusammenkunft in einem Dorfe jenseit der Themse. Glocester erfuhr bald, daß Anna ihre Wohnung verlassen, und wohin sie ihren Weg genommen habe, auch daß ein, seinen Spähern jedoch unbekannter Mann bey ihr sey. Wüthend machte Glocester selbst mit einigen Getreuen sich auf hin nach dem Dorfe; er traf sie nicht mehr: das mehrte seine Wuth; doch erfuhr er, daß Anna wenigstens auf einem Boote sich eingeschifft habe, um nach der Stadt zurückzukehren. Rasch sprengte er vorauf, zuvorkommend den Platz der Landung zu erreichen. Es gelang; doch jetzt war er seiner so wenig Herr, daß, wie das Boot landete und er sich überzeugt hatte, daß es das beschriebene sey, er sich mit seinen Leuten, damit in der Dunkelheit der Nacht die Schuldigen ihm nicht entrönnen, gleich auf die ersten Aussteigenden warf, und einem Frauenzimmer besonders den Dolch in die Brust stieß unter Verwünschungen, die der Lady Nevil deutlich zeigten, gegen wen eigentlich der Anfall gerichtet sey. Sie stürzte sich ohne

daß man es in der Verwirrung bemerkte, in die Themse; Gloceſter aber und ſeine Gehülfen, nachdem ſie die Lady und ihren Geliebten ſicher getroffen zu haben meinten, belaſteten Leichname und Boot mit Steinen und verſenkten ſie. Sommerſet war indeß nicht auf dem Boote geweſen, ſondern auf einem andern Wege nach der Stadt zurückgekehrt; ſeine Leute hatten die ganze Nacht in einiger Entfernung vom verabredeten Landungsplatze gewartet, die Lady zu begleiten, aber vergebens; und da alle Nachfragen fruchtlos waren, beweinte Sommerſet die Geliebte als todt, zumal da auch der Vater der Lady um ſie als eine Geſtorbene trauerte. (Dem Vater hatte übrigens der Herzog von Gloceſter Alles offen entdeckt, und er war erbitterter gegen den unbekannten Verführer als gegen den Mörder ſeiner Tochter, und ſchwieg.) Die Lady indeß ward durch ihre Kleidung gerettet. Die Frauenzimmer trugen damals um die Hüften einen breiten Wulſt, der das Kleid abwärts vom Leibe und in die Höhe hielt, und einen Kopfputz mit nach beiden Seiten ausgeſpannten Zeugflügeln. Während Wulſt und Kleider ſie über dem Waſſer erhielten, trieben Strom und Wind, wobey der Kopfputz als Segel diente, ſie raſch fort, bis ſie an die Schaluppe eines Normandiſchen Schif-

fes kam. Man nahm sie auf, sie wußte sich schnell zu fassen, verhehlte Namen und Schicksal, und bat sie mitzunehmen nach Frankreich. Hier entdeckte sie sich erst der Dauphine, und nach deren Tode der Margaretha, die rasch durchschauete, wie trefflich der Zufall ihrem Haß gegen Glocester diene. Glocester ward außer andern minder begründeten Verbrechen vorzüglich der grausamen Ermordung der Bootsleute und Reisenden angeklagt, und in den Tower gesetzt. Sommerset fürchtete das öffentliche Verhör, da es nachtheilige Urtheile über die Lady veranlassen könnte. Er ging also in der Stille zum Herzog ins Gefängniß, foderte ihn auf, der Beschuldigungen der Untreue gegen die Lady Nevil nicht weiter zu erwähnen, versprach ihm dann mildere Behandlung, und glaubte dem Allen Nachdruck zu geben, indem er ihm entdeckte, daß er, Sommerset, der heimliche Liebhaber der Lady gewesen sey. Da, aber Glocester diese Entdeckung mit triumphirender Schadenfreude aufnahm, und äußerte, wie man nichts gegen ihn geschont habe, werde er nichts zu seiner Vertheidigung schonen; da alle Bitten Sommersets vergebens waren: ergriff ihn Sommerset, warf ihn zu Boden, und ließ ihn durch einige mitgebrachte Diener erdrosseln und sorgfältig in sein Bett legen. — Jetzt hoffte Edmund am Ziele sei-

ner

ner Wünsche zu seyn: seine Gemahlin war seit längerer Zeit todt, und seine Leidenschaft für die Lady Nevil hatte alle anderen Empfindungen in ihm ertödtet, daß um Sie zu besitzen, nichts ihm zu groß und zu kühn zu seyn schien. Er bat die Königin um Erlaubniß, nach der Normandie gehen und Lady Nevil heyrathen zu dürfen. Allein die Königin bestimmte ihn zum Statthalter in Calais, und die Lady weigerte sich ihm zu folgen. Das freudige Hochgefühl, mit dem er selbst die Ermordung Glocesters als eine seiner größten Heldenthaten ihr erzählt hatte, hatte ihr Herz mit Abscheu erfüllt; und wie sie den jugendlichkühnen Edmund mit Schwärmerey geliebt hatte, haßte sie den Mann, der seinen Feind mit kaltem Blute gemordet, einen Hülflosen mit eigenen Händen erwürgt hatte. Doch verbarg sie ihre wahren Empfindungen, daß Sommerset sein Glück nur als aufgeschoben betrachtete.

Indeß war Suffolk bey Volk und Parlament so verhaßt, daß die Königin auch durch ein scheinbares Exil ihn nicht retten konnte: er ward (1450) auf einem Schiffe zwischen Dover und Calais enthauptet. Margaretha glaubte jetzt keinen treueren Anhänger zu haben, als den Herzog von Sommerset, den die Liebe zu Lady Nevil, ihrer vertrautesten Freundin,

noch enger an sie fesseln würde. Sie schickte ein Schiff nach Calais, den Herzog zurückzurufen, und eröffnete in einer vertrauten Unterredung der Lady ihren Plan. Aber kurz nach dieser Unterredung verschwand die Lady; und bald erfuhren Margaretha und Sommerset, welche Veränderung mit ihr vorgegangen. Es hatte sich eine Zeitlang Richard, Herzog von York, am königlichen Hofe aufgehalten, um jeden Argwohn gegen sich bey der Lancasterschen Partey zu unterdrücken. Die Schönheit der Lady Nevil hatte ihn angezogen, und nach und nach eine heftige Leidenschaft für sie bey ihm entflammt, gegen die auch die Lady nicht gleichgültig geblieben war. Margaretha hatte dies entweder nicht bemerkt, oder es übersehen, wie sie diesen Zufall benutzen könnte: denn Richard war das Haupt der vom Thron verdrängten Yorkschen Familie. Sie hatte vielmehr nur darauf gedacht, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen, und ihn mit einer unverhältnißmäßig kleinen Anzahl von Truppen nach Irland geschickt, dort einen gefährlichen Aufruhr zu stillen. Lady Nevil, aus Abscheu vor Sommerset, nahm ihre Zuflucht nach Dublin zum Herzog von York. Dieser empfing sie, wie er nur die Königin selbst hätte empfangen können; und bald ward laut, daß er sich mit ihr vermählen wolle. Da kam plötzlich der

Lady Vater, Graf Salisbury, in Dublin an. Er war mit der Tochter nicht ausgesöhnt, haßte den Herzog von Sommerset als Verführer seiner Tochter, und jetzt um so bitterer, da er als Minister Margarethens die Ermordung Glocesters wenigstens nicht zu mißbilligen schien, und war im Herzen treuer Anhänger des Hauses York. Er hielt es für ein Verbrechen, daß der, der zum Königsthrone berechtiget sey, über seine künftige Gemahlin getäuscht werde; und glaubte eine Pflicht der Ehre zu erfüllen, wenn er dem Herzoge entdeckte, daß die Tugend seiner Tochter nicht unbescholten sey. Der Herzog mußte jetzt zwar, der öffentlichen Meinung wegen, den Gedanken der Heirath aufgeben, fand nun aber seine Liebe zur Lady und ihre Hingebung an ihn ohne Heyrath nur um so reizender, daß die Liebe währete bis an seinen Tod, und der Vater, der der Tochter die Ehre eines herzoglichen Gemahls geraubt hatte, fühlte sich dadurch nicht beleidiget, daß sie des Herzogs Maitresse genannt ward. Vielmehr waren Salisbury und seine Söhne es vorzüglich, die den Herzog anreizten, seine Ansprüche auf den Königsthron gegen Heinrich und seine Gemahlin und seine verhaßten Minister, wo nicht anders, mit den Waffen in der Hand geltend zu machen.

Sommerset indeß, statt durch die Unbeständigkeit und Herabwürdigung seiner Geliebten von ihr abgewandt zu werden, ward vielmehr nur noch heftiger entflammt; eine so vielfach umworbene, durch Abenteuer berühmte Schönheit schien ihm ein noch weit reizenderer Besitz: aber mit Wuth haßte er den beglückten Nebenbuhler, dem er sich durch eben Diejenige verrathen glaubte, der zu Liebe er sich durch eine seiner unwürdige That befleckt hatte. Anna indeß bewies, daß sie solcher Liebe nicht unwerth sey. Erfüllte auch Abscheu gegen Sommerset ihre Seele; doch trug sie nicht dazu bey, den Parteyhaß zu erhitzen, und entdeckte niemanden die näheren Umstände von Glocesters Ermordung. Dennoch kam es endlich zum offenbaren Kriege. Richard verlangte an der Spitze eines Heeres, Absetzung und Bestrafung des Herzogs von Sommerset, durch dessen Schuld die Normandie für England verloren gegangen sey. Sommerset brannte vor Begier, sich an dem Herzog zu rächen. Schon standen beyde Armeen auf der Haide von Burnhnath, einige Meilen von London, einander gegenüber: wäre es zum Kampf gekommen, Sommerset hätte tausendmal sein Leben gewagt, den Herzog zu treffen und die Lady, die mit im Lager des Herzogs war, in seine Gewalt zu bekommen. Doch

Unterhandlungen, die hier aufs neue angeknüpft wurden, schienen dem leidenschaftlichen Manne ein leichteres Mittel zu bieten, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Richard hatte erklärt: er wolle seine Truppen entlassen, wenn man den Herzog von Sommerset in den Tower schickte. Sommerset rieth dem Könige, sich zu stellen als gäbe er nach. Der Minister ward verhaftet, und Richard eingeladen, mit dem König Heinrich gemeinschaftlich die Abstellung der Unordnungen, die er verlangte, zu überlegen. Vergebens warnte die Lady: Richard entließ seine Truppen, ging zum König, und ward verhaftet. Sommerset aber, während der Herzog von York nach dem Tower gebracht wurde, eilte nach Burnhnath, nicht ohne Hoffnung, die Lady noch für sich zu gewinnen und durch diesen Triumph den gefangenen Herzog am empfindlichsten zu kränken. Er kam an, Anna erschien vor ihm als eine Bittende, wenn schon nicht ohne Würde, und er, durch diesen Anblick der Heißgeliebten gerührt, vergaß aller Vorwürfe und Klagen, und war im Begriff, sich ihr zu Füßen zu werfen und sie um Verzeihung zu bitten, als er zu bemerken glaubte, daß sie schwanger wäre. Er fragte sie darüber. Und Anna, entweder verwirrt durch Angst, oder, wie es wahrer scheint, die nicht heucheln wollte, bejahete

nicht bloß seine Frage, sondern sprach ihm auch von ihrer Liebe zum Herzog. Da bemächtigte sich die Wuth der Eifersucht des Leidenschaftlichen, er zog einen Dolch, stieß ihn der Lady zweymal in den Busen, und eilte davon, bald von bitterer Reue gefoltert. Diese Reue beschleunigte die Befreyung des Herzogs von York, ihn zu morden, mußte nur zu größerer Erbitterung führen, da Richard einen erwachsenen Sohn Eduard hatte, von dem man die bitterste Rache fürchten mußte. In Frankreich boten sich Aussichten zu neuen Ländererwerbungen; man bedurfte also des Friedens im Innern. Konnte man vielmehr den Herzog so gewinnen, daß er künftig dem regierenden Hause nicht weiter gefährlich war; so hatte man vollkommen seine Absicht erreicht. Aber wie ihn besänftigen in Ansehung der Lady Nevil? Zum Glück waren die beyden Dolchstiche nicht tödtlich gewesen. Sie erfuhr, wie die That Sommersets den Vergleich aufhalte. Da schrieb sie, durchaus unaufgefodert, von selbst an den Herzog von York; erzählte was ihr geschehen sey; fügte aber mildernd bey, daß ihre Gesundheit bald wieder hergestellt seyn werde, und entschuldigte Sommersets That als einen Anfall von Eifersucht, den man der Liebe verzeihen müsse, und für die er bereits durch seine Reue ge-

büßt habe: Dieser zuvorkommende hochherzige Edelmuth einer so grausam beleidigten Frau erregte gerechte Bewunderung, und rührte auch die empörten Gemüther der beyden Nebenbuhler für den Augenblick, so daß ausgemacht ward: es sollte dieser Vorfall als gar nicht geschehen betrachtet werden. Und für einige Zeit war Ruhe im Innern.

Allein 1453. den 23. October gebar Margaretha einen Sohn, der den Namen Eduard erhielt. Neun Jahre war sie vermählt gewesen ohne einiges Zeichen von Fruchtbarkeit, und die Gesundheit des Königs hatte in der Zeit sehr abgenommen. Ein Gerücht nannte daher den Neugeborenen einen Sohn des Herzogs von Sommerset, und die Yorkische Partey unterließ nichts, dies Gerücht allgemein zu verbreiten. Die kaum beruhigten Gemüther wurden aufs neue angeregt; Richard hielt seine geheimen Emissarien am Hofe, während er um alle Staatsangelegenheiten unbekümmert, wie es schien, auf einem seiner Landgüter lebte. Die Königin verkannte die ihr drohende Gefahr nicht, und glaubte am sichersten das Gerücht zu widerlegen und die Gegenpartey zu gewinnen, wenn sie den Herzog von York zuvorkommend in den Geheimen Rath aufnähme. Dieß geschah: aber sie ahndete nicht, daß was sie that, von

Richard selbst eingeleitet worden. Fast alle Mitglieder des Geheimen Raths waren schon von Richard gewonnen: der Herzog von Sommerset ward in den Zimmern der Königin selbst verhaftet und in den Tower gesetzt; und Richard ließ sich zum Protector des Königreichs und zum Beschützer der Freyheiten der Kirche und des Staats während der Kindheit des jungen Eduards erklären. Sommerset ward nun öffentlich der Proceß gemacht: sein Leben schien verloren. Da wandte sich die Königin im Geheimen an Lady Nevil, erinnerte sie an die vormaligen Beweise von Vertrauen und Liebe, und verlangte jetzt von ihr einen Beweis ihrer Dankbarkeit. Es hätte wahrscheinlich bey der Lady dieser Ermahnung der Königin nicht bedurft; es war ein edler Grund in ihrem Gemüthe: sie stellte dem Herzog von York vor, es sey seiner unwürdig, seine Vortheile zu misbrauchen, und es mit einem gedemüthigten Unglücklichen bis auf das Aeußerste kommen zu lassen. Der Herzog ließ sich gewinnen, und trug der Lady auf, selbst dem gefangenen Sommerset die Nachricht zu bringen, daß sein Leben gesichert sey.

Margaretha nahm nun zwar den Schein an, als ob sie um die Staatsangelegenheiten sich weiter gar nicht kümmere, und einzig die Sorge für die Gesund-

heit ihres Gemahls und für die Erziehung ihres Sohnes sie beschäftige. Doch wer im Gefühle der Kraft die Süßigkeit der Herrschaft ein Mal gekostet hat, entbehret derselben nie ohne Sehnsucht, zumal wenn Privathaß gegen diejenigen, die vom Genuß derselben verdrängten, das Herz anregt. Margaretha war überlistet worden: das kränkte sie am meisten. List sollte sie rächen. Sie wußte durch den Erzbischof von Canterbury den alten Grafen von Salisbury zu überreden, daß es wider sein Gewissen und seine Ehre sey, der Lebensart seiner Tochter länger nachzusehen, und so ihn dahin zu bringen, daß er sie im Stillen aufheben und in ein bloß der Königin bekanntes Kloster bringen ließ. Ehe noch der Herzog von York sich von dem Schmerz über diesen Verlust erholt hatte, wurde er zu einer außerordentlichen Versammlung des Geheimen Raths berufen. In dieser erschien der König selbst, erklärte, daß seine Gesundheit wieder hergestellt und er also so glücklich sey, die Regierung wieder selbst übernehmen zu können. Der Herzog war überrascht, und mußte stillschweigend was geschah gutheißen: doch des festen Entschlusses, bey nächster Gelegenheit sich zu rächen. Bald ward seine Leidenschaft noch empfindlicher gereizt. Sommerset wurde freygelassen und wieder als Minister angestellt;

und sein erstes Geschäft war, das Kloster auszuforschen, wohin Lady Nevil gebracht worden. Er erfuhr es, wußte sich durch einen königlichen Befehl den Eingang in dasselbe zu verschaffen, und entführte die Lady aus demselben auf sein in der Nähe von St. Albans liegendes Landgut, froher über diesen Triumph, als über alle, die er über das Glück seines Nebenbuhlers gewonnen hatte. Seine Freude und der Lady Verlangen nach Befreyung entdeckten bald dem Herzog von York den Aufenthalt der Geliebten. Der Herzog machte mit 30 Bewaffneten einen Versuch, das Schloß, wo die Lady war, zu überfallen: allein Sommerset, einen Angriff der Art besorgend, hatte das Schloß so gut besetzt, daß der Herzog mehrere seiner Freunde verlor und selbst nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam. Das schärfte die Erbitterung; Graf Salisbury und seine Söhne fanden sich wieder zu ihm, ein mächtiger Anhang folgte, und Richard marschirte mit seinen Truppen gerade auf St. Albans zu, um vor Allem und zuerst die Lady Nevil zu befreyen. Sommerset war indeß auch nicht unthätig gewesen; und bey St. Albans trafen beyde Heere auf einander (1455. den 22. May). Der Graf von Warwick, der Lady Nevil Bruder, griff zuvorkommend und mit solchem Nachdruck an, daß die königliche

Armee gleich anfangs in Verwirrung gerieth. Sommerset suchte zu ordnen und focht selbst mit kühnem Muth; Wunden, die er erhielt, reizten ihn nur zu noch höherer Verwegenheit; und er fiel ehrenvoll als Held mit mehreren Großen der Lancasterschen Partey. Der König, ebenfalls verwundet, floh nach Sommersets Schloß, wohin auch des Gefallenen Leichnam gebracht wurde; aber der siegreichen Armee widerstand die schwache Burg nicht: Richard zog ein, ließ Sommersets Leichnam in des Königs Zimmer bringen, betrachtete ihn nicht ohne Freude, und indem er dem Todten einen Stoß mit dem Fuß gab, sagte er: Sire, es ist nur, Ew. Majestät die Gewißheit zu geben, daß der Elende todt ist! — Diese Barbarey beleidigte auch seiner Anhänger Ehrgefühl, und ward in lautem Gespräche getadelt. Doch der Herzog, voll von seinem Triumphe, eilte, den schönsten Schmuck desselben nun allein und für immer in Besitz zu nehmen. Er trat in der Lady Zimmer, allein das Zimmer war leer, und die Lady während der allgemeinen Verwirrung im Schlosse entflohen. Was früher ihr Herz von Sommerset abgewandt hatte, das empörte sie jetzt gegen den glücklichen Sieger, und erregte Mitleiden mit dem Getödteten und so barbarisch Verhöhneten. Sie wollte Richard nicht sehen, und nahm

ihre Zuflucht zur Königin Margaretha. Richard meinte, mit Anna Nevil alle Früchte seines Sieges verloren zu haben; Salisbury und Warwick mußten für ihn denken und handeln; sie zogen mit dem gefangenen König nach London, und der Herzog ward wieder zum Protector des Königreichs erklärt.

Margaretha, die indeß fast allein zu Greenwich geblieben, war seit der Nachricht von dem Tode ihres geliebten Günstlings einige Tage wie unempfindlich gegen Alles was um sie her vorging. Die Ankunft der Lady Nevil riß sie aus ihrer Betäubung; die Aehnlichkeit der Empfindungen Beyder im gegenwärtigen Augenblick ließ sie alles Geschehenen vergessen, und vereinigte sie im Nachsinnen über Plane der Vergeltung gegen den Herzog von York. Bald fanden sich zu ihnen Heinrich von Sommerset, ein Sohn desjenigen, um den die Königin so innig trauerte, und auf den auch in Kurzem die Liebe überging, die sie gegen den Vater gehegt hatte, und der Herzog von Buckingham, der in eben der Schlacht einen Sohn verloren. Alle Glut der Leidenschaften, von der Margaretha bisher innerlich verzehrt worden war, wurde nun nach außen gewandt zur Vollführung neuer Entwürfe; und es gelang abermals: Richard mußte aus London fliehen, und Heinrich von Sommerset

ward Statt des Grafen von Warwick Statthalter in Calais. Doch Richard sammelte Truppen: ein Theil derselben siegte; die übrigen aber wurden ihm abtrünnig gemacht, und verließen ihn, so daß er selbst, sein Sohn Eduard, Salisbury und Warwick nur kaum entflohen, und Richard, um seinen Sohn zu retten, ihn nöthigte, mit den beyden Grafen zu Schiffe zu gehen und nach Calais überzusetzen. Der Herzog aber schiffte sich nach Irland ein, wo er freylich auch eine Zahl von Anhängern erwarten durfte, doch vorzüglich um der Lady Nevil nachzueilen, die er unverändert liebte, und die so eben ihn aus einer großen Gefahr gerettet hatte. — Nichts empörte die Lady mehr als höhnende Grausamkeit gegen Hülflose, und Verrath an denen, mit denen sie in Freundschaft oder Liebe gelebt hatte. Die Rache war vielleicht auch ihr süß; aber nur die Rache, welche durch Menschenhand als durch die Hand der Nemesis die Schuldigen traf: feige verrätherische Hinterlist verachtete sie. Margaretha, von heftigeren Leidenschaften, durch Herrschsucht erbittert gegen den Herzog, war gleichgültiger gegen die Wahl der Mittel, wenn sie nur zum Zweck führeten. So sollte Anna ihrer Rachgier dienen, um Richard in die Gewalt der Königin zu bringen. Sie sollte in ein dem Lager benachbartes Dorf gehen,

dorthin den Herzog als zu einem verliebten Abenteuer zu sich einladen; das Uebrige würden dann schon Margarethens Leute thun. Da die Lady nicht ausweichen konnte, begab sie sich nach dem bestimmten Dorfe, schrieb von dort aus dem Herzog; ja sein Lager nicht zu verlassen, wenn er sein Leben nicht in Gefahr setzen wollte; und eilte drauf der Küste zu, um nach Irland überzugehen und hier unter ihren alten Bekannten nach so vielen Abenteuern ihr übriges Leben in Ruhe hinzubringen. Da sie aber Verfolgung von der Königin und vom Herzoge, der sie in sein Lager wollte führen lassen, besorgen mußte; bestieg sie das erste Schiff, das sie segelfertig fand. Und dies war gerade dasjenige, auf welchem sich in eben dieser Nacht der Sohn des Herzogs von York mit den Grafen Salisbury und Warwick in Eil einschifften. Da Salisbury hörte, daß eine Dame mit auf dem Schiffe sey, eilte der höfliche Greis am Morgen, ihr einen Besuch zu machen. Wie ward er überrascht, seine Tochter zu finden. Der Zorn der Königin und ihre Rettung Richards gewann ihr des Vaters Versöhnung: doch dahin vermochte das väterliche Ansehen nicht sie zu bringen, daß sie die Geheimnisse der Königin und Sommersets verrieth.

Nur den Rath ließ sie den Herzog ertheilen, Irland nicht zu verlassen.

Bald hatten Salisbury und Warwick wieder eine Armee beysammen: es kam zu dem blutigen Treffen bey Northampton (1460. den 19. July). Ein Theil der königlichen Truppen ging über zu der Yorkischen Partey, Buckingham fiel, der König wurde gefangen, und Margaretha entfloh mit ihrem Prinzen Eduard und dem Herzog von Sommerset nach Durham. Diesen schickte sie nach Frankreich, von dort ihr Beystand zu gewinnen; sie selbst stellte sich und nun allein, ohne Minister, ohne Rathgeber, an die Spitze ihrer wie es schien gänzlich verlorenen Sache, und gab ihr in wenigen Monaten eine unerwartet günstige Wendung. Sie verließ Durham, unter dem Vorgeben nach Frankreich gehen zu wollen: allein sie reiste in die nördlichen Provinzen Englands, wandte sich hier an einige Lords, deren Erbitterung gegen das Haus York sie kannte, und in wenigen Wochen stand Margaretha selbst als Anführerin an der Spitze einer Armee, die schnell bis auf 25,000 Mann anwuchs, da sie derselben alle Güter der Landeigenthümer von Yorks Partey zur Plünderung preiszugeben versprach. Dem Herzog von York, der indeß von Irland nach London zurückgekommen war, aber nichts Entscheiden-

des gethan hatte, um selbst und sicher das Heft der Regierung in seine Gewalt zu bringen, war die Nachricht um so überraschender, da er die Königin in Frankreich glaubte, und seine Erbitterung gränzte an Wuth, seit er von Anna Nevil, die nun auch durch Vater und Bruder bestimmt, sich dem regierenden Herzog und künftigen König (so hatte das Parlament beschlossen) auf sein dringendes Bitten wieder genähert hatte, manches Einzelne von den blutigen Entwürfen der wie es schien, für immer besiegten Königin gegen ihn erfahren. Wiewohl er nur 5000 Mann zusammen bringen konnte, zog er doch der Königin bis Wakefield entgegen, und verschanzte sich hier in dem Schloße Sandal, die Verstärkung abzuwarten, die sein Sohn Eduard ihm zuführen wollte. Doch der bittere Hohn, durch den die Königin schriftlich und mündlich den Herzog zu kränken suchte, trieb ihn nach acht Tagen hervorzubrechen. Wüthend focht die kleine Zahl gegen die königliche Uebermacht: 3000 seiner Anhänger starben den Heldentod, und Richard selbst fiel unter ihnen. Margaretha konnte jetzt ihre Truppen noch weniger als sich selbst zügeln; Richards Leichnam ward der Kopf abgeschlagen, mit einer papiernen Krone gekrönt, und so auf der Mauer von York ausgestellt. Salisbury gerieth verwundet

in

in Gefangenschaft, und ward mit mehreren Lancastriern, deren Muth Margaretha fürchtete, enthauptet. Nur Salisbury's Sohn, der Graf von Warwick, fehlete ihr: er war in London zurückgeblieben, dem Vater Truppen nachzuführen. Wiewohl er nun in einem zweyten Treffen auch, weil er gewarnt war, ihr entging, hoffte sie doch durch andere Mittel ihn gewinnen zu können. Sie hatte in St. Albans die Elisabeth Woodville in ihre Gewalt bekommen, für die Warwick in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war: bloß um Sie zu sehen, war er einigemal von Calais nach Paris gereist; und erwiederte sie auch die feurige Liebe des Grafen nicht, doch konnte sie das nicht ertragen, um einen Plan zu seinem Verderben zu wissen und ihm denselben nicht zu entdecken: sie war es gewesen, die ihn vor einem drohenden Hinterhalte gewarnt hatte. Und nach dem zweyten Siege fand man die Lady Nevil, die Schwester Warwicks, im Wagen des Königs; und es war bekannt, daß auch sie Einfluß auf ihren Bruder hatte.

Indeß eilte Warwick mit Eduard, Richards Sohn, nach London. Das Volk, entzückt durch die königliche Gestalt des Jünglings und seine Freundlichkeit, bewillkommnet ihn mit Jubelgeschrey. Warwick beruft eine Versammlung: Wollt Ihr Heinrich von

Lancaster zum König? Alles tönt: Nein! Nein! — Wollt Ihr Eduard IV., aus dem Hause York, zum König? Armee und Volk riefen einstimmig: Ja! Ja! Und 1461. den 5. März ward Eduard IV. feyerlich als König proclamirt. Die überraschte Königin erkannte jetzt, daß sie Alles daran wagen müsse, Warwick zu gewinnen, und daß sie am sichersten stehen werde, wenn er ihr zur Seite stehe. Elisabeth und Anna, die Geliebte und die Schwester, sollten ihn dazu überreden, die Yorkische Partey zu verlassen, Heinrich als König anzuerkennen, und dann mit ihr den Staat zu regieren. Warwick eilte zu dieser Zusammenkunft, die ihn mit der geliebten Elisabeth zusammen führte. Die Königin hatte indeß, um ihres Zwecks auf keinen Fall zu verfehlen, zugleich den Lord Clifford, den nichts schonenden, mit zwey Offizieren nach dem Ort der Zusammenkunft geschickt, wo sie als Frauenzimmer verkleidet so sich versteckt hatten, daß sie der ganzen Unterredung zuhören konnten. Wie Warwick die Vorschläge von sich wies, traten die Drey mit gezogenen Schwertern ins Zimmer. Geschrey um Hülfe war umsonst: denn in demselben Augenblick war die Escorte des Grafen draussen angegriffen. Allein da Warwick ganz gepanzert war, fielen die ersten Streiche ohne zu verwun-

den. Und es ist bekannt, wie der Schreck in der Noth oft übernatürliche Kräfte verleiht, und der Anblick der Gefahr oft plötzlich Empfindungen zusammendrängt und zu einem uns schreckhaft überraschenden Bewußtseyn bringt, die ohne dies nie oder doch nie in dieser Stärke in uns lebendig geworden wären. Elisabeth Woodville, überrascht über ihr eigenes Gefühl, seit sie das Leben des Grafen in Gefahr sah, ergriff jetzt den Lord Clifford mit solcher Stärke, daß er wie unbeweglich da stand. Das machte auch der Lady Nevil Muth: sie beschäftigte wenigstens die beyden Offiziere so, daß der Graf den einen erstechen, von dem andern sich losmachen, und aus der Thüre entkommen konnte. Hier siegten schon seine Leute, und die 50 Königlichen wurden alle niedergehauen. Diese Treulosigkeit erbitterte den Grafen aufs neue gegen die Königin Margaretha. Er versammelte alle Truppen, so viel er aufbieten konnte, reiste nach London nur, um Schwester und Geliebte dort in Sicherheit zu bringen, und eilete dann der Königin nach. Sie hatte indeß aus den nördlichen Provinzen eine Armee von 60,000 Menschen zusammengebracht. Am Palm-Sonntage 1461. den 29. März trafen beyde Armeen auf einander in der Ebene bey Tawnton: ohne den Bogen zu gebrauchen, begann das Treffen gleich

mit dem Degen in der Faust, und vom Morgen bis zum Abend ward mit gleicher Wuth und Hartnäckigkeit gefochten: es war ein furchtbares Gemetzel; der Bach Corke, der sich in den Fluß Warf ergießt, war voll von Erschlagenen; die Warf floß mehrere Tage röthlich gefärbt von Blut: an 40,000 Menschen waren gemordet. Margaretha mit ihrem Gemahl und Sohn entfloh nach Schottland, begleitet von den Herzögen von Sommerset und von Exceter; Eduard kehrte triumphirend nach London zurück, und überließ sich hier so ganz seiner natürlichen Neigung für Weiber, daß fast keine Familie in London war, in der nicht Vater oder Gemahl ihn wenigstens in Verdacht einer Verführuug hatte: besonders aber zog ihn Elisabeth Woodville an, die seit der muthigen Vertheidigung Warwicks die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und deren Schönheit ihr bald noch mehr Herzen gewann, als ihr ihre kühne Entschlossenheit gewonnen hatte.

Margaratha lebte indeß in stiller Eingezogenheit in Schottland, ernstlich beschäftiget mit der Erziehung ihres hoffnungsvollen Sohnes, da ihr jede Aussicht zur Behauptung der königlichen Würde genommen zu seyn schien. Nach einiger Zeit fand sich ein französischer Kaufmann zu ihr, dem sie früher am

Hofe zu Nancy einige Gefälligkeiten zu erweisen Gelegenheit gehabt hatte, und der ihr jetzt seine Dienste anbot. Sie nahm von ihm Geld und ein Schiff, und ging nach Frankreich, einen Versuch zu machen, ob Ludwig XI., der damals dort regierte, ihr oder vielmehr ihrem Sohne Eduard Unterstützung gewähren möchte, um ihre Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen. Ludwig XI. war zwar gerade durch Bretagne beschäftiget; doch bewilligte er ihr, alle diejenigen in Dienst zu nehmen, die freywillig ihr folgen möchten. Margaretha war noch jung und schön genug, unter den jugendlichen Rittern des französischen Hofes Begeisterung und Liebe für sich zu erregen: von allen Seiten entstand ein Wetteifer, ihr Dienste anzubieten; jeder suchte seinen Ruhm darin, den Namen ihres Ritters zu verdienen; und sie hätte eine große Armee nach England hinüberführen können, wenn nicht die Vorzüge des Seneschalls der Normandie, des Herrn de la Varenne, sie so angezogen hätten, daß sie ihn in Paris bereits auf eine Art auszeichnete, die den übrigen alle Hoffnung nahm. Doch Varenne, wiewohl ihm nur 500 Mann folgten, gefiel sich in dem Kühnabenteuerlichen, mit dieser kleinen Macht der Dame seines Herzens ihr Königreich wieder zu erobern; und sie glaubte, auch mit

geringer Truppenzahl nur in den nördlichen Provinzen Englands sich zeigen zu dürfen, um alle Anhänger des Hauses Lancaster sogleich wieder um sich versammelt zu sehen. Sie hatte sich nicht ganz geirrt: allein die Anführer Eduards IV., muthig durch ihr Glück, erfochten bey Hexham einen vollständigen Sieg (1464): Sommerset, der aus Eifersucht über Varenne schon ein Mal die Königin verlassen hatte, doch bald wieder reuig zurückgekehrt war, ward gefangen und enthauptet; der König entfloh nach Schottland; die Königin erwarteten Abenteuer anderer Art. Ohne Wagen, ohne Begleitung suchte sie zu Fuß, ihren elfjährigen Sohn an der Hand, einen benachbarten Wald zu erreichen; und um nur den Menschen zu entkommen, von denen sie nichts mehr hoffen zu dürfen glaubte, ging sie immer tiefer in das Dickicht, um so vielleicht wenigstens ihrem Sohne, für den jetzt die volle mütterliche Liebe erwachte, das Leben für eine glücklichere Zukunft zu retten. Die Dunkelheit der Nacht schreckte sie nicht, als sie plötzlich auf mehrere Menschen stieß, die im Grase lagen und zum Theil schliefen. Das Geräusch ihres Ganges hatte die Ruhenden geweckt; sie sprangen auf, umringten Mutter und Kind, und nahmen ihnen nicht bloß ihren Schmuck, sondern zum Theil selbst die Kleidung

zogen sie ihnen aus; und nur die Größe der Beute rettete die Geplünderten. Unter den Räubern entstand Zank über die Theilung, der sich bis zu einem solchen Grade der Wuth erhitzte, daß Margaretha mit ihrem Eduard entrinnen konnte. Sie lief ohne auszuruhen fort, so lange es der Knabe auszuhalten vermochte. Drauf da er fast ohnmächtig umsank, nahm sie ihn auf ihre Arme, und setzte ihren Weg in dem dicksten Gehölz mit einer Ausdauer und Entschlossenheit fort, zu der nur Mutterliebe das Weib kräftigen mag, als ein anderer Räuber mit bloßem Degen auf sie zutrat. Die Todesangst gab ihr Besonnenheit: mit der ihr zur Gewohnheit gewordenen Majestät in Anstand und Sprache, der jetzt die drängende Noth eine nachdrucksvolle Kraft gab, rief sie dem Räuber zu: „Mann, rette den Sohn deines Königs!" Das Wort König durchdrang den Räuber mit Ehrfurcht und Schrecken; er ließ den Degen fallen, und erbot sich zu ihren Diensten. Margaretha verlangte, er sollte den jungen Prinzen nehmen, weil ihr die Kräfte fehlten ihn länger zu tragen. Er nahm ihn auf seine Arme; die Königin dagegen nahm seinen Degen. Doch bedurfte es dessen nicht: der Mann meinte es ernstlich, und als sie ihm ihre Beraubung erzählte, wollte er zurück, seine Kameraden

zur Herausgabe des Geraubten zu bewegen. Doch der Königin schien jetzt die Einbuße ihrer Kostbarkeiten kein Verlust mehr: sie war nur Mutter, und die Rettung ihres Sohnes galt ihr statt Alles. Der Mann brachte sie, fast nackt und durch Ermüdung und Furcht so entstellt, daß sie keine Gefahr lief erkannt zu werden, in ein benachbartes Dorf zu seiner Frau, doch ohne auch dieser zu entdecken, wen sie beherberge. Hier blieb sie zwey Tage. Am dritten Tage kam die Nachricht: Bewafnete Leute erkundigten sich sehr geflissentlich im Dorfe, ob man nichts von der Königin und dem jungen Prinzen Eduard gehört habe. Margaretha zog die Kleider ihrer Wirthin an und mischte sich so unter die Leute des Dorfes: da erkannte sie den Seneschall la Varenne und seinen Stallmeister, die ebenfalls versprengt seit einigen Tagen umhergeirrt waren die Königin aufzusuchen. Nach einigen Tagen fanden sich auch noch der Herzog von Exeter, und Edmund, ein Bruder des hingerichteten Sommerset, zu ihr. Man suchte nun die Küste auf dem nächsten Wege zu erreichen; der Räuber, der verborgensten Steige kundig, sollte Führer seyn. Beym Abschiede boten die Herren im Namen der Königin der Frau des Räubers einiges Geld; doch der Mann untersagte ihr, es zu nehmen, und bedauerte, daß

er nichts von Werth habe, das er ihnen anbieten könne. Die Königin schied gerührt: „Nur das wünschte ich mir von meiner Macht jetzt zurück, dich belohnen zu können!“

Sie erreichten glücklich das Ufer, schifften sich ein, und landeten zu Kerkebridge in Schottland, wo Margaretha, noch in ihrer Verkleidung, bey einem Engländer Kork wohnte. Doch dieser erkannte sie, verabredete sich mit einigen andern Engländern in der Stadt, überfiel mit diesen Nachts die beyden Begleiter der Königin, den Seneschall und seinen Stallmeister, und brachte sie gefesselt zu Schiff, um sie mit der Königin und ihrem Sohne nach England zu führen. Wie mit Anbruch des Tages Lu Varenne die Lage der Dinge erkannte, gab die Größe der Gefahr seinem Eifer einen neuen Sporn: er zerriß die Bande, befreyete seinen Stallmeister, und nun ward Alles, was die beyden Kühnen umgab, zu fürchterlichen Waffen in ihren Händen: in wenigen Augenblicken waren die fünf Verräther, die sie führen sollten, über Bord geworfen. Aber nun schwammen sie, ohne Ruder und ohne Alles, was die Barke regieren konnte, auf den Wellen umher, bis ein heftiger Sturm aus Süden sie an einer Spitze Schottlands, Kantur genannt, zum Glück auf den Sand trieb. Man

mußte gleichwohl bis an die Knie durch das Wasser waten, um das Trockene zu erreichen, und der Seneschall trug die Königin, sein Stallmeister aber den Prinzen auf den Schultern hindurch ans Land.

Sie befanden sich indeß hier in einer so öden Gegend, daß sie mehrere Stunden wandern mußten, ehe sie ein Dorf erreichten; und die Bewohner desselben lebten in solcher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, daß sie kaum von den Kriegen in England hatten reden gehört, und eine Königin ohne Krone und Zepter nicht als Königin unterscheiden konnten. Da unter diesen Leuten für Margaretha keine Gefahr zu fürchten schien, beschloß sie eine Zeitlang hier zu bleiben, und den Stallmeister des Seneschalls auszuschicken, um Nachrichten einzuziehen. Nach mehreren Wochen erst kam dieser zurück, brachte ihr zwar die nöthigen Bequemlichkeiten des Lebens, auch einige Mann von der Leibwache des Königs von Schottland, aber außerdem traurige Nachrichten. Sie merkte, daß er zurückhielt und milderte. Doch Margaretha zeigte sich größer im Unglück als im Glück. Mit ruhiger Fassung verlangte sie Alles zu wissen; auch ihrem Sohne sollte nichts verborgen bleiben, daß er Geduld und Muth zugleich üben lernte. Der Stallmeister erzählte nun: Auch der letzte Rest der kö-

niglichen Armee sey zersprengt; viele Lancastrier, um der Rache des Siegers zuvorzukommen, seyen nach London gegangen und in Dienst des neuen Königs getreten; ihr Gemahl aber, beunruhiget über das Schicksal der Königin und seines Sohnes, sey von Schottland nach England zurückgekehrt, in Lutterworth verrätherisch gefangen genommen, und auf die schimpflichste Weise, mit lächerlichen Zierathen ausgeputzt, auf einem elenden Pferde nach London gebracht, überall den Schmähungen des Pöbels ausgestellt worden, und schmachte jetzt in einem dumpfen Gefängnisse des Towers. Margaretha fühlte ihr Unglück; doch wußte sie es zu ertragen; und ihr Beyspiel und ihre Ermahnungen wirkten auf den jungen Eduard, daß er schon als Kind die Größe des Elendes empfand, aber auch Kraft zeigte, es zu tragen und wo möglich es zu überwinden. Sie unterließ nicht, ihm zu sagen, daß er geboren sey ein Reich zu beherrschen, und daß er nichts verabsäumen und nichts scheuen müsse, um sich eine widerrechtlich geraubte Krone wieder zu gewinnen. Doch mehr noch schärfte sie ihm ein, unersetzlichen Verlust mit Fassung zu dulden, und vor Allem den Tod zu verachten, unter welcher Gestalt er auch erscheinen möchte.

In Schottland indeß erkannte sie bald, habe man keinen redlichen Willen, und die Höflichkeiten, die man ihr erwies, sagten deutlich genug, daß man ihre Entfernung wünsche. Sie ging zu Schiffe, und ward nach Flandern verschlagen, und wiewohl Philipp der Gute von Burgund seinen Sohn, den berühmten Karl den Kühnen, eben mit Eduards IV. Schwester verheyrathet hatte, gestattete er ihr doch freye Durchreise durch sein Land. In der Nähe von Calais verlor sie aber ihren treuen Begleiter, den Seneschall, der von den Engländern aufgehoben und in die Festung zum Gouverneur Vauclerc, dem treuen Anhänger Warwicks, gebracht worden war.

Doch kaum war sie in Paris angekommen, als sie Nachrichten erhielt, auf die sie neue Entwürfe gründen konnte. Eduards Liebe zu Elisabeth Woodville kränkte den Grafen Warwick um so mehr, da er zu bemerken glaubte, daß sie gegen ihn kälter geworden, seit der König sie auszeichne. Eduard aber erkannte, daß kein Mensch im ganzen Königreich mehr geschont werden müsse, als eben Warwick, dem er die Krone verdanke, und dessen Ansehen sie ihm wieder rauben könne. Er nahm daher wenigstens den Schein an, als ob er seine Neigung für Elisabeth zu überwinden suche. Um aber den Grafen ein erzwungenes Opfer

büßen zu lassen, bemühete er sich im Geheimen, eine Tochter Warwicks sich zu gewinnen. In einer Nacht ward der König, als Bauer verkleidet, im Schlosse des Grafen überfallen, und konnte sich nur dadurch vor groben Mißhandlungen retten, daß er sich kund gab. Seitdem erschien Warwick nicht mehr bey Hofe, zumal da er zu vermuthen Grund hatte, daß der König auch seine Besuche bey Elisabeth Woodville nicht aufgegeben habe. Wirklich hatte er von Zeit zu Zeit die Besuche fortgesetzt, nur daß Elisabeth alle mögliche Vorsicht anwandte, daß der Graf davon nichts erfuhr. Den Grafen nahm sie als Freund ihres Hauses öffentlich auf; den König zu Zeiten und an Oertern, die ihre Gefälligkeit verdächtig machen könnten, wenn sie ihn je ohne Zeugen gesehen. Sollte sie aber dem Grafen, der verheyrathet war, Ehre und Glück aufopfern, und sich um eine Königskrone bringen, die zu gewinnen sie nicht ohne Hoffnung war? — Einen Abend spät war der König auf dem Landgute der Woodville, als die Nachricht kömmt, Warwick sey eben ins Schloß getreten. Man konnte dem Grafen die gewöhnlichen Höflichkeiten nicht versagen, ohne Verdacht zu erregen; aber man mußte ein großes Unglück fürchten, wenn beyde einander hier träfen. Man bat also den König sich durch eine ge-

heime Thüre davon zu machen und ganz in der Stille nach London zurückzukehren. Der Vorschlag brachte den Eduard auf: „Einen hochmüthigen Unterthan muß ich weichen, um Elisabeths Ehre zu schirmen? Was will er denn hier? Er ist ja verheyrathet, und ich bin es nicht.“ Diese Worte schienen der Woodville Aussichten zu eröffnen, mit denen sie sich schon länger geschmeichelt hatte. Sie wurde nun zurückhaltender gegen den Grafen, und der Graf irrete also nicht, den Grund davon in geheimen Verbindungen mit dem Könige zu suchen. — Zu dem so doppelt als Vater und Liebhaber gekränkten Grafen kam jetzt gerade Vauclerc aus Calais, der die Beleidigungen seines Freundes als ihm selbst zugefügt betrachtete, und der von dem gefangenen Seneschalk la Varenne die Plane Margarethens erfahren hatte, die ihm dem bitteren Unwillen Warwicks zuzusagen schienen. Warwick ging darauf ein, und nachdem kaum la Varenne, den Vauclerc wieder frey gelassen hatte, der Königin in Paris Nachricht von dem Zwist des Königs und des Grafen gebracht hatte, kam Lady Neril in Paris an, als Abgesandte ihres Bruders an Margaretha, entwickelte ihr, worauf sie in England zu rechnen habe, und verlangte nur, daß sie mit 4000 Mann von Frankreich aus im südlichen England landen solle.

Selbst der Bruder des Königs Eduard, Georg Herzog von Clarence, war für die Entwürfe Warwicks; denn eine Tochter Warwicks war seine Gemahlin, die er nach Eduards Wunsche geheyrathet hatte, und sein Herz gehörte der Tante seiner Frau, der Lady Nevil.

Margaretha gestand der Nevil, daß sie von Frankreich wenig erwarte: indeß machte sie sich rasch auf nach Chinon, wo Ludwig XI. sich aufhielt. Ehe sie aber noch zum Könige gehen konnte, ließ Lady Nevil sie dringend um eine Unterredung bitten, und eröffnete ihr: „Eben sey Vauclerc aus London angekommen mit dem Befehle von ihrem Bruder, seine Vorschläge nicht laut werden zu lassen, oder sie sofort zurückzunehmen. Der König habe seinen Sinn geändert; er wolle die Prinzessin Bona von Savoyen, die am Hofe Ludwigs XI. lebe, heyrathen, und Warwick selbst solle als Gesandter nach Paris gehen, diese Unterhandlung zu leiten. Das habe den Grafen gewonnen, und er nun allen andern Planen entsagt." Daß Margaretha dadurch aufgebracht ward, und daß sie auch die unschuldige Schwester Warwicks hart behandelte, wird man entschuldigen: dem Ziele ihrer Wünsche so nah, ward sie auf ein Mal so grausam von demselben hinweggerissen, weiter als sie je von dem-

selben entfernt war, indem, gelang es mit dieser Heyrath, ihr auch die letzte Hoffnung, die sie auf Frankreich setzte, geraubt ward. Ihre Leidenschaft war aufs neue angeregt, sie benutzte Alles was sich ihr bot: la Varenne sammelte wieder eine kleine Zahl Truppen, ein anderer kühner Abenteurer bemächtigte sich eines Schiffes; doch ihre größte Hoffnung setzte Margaretha auf Elisabeth Woodville und Eduards Leidenschaftlichkeit.

Eine ehemalige Mätresse Eduards, Elisabeth Lucy, lebte, nachdem er sie, wie mehrere andere, verlassen hatte, in stiller Trauer zu Northampton, wo Elisabeth Woodwille ihre Verwandten und ihr Vermögen hatte. Eine Anverwandtin der Lucy, Madame Trott, eine verschlagene Frau, war der Margaretha nach Frankreich gefolgt. Diese Trott reiste jetzt zurück nach Northampton mit geheimen Aufträgen der Königin, begleitet von Edmund Sommerset, Bruder des enthaupteten Herzogs Heinrich. Dieser als naher Verwandter der Woodville hielt sich einige Zeit in Northampton auf; sein Unglück erhöhete die Theilnahme, und in vertrauten Gesprächen, wo man ihm von den Bewerbungen des Königs erzählte, schalt er es eine unverzeihliche Gleichgültigkeit, so das Glück und den Ruhm eines Thrones versäumt zu

haben.

haben. Die Trott aber begab sich nach Windsor, suchte und fand Gelegenheit den König selbst zu sprechen, gab vor, sie sey von Elisabeth abgeschickt, ihn um die Rückgabe einiger eingezogenen Güter zu bitten, da sie nach Frankreich zu gehen gedächte. Der König, dessen Liebe für Elisabeth noch ganz dieselbe war, erkundigte sich eifrigst, warum Elisabeth England verlassen wolle? Die Trott antwortete: Weil sie es nicht ertragen könne, daß Warwick ihr die Achtung und Liebe des Königes entziehe. — Nach einigen Tagen reiste Eduard nach Northampton, weil diese Provinz zur Jagd bequem wäre; dort stattete er einen Besuch ab bey Elisabeths Mutter, während Sommerset und Madam Trott die Elisabeth vorbereiteten zu der Rolle, die sie spielen sollte: denn schön war Elisabeth, aber ihre Klugheit kam ihrer Schönheit nicht gleich. Der König bat sie, nicht zu reisen, und ihn nicht des größten Glücks seines Lebens zu berauben. Elisabeth sagte ihm mit einiger Wehmuth: Es sey unaufrichtig, in dem Augenblick, da er im Begriff stände sich zu vermälen, von Glück zu sprechen, das sie ihm gewähren könne. Der König bat sie, eine Heyrath, die er dem Staate schuldig sey, und eine auf herzliche Zuneigung gegründete Verbindung zu unterscheiden. Da rief sie bewegter:

Das, gnädigster Herr, hätten Sie mir ersparen sollen; das muß mich antreiben, meine Abreise möglichst zu beschleunigen. — Jetzt war des Königs Entschluß gefaßt; mehrere seiner Räthe, selbst der Erzbischof von Canterbury, Warwicks vertrauter Freund, ward durch Elisabeths Ergebenheit gegen ihn gewonnen; und das Volk suchte man dadurch an eine Ehe des Königs mit einer Unterthanin zu gewöhnen, daß Elisabeth Lucy auftreten und in Eduards Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen Einspruch thun mußte, weil Eduard ihr die Ehe versprochen. Die Sache machte Aufsehen; das Recht war auf der Seite der Lucy, in den Volksgesprächen nahm man sich der Gekränkten eifrig an, und wünschte allgemein einen glücklichen Ausgang der Sache, als Lucy zurücktrat, wie wenn sie ihre Foderung nicht vollständig erweisen könne. Das aber war dadurch erreicht, daß im Volke das Urtheil sich gebildet hatte: auch ein König, der einem Weibe, sey es auch seine Unterthanin, die Ehe versprochen, sey verpflichtet, sein Versprechen zu halten. Jetzt ließ sich der König im Stillen die Elisabeth antrauen, fast um dieselbe Zeit, als Warwick in Paris von Ludwig XI. die Einwilligung zur Heyrath seiner Schwägerin erhielt und sogleich einen Eilboten mit dieser Nachricht nach London abschickte.

Warwick feyerte gerade sein Glück durch ein großes Freudenfest, als er aus London statt aller Danksagungen und Glückwünsche, die er erwartet hatte, die Zeitung bekam, Eduard habe sich mit Elisabeth Woodville vermälet. Und Margaretha, die durch Sommerset und die Trott die erste und vollständigste Nachricht darüber hatte, unterließ nicht, sie ihm in aller Vollständigkeit mittheilen zu lassen.

Indeß erntete Margaretha die Früchte, die sie von ihrer Intrigue gehofft hatte, für jetzt nicht. Warwick wurde freylich durch diese öffentliche Beleidigung aufs heftigste gegen Eduard erbittert, und der gleichfalls beleidigte Ludwig XI. ging ein in seine Plane. Aber Margaretha ward in den Bund nicht aufgenommen. Der Graf fürchtete, daß sie bey den von ihm erlittenen Kränkungen sich nie redlich mit ihm versöhnen könne. Er ging zurück nach England: bald sammelte sich hier im Stillen um ihn ein Kreis von Unzufriedenen; und Warwick bestimmte die Königskrone dem Bruder Eduards IV., seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Clarence. Margaretha ließ in der Zeit die Erziehung ihres Sohnes ihr Hauptgeschäft seyn: sie ilgab ihm die geschicktesten Männer Frankreichs zu Lehrern; doch die Oberaufsicht führte sie selbst, und die eigentliche Bildung

seines Verstandes und Herzens übernahm sie ganz allein. Ihr eigener Charakter ward ihm ein Muster muthiger Standhaftigkeit; ihre Erfahrung und ihre Kenntniß der Geschichte bot ihr einen Schatz aufreizender Beyspiele; und ihre Geistesgewandtheit und Klugheit ließ es sie nie an eindringenden Beweggründen fehlen. Und sie hatte die Freude zu sehen, daß die schönen Anlagen ihres Sohnes sich auf eine Weise entfalteten, die ihre Erwartungen vom Knaben übertrafen, und sie zu den höchsten Hoffnungen vom Jünglinge und Manne berechtigten, daß er einst seiner Nation des Königsthrones würdig erscheinen werde.

Endlich war Warwicks und Clarence's Plan zur Ausführung reif: in York begann öffentlicher Aufruhr. Blieb Margaretha jetzt unthätig, so mußte sie fürchten, daß sie auch ihrem Sohne für immer die Gelegenheit raubte, seine Ansprüche geltend zu machen. Ludwig XI., dem es nur darauf ankam, England zu verwirren, erleichterte ihr wenigstens ihr Vorhaben, nach England zurückzukehren. Er schickte eine Gesandtschaft nach London, und in deren Gefolge und unter deren Schutz gingen Margaretha und ihr Sohn Eduard, dieser als Geistlicher gekleidet, begleitet vom Herzog von Sommerset, nach London. Sommerset besorgte eine Wohnung, und es gelang: sie

wurden nicht erkannt; ja Margaretha wagte den kühnen Versuch, als Bedienter verkleidet ihren Gemahl im Tower zu besuchen. Sie fand ihn in einem Zustande, der auch die gleichgültigste Person hätte erschüttern müssen: Er schien nur zu leben; Alles was selbst zur Erhaltung des Lebens nothwendig ist, vernachlässigte er: 6 Jahre, die er nun im Tower war, hatte er Wäsche und Kleider nicht gewechselt, Haupt- und Barthaar nicht gekämmt, war er in kein Bett gekommen, und kaum hatte man ihn dahin bringen können, einige grobe Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Margaretha vermochte kaum den Anblick zu ertragen, und konnte sich lange nicht fassen, und ihren Thränen Einhalt thun. Sie überzeugte sich indeß durch diesen erschütternden Anblick, daß Heinrich VI. noch lebe, woran viele zweifelten; sie erfuhr von ihm die Namen mehrerer geheimen Freunde des Hauses Lancaster, und weckte ihn aus seiner fast bewußtlosen Dumpfheit, um, wo Gelegenheit sich biete, mitzuwirken zur Wiederherstellung des Hauses Lancaster auf den Thron von England. Wie aber Margaretha von diesem Besuch in ihre Wohnung zurück kam, traf sie ihren Sohn nicht: er war mit einem Kammerdiener verschwunden, und alle Nachforschungen waren umsonst. Margaretha glaubte

nichts gewisser, als er sey entdeckt und aufgehoben worden, bis nach 8 Tagen der Prinz gesund und wohlbehalten zurück kam. Er hatte die jüngere Tochter Warwicks, die, wie ihre Tante, Anna Nevil hieß, in Paris gesehen, und die Unschuld des jungen liebenswürdigen Mädchens hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf den 16jährigen Jüngling gemacht. Da die Mutter mehrere Tage gebrauchte, um in Verborgenheit den Vater im Tower zu besuchen, hatte er diese Zeit benutzt, das geliebte Mädchen, das sich damals in Calais aufhielt, zu sehen. Er hatte die Reise, als Geistlicher verkleidet, mit solcher Vorsicht und Klugheit gemacht, und sprach von seinen Empfindungen mit solcher Innigkeit und kindlichen Unschuld, daß die Mutter ihre Freude mäßigen mußte; doch unter Thränen der Freude und des Schmerzes umarmte sie ihn, und sprach: „Das Schicksal hat keinen Ersatz für die vielen Ungerechtigkeiten, die es von deiner Geburt an dir zugefügt hat. Es wird dich vollends zu Grunde richten, weil es dir mehr schuldig ist, als es bezahlen kann."

Indeß wuchs der Aufruhr: Eduard selbst zog dem Grafen Warwick entgegen. Jetzt wurden die Freunde Margarethens in London thätiger. Eduard ward geschlagen und gefangen genommen. Doch Elisabeth

Woodville hielt, wie sehr auch der Herzog von Clarence trieb, den Grafen Warwick auf: er gefiel sich in einem leichten freundlichen Umgange mit der, die zu lieben er noch nicht aufgehört hatte, und versäumte darüber kostbare Augenblicke. Eduard wußte aus seiner Gefangenschaft frey zu kommen, eilte nach London, versammelte Truppen, und schlug Warwicks Armee, daß der Herzog von Clarence und Warwick mit seiner Schwester und seinen beyden Töchtern zu Schiffe eilten, um dem grausamen Schicksale zu entgehen, daß mehrere Anhänger ihrer Partey schon erfahren hatten. Aber auch Margaretha hielt sich jetzt in London nicht mehr sicher, und säumte, wie sie Warwicks Abreise erfuhr, keinen Augenblick, ein für sie an der Küste fertig liegendes Schiff zu besteigen. So flohen auf wenig von einander entfernten Wegen die Häupter zweyer Unternehmungen, die nichts mit einander gemein hatten, von denen vielmehr die eine nur gelingen konnte durch die gänzliche Zerstörung der andern, die aber jetzt beide durch einen und denselben Streich vernichtet schienen. Doch sonderbarer noch führte das Schicksal die Häupter der beyden feindselig gegen einander gerichteten Unternehmungen zusammen, vereinigte beyde für Eine Sache gegen den, dessen Glück jetzt Beyder Hoffnungen zerstört hatte. —

Die hochschwangere Herzogin von Clarence war nämlich durch die drohende Gefahr so erschreckt worden, daß sie kaum das Schiff betreten hatte, als sie von einem Knaben entbunden ward. Bald erhob sich ein heftiger Sturm, die Wellen schlugen über das leichte Boot, auf dem Warwick mit den Seinigen fuhr, und man fürchtete unterzugehen, als man in einiger Entfernung ein größeres französisches Schiff wahrnahm. Das Angstgeschrey der Frauen nöthigte den Grafen darauf zuzusteuern. Er bat den Kapitain, wenigstens drey Damen aufzunehmen. Man nahm sie auf; Warwick und Clarence aber suchten auf dem Boote das Land zu erreichen. — Auf dem Schiffe fuhr Margaretha: sie hatte des Grafen Stimme wohl erkannt; doch ein natürliches Mitleiden hatte ihr nicht erlaubt, den Damen, besonders der Herzogin von Clarence, die Aufnahme zu versagen. Die Frauen wurden bald mit einander vertraut. Lady Nevil hatte noch immer einige Anhänglichkeit an die Königin, und die gemeinschaftliche Gefahr erneuerte leicht die alte Freundschaft. Für Margaretha war es aber eine besondere Freude, die kennen zu lernen, die die Liebe ihres Sohnes gewonnen hatte. Sie unterhielt sich fast die ganze Reise über mit der jungen Lady, und gewann das kindlichunschuldige Mädchen so lieb, daß aller

Haß und alle Furcht vor den Warwicks unterging in der Freude über die Liebe der beyden Kinder. Denn Anna Warwick gestand ihr offen, wie sie anfangs vor dem Prinzen sich gefürchtet habe, dennoch im Stillen sich seiner Liebe zu ihr gefreut; und wie es endlich ihr Hauptwunsch gewesen sey, daß Eduard nicht König werden, sondern im Privatstande bleiben möchte, damit sie ihm beweisen könne, daß sie nur Ihn liebe, und weil sie dann bey der größeren Gleichheit ihrer äußeren Lagen, sich der Dauer seiner Zuneigung weit versicherter halten würde. Man wurde so vertraut und herzlich gegen einander, daß, wiewohl Warwick und Clarence, am Landungsplatze die Damen erwartend, anfangs nicht wenig überrascht waren die Königin auf dem Schiffe zu sehen, auch sie in die allgemeine Vertraulichkeit unwillkührlich übergingen, und eine Stunde offenes, freudiges Vertrauens Jahre voll Kränkungen und Groll in Vergessenheit brachte. Man verabredete eine Vermählung des Prinzen Eduard mit Anna Warwick; und bald war der Graf so ganz mit Margaretha einig, daß man beschloß: Heinrich wieder auf den Thron zu setzen. Die Regentschaft sollten führen Clarence und Warwick, und stürben Heinrich und dessen Sohn Eduard ohne Erben, sollten der Herzog von Clarenca oder dessen Erben folgen.

Zur Ausführung dieses Planes aber hoffte man den wichtigsten Beystand von Ludwig XI. — Der Herzog von Clarence indeß schien mit diesem Plane zufriedener als er es war; es wurde ihm dadurch die unmittelbare Aussicht zum Throne geraubt: er wurde gleichgültiger gegen Frau und Geliebte, Warwicks Tochter und Schwester. Bald kam noch Eifersucht zwischen dem Grafen und Herzog hinzu. Der Graf hatte auf einem eroberten Kaperschiff eine Italienerin befreyt, die ein Kaufmann aus Brügge um 30,000 Mark Silber von ihrem Vater gekauft hatte. Der Graf, wiewohl nicht mehr jung, doch immer noch weiblichen Schönheiten leidenschaftlich ergeben, wollte die Fremde sich zur Mätresse gewinnen. Bald aber entdeckte der Graf gleiche Absichten bey seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Clarence: dies beleidigte den Grafen als Vater, als Bruder und als Liebhaber. — Endlich kam von Eduard IV. aus London eine geheime Einladung an den Bruder, zurückzukommen, sich von den Lancastriern zu trennen, und mit ihm, nach eigener Wahl, Macht und Ehre zu theilen. Der Herzog wäre gefolgt, wenn ihn nicht die Italienerin, die er nicht zurücklassen wollte, aufgehalten hätte. Und da der Graf um den dem Herzog gethanen Antrag wußte, da die Italienerin in der Hoffnung, den

Grafen, der gerade Wittwer war, vielleicht zur Heyrath zu reizen, ihm sich mehr hingab; wußte diese schlau, nach dem Wunsche Warwicks, den Herzog so hinzuhalten, daß er wenigstens in Frankreich blieb, und als es zur That kam, die Sache Warwicks aufs eifrigste unterstützte. Sie gab ihm nämlich zu verstehen, daß Warwick, wenn er geschlagen nach Frankreich zurückkäme, gewiß sie heyrathen werde; gelinge ihm dagegen sein Unternehmen, so dürfte er dann, auf einem so hohen Standpunkt der Ehre und Macht, sie nur als Mätresse verlangen: und solle sie Mätresse werden, so würde sie niemand als den Herzog wählen. Dies reizte den Leidenschaftlichen und verblendete ihn dermaßen, daß, indem er Warwicks Unternehmen unterstützte, er sein höchstes Glück zu fördern schien.

Auf den jungen Eduard, der auf einem andern Wege nach Paris gekommen war, machte die überraschende Nachricht von der Verabredung seiner Mutter einen so heftigen Eindruck, daß die plötzliche Freude wirkte, wie die plötzliche Gefahr: man fürchtete für sein Leben. Doch bald löste sich Alles in die heiterste Freude auf: in Amboise ward in Gegenwart Ludwigs XI. die Vermählung Eduards mit Anna Warwick gefeyert, und Ludwig XI., aufgebracht über

den Beystand, den Eduard IV. dem Herzog von Bretagne geleistet hatte, ergriff begierig die Gelegenheit, die Margaretha und Warwick ihm boten, ihn wieder zu kränken, und gab Mannschaft und Kriegsbedürfnisse.

Warwick landete in England (1470) mit 4000 Mann: schnell wuchs seine Armee bis auf 60,000. Da machte sich Eduard auf, überrascht durch die Nachricht von einer so großen Heeresmacht, die feindlich gegen ihn zöge. Aber bey Lins ward er in der Nacht von seinen Truppen verlassen; ein treuer Diener rettete ihn noch zu rechter Zeit, daß er ein Pferd besteigen und an die Küste kommen konnte. Hier ging er zu Schiff, und nach mancherley Gefahren erreichte er Alkmar in den Niederlanden. Er hatte so eilig entfliehen müssen, daß er nicht ein Mal ein Stück Geld mit seinem Bildniß hatte, den Schiffer zu bezahlen: er zog daher seine mit Marderpelz gefütterte Weste aus, und gab diese dem Kapitän, der sie nachher auch dem Könige nicht wieder verkaufen wollte, sondern bat, sie als Andenken behalten zu dürfen. — Die Sieger aber zogen nach London, und Margaretha eilte die erste zu seyn, die ihrem Gemahl die frohe Nachricht brächte. Doch ihn hatten das Unglück und die Einsamkeit so abgestumpft, daß er die Botschaft

seiner Befreyung mit Trauern empfing, und, wie er nie sich über den Verlust des Thrones beklagt hatte, verließ er jetzt sein Gefängniß mit Thränen, als einen Wohnort, den die Gewohnheit ihm lieb gemacht hatte. Er ward dem Namen nach König; die Regierung führeten die Königin und Warwick in solcher Einigkeit, daß mehrere Schriftsteller von unerlaubten Vertraulichkeiten beyder sprechen, und mit solcher Klugheit und Mäßigung, daß eine seit 30 Jahren unbekannte Ruhe und Fröhlichkeit am Hofe und im ganzen Reiche herrschte. Margaretha sorgte für Ordnung und Thätigkeit, um die Spuren der Verwüstungen in so langen blutigen Bürgerkriegen auszutilgen; sie ermunterte Künste und Wissenschaften, sie stiftete das berühmte Eaton-College zu Windsor, und während sie zur Sicherung ihres Hauses die Lancastrier um sich versammelte, war sie doch auch gegen die Anhänger der Familie York nicht hart, suchte vielmehr die Häupter derselben, vorzüglich den Herzog von Clarence, durch Gefälligkeiten und Freundlichkeiten mancherley Art zu gewinnen. Elisabeth, die Gemahlin Eduards IV., war, auf die Nachricht von Eduards Unglück, in die Westminster-Abtey geflohen, und hier von einem Knaben entbunden worden. Margaretha ließ sie mit der freundlichsten Sorgfalt behan-

deln, bot ihr, nachdem sie hergestellt war, an, entweder zu ihrem Gemahl nach Flandern zu gehen, wo dieser am Burgundischen Hofe bey seinem Schwager Karl dem Kühnen sich aufhielt, oder am Hofe zu erscheinen, nur nicht als Königin, sondern mit dem Titel Herzogin von York. Elisabeth wählte wenigstens in England zu bleiben: denn ihres Gemahls Unbeständigkeit, die gegen sie in Kälte und oft in Härte übergegangen war, hatte sie empfinden lassen, daß mit der Königskrone Glückseligkeit nicht unzertrennlich verbunden sey. Sie sehnte sich zurück nach dem Privatstande, und hätte gern ihren alten Namen Woodville wieder angenommen. — Warwick, den man scherzend jetzt the Kingmaker, den Königsmacher, nannte, blieb in der Sorge um das Wohl des Reichs hinter Margaretha nicht zurück: er suchte besonders auch den neuen Hof durch geschmackvolle Festlichkeiten zu erheitern und glänzend zu machen; und wer einen heitern Genuß seines Reichthums wünschte, kam nach London. Zu der Pracht und Fröhlichkeit dieser Feste trug nicht wenig bey des Grafen Schwester, Lady Nevil: obgleich schon 35 Jahre alt, hatte sie doch noch jugendliche Reize; und die Lebendigkeit ihres Geistes und die milde Kraft ihrers Charakters gewannen ihr noch immer, wo nicht die

Aufmerksamkeit des Jünglings, doch des Mannes. Der Marquis von Caernarvon, einer der reichsten Engländer, ward so von ihr eingenommen, daß er sie ungeachtet ihrer mannigfaltigen Abenteuer zur Gemahlin wünschte. Sie willigte ein, und lebte seitdem in einer gewissen Zurückgezogenheit, in einer glücklichen Ehe. — Aber auch die Italienerin hielt Wort: nach dem Siege Warwicks ergab sie sich dem Herzoge von Clarence. Das trennte aufs neue den Schwiegervater und Schwiegersohn. Und da nun der Herzog, nachdem seine Leidenschaft befriediget, ruhiger überblickte was geschehen war, da er erkannte, wie er selbst dazu beygetragen sich um eine Königskrone zu bringen: schärfte sein Zwist mit Warwick seine Begier nach Rache. Ein, 30 Jahre lang empörtes Volk kann nicht in wenigen Monaten so beruhiget werden, daß alle Anhänger der besiegten Partey ihrem Haß entsagten; Milde der Sieger reizt vielmehr oft zu neuen Hoffnungen; und Margaretha, wiewohl gewarnt durch Warwick, meinte in allen Theilen des Reiches sich so gesichert zu haben, und durch offenes Vertrauen alle alte Abneigung der Gegner überwinden zu können, daß sie das Glück der höchsten Gewalt, das sie jetzt zuerst kennen zu lernen

anfing, sich durch ängstliche Besorgnisse nicht wollte stören lassen.

Mitten im Genuß dieser Ruhe und Sicherheit kam die Nachricht: Eduard sey zu Ravenspurg im Yorkshire gelandet (1471. den 25. März). Da er anfangs nicht den erwarteten Anhang fand, erklärte er: er lege die Königswürde nieder, und wünsche nur, sich in den Besitz seiner väterlichen Erbschaft York zu setzen. Der Herzog von Clarence wußte sich so gut zu verstellen, daß Margaretha, die sich auch so am besten seiner zu versichern glaubte, ihn selbst an der Spitze von 12,000 Mann gegen seinen Bruder marschiren ließ. Aber unweit Coventry vereinigte sich Clarence mit Eduard; Eduard umging Warwicks Corps, eilte nach London, ward hier (den 11. April) von seinen Freunden in die Stadt gelassen und abermals zum König ausgerufen. Heinrich dagegen ward an eben dem Orte wieder eingesperrt, wo er schon 7 Jahre zugebracht hatte: er ließ sich hinführen, ohne einen Laut der Klagen. Mehreren frommen Christen jener Zeit schien diese widernatürliche Gleichgültigkeit bey so mannigfaltigem Wechsel des Schicksals nur Wirkung einer außerordentlichen Heiligkeit seyn zu können, daß sie auch nach seinem Märtyrertode, wie sie ihn betrachteten, dem Pabst

empfah-

empfahlen, ihn unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. — Indeß hatte Warwick eine bedeutende Armee gesammelt. Gleich den 12. April verließ Eduard London, ihm zu begegnen. Bald hatten sie einander erreicht, und den 14. April ward bey Barnet eine blutige Schlacht gefochten; denn Eduard hatte auch diesmal, wie gewöhnlich, den Befehl gegeben, keines Menschen zu schonen. Warwick hatte schon einen kleinen Vortheil gewonnen, aber ein Nebel veranlaßte, daß ein Theil von seinen Truppen den andern Theil für Feinde hielt und sich gegen diesen wandte. Warwick, um seine verblendeten Soldaten zur Ordnung zurückzubringen, stürzte sich zu Fuß unter sie: aber alle Anstrengungen waren vergebens; mit Wunden bedeckt fiel er im Kampf. Das ganze übrige Gefecht war ein grausenvolles Gemetzel: nur wenige entkamen. — Diese sammelten sich zur Königin, die nur durch die Sorge für ihren Sohn aufrecht erhalten ward. Eduard IV. machte Versuche, sie aufheben zu lassen; doch sie entkam, und ihr Sohn, der achtzehnjährige Eduard, der nach dem Tode Warwicks fühlte, daß die Sache seines Hauses jetzt *seine* Sache seyn, und daß er sich zeigen müsse fähig und würdig einer Krone, nach der er zu streben den Muth habe, stellte sich an die Spitze der nach zwey Wochen von Lanca-

ſtriern wieder verſammelten Truppen. Doch der König folgte ihnen raſch: er traf ſie bey Tewksbury an der Savern den 4. May, und es kam abermals zu einem blutigen, doch minder hartnäckigen Scharmützel. Margaretha war auf dem Schlachtfelde und zitterte nur für das Leben ihres Sohnes. Als ſie ſah, daß der Haufen die Waffen von ſich warf, floh, oder kniend die Gnade des Siegers anflehete, der Prinz aber gegen die vorwärts dringenden Feinde faſt allein gelaſſen kämpfte, wollte ſie auf ihn zuſtürzen, als eine Ohnmacht ſie überfiel, und einigen Bedienten Zeit gab, ſie vom Schlachtfelde fort in ein Kloſter zu bringen. Eduard ward indeß rings eingeſchloſſen, und während er einen Gegner durch einen tödlichen Streich zu Boden ſtreckte, griffen ihn Andere von hinten, entwafneten ihn und führten ihn gefangen fort. Jetzt gab der König Befehl dem Morden Einhalt zu thun. Er ließ in einem Gartenhauſe den jungen Prinzen vor ſich bringen. Als dieſer ins Zimmer trat, ſtand Eduard raſch auf, ging ihn mit einiger Heftigkeit entgegen, und fragte ihn in einem ſtolzen Tone: wie er ſich erkühnt habe, in ſeine Staaten zu kommen? Der Prinz antwortete unerſchrocken und mit edlem Stolze: ich bin gekommen, in Beſitz zu nehmen, was durch Geburt und Recht mir als mein Erbe gehört, und

was man ungerechter Weise mir zu rauben sucht. Diese Antwort brachte den König aus der Fassung. Er sah den Prinzen stillschweigend an, als besinne er sich, was jetzt zu thun ihm gezieme; doch endlich überließ er sich der Wuth, die in seinem Innern aufstieg, und schlug ihn mit seinem Panzerhandschuhe ins Gesicht. Gleich darauf drehete er sich um, und nun fielen die vier Lords, die zugegen waren, besonders die Herzoge von Gloceſter und Clarence, wie reissende Thiere über den Prinzen her, und durchbohreten ihn mit ihren Dolchen. — Margaretha, die indeß auch gefangen genommen worden, mußte den bittersten Kelch des Leidens leeren: für ihren Sohn hatte sie gelebt, für nichts so gezittert als für seinen Tod. Der Schmerz seines wirklichen Verlustes brachte sie außer sich. Man hatte dies gefürchtet und daher alle Vorsicht angewandt, um der augenblicklichen Heftigkeit des Ausbruches ihrer Leidenschaft zuvorzukommen. Sie wollte nicht mehr leben; aber alle Versuche des Selbstmordes wurden gehindert. Da brach sie denn aus in die heftigsten Flüche gegen Eduard IV.: ihr ganzes Leben wolle sie bloß dazu verwenden, durch ihre Verwünschungen und Thränen die Gerechtigkeit des Himmels gegen Eduard aufzubringen. Leicht wäre es dem Sieger gewesen, Mar-

garetha als Hochverrätherin und Verbrecherin der beleidigten Majestät vor das Parlament und auf das Schafot zu bringen. Natürliche Milde war es nicht, und einen Grund der Politik sieht man auch nicht. Sollte man ihn so grausam sich denken müssen, er habe sie leben lassen und das Leben ihr erhalten, um sie dadurch am empfindlichsten zu quälen? Damit ihr wenigstens kein Name bliebe, an den sie ihre Hoffnungen und Plane knüpfen könnte, ließ Eduard auch den gefangenen Heinrich umbringen: und Grausen erregt es, daß eben der Herzog von Glocester, der eben erst mit dem Blute des Sohnes die Hände befleckt hatte, als nach einer Ehre strebte, auch den Vater zu ermorden; daß er des unglücklichen fast blödsinnigen Königs erst spotten konnte, und dann kaltblütig ihn durchbohrete; daß er den letzten Athemzug des Sterbenden abwartete, und drauf den blutigen Leichnam in das Gefängniß der Margaretha bringen ließ, die bey dem Anblick bewußtlos niedersank. Doch erwachte die Unglückliche auch aus dieser Ohnmacht, und lebte mit allen den Erinnerungen noch 11 Jahre, nie der Achtung ihrer Freunde unwerth. Daß Eduard sie nach dem Tode des Sohnes und Gemahles gelinder behandelte, daß er sie aus ihrem Kerker in ein anständiges bequemes Zimmer bringen

ließ, und daß er endlich erlaubte, daß Jedermann ohne Unterschied sie besuchen durfte, schreibt niemand seinem Mitleiden oder seiner Anerkennung ihrer Charaktergröße zu; sondern theils soll Elisabeth diese Veränderungen veranlaßt haben, dankbar sich der Freundlichkeiten Margarethens erinnernd, theils soll Eduard selbst diesen Schein der Milde benutzt haben, um zu erfahren, wer noch dem Hause Lancaster und der Margaretha zugethan sey, und wen er also zu fürchten habe. Wirklich wurden auch einige Versuche gemacht, die gefangene Königin zu befreyen, an denen sie aber keinen Theil genommen, und die alle einen unglücklichen Ausgang hatten. Was Margarethen den bittersten Kummer machte, war, daß sie ohne alle Nachricht von ihrem Vater blieb, und auch nicht das entfernteste Zeichen erhielt, daß ihre Verwandten ihrer gedächten. Sie hatte dem Grafen von Pembroke, der mit seinem Neffen Heinrich von Richmond nach Frankreich übergehen wollte, um hier dem Hause Lancaster neue Hülfe zu gewinnen, und der verkleidet sie vorher besucht hatte, erklärt: alle ihre anderen Wünsche seyen mit ihrem Sohne ins Grab gesenkt; nur von ihrem Vater wünsche sie Nachricht zu haben; ob er denn seiner Tochter gänzlich vergessen. Sie gab ihm einen Brief an ihren Vater mit, aber

erhielt keine Antwort; denn die beyden Grafen wurden in Bretagne im Geheim gefangen genommen. Sie ließ dem Grafen von Oxford schreiben, der nach der Schlacht bey Tewksbury sich nach Frankreich gerettet hatte. Zwar erfuhr Margaretha, daß der Graf nach England gekommen, und nach einem vergeblichen Versuche sich zu befreyen, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt worden sey, aber sie glaubte nicht, daß dies Unternehmen eine Folge ihres Briefes gewesen, da sie gar keine Nachricht hatte, daß er ihren Brief erhalten. Endlich wollte der Herzog von Exeter, der nach der Niederlage bey Barnet in die Freystätte der Westminster-Abtey geflohen war, heimlich nach Frankreich gehen, um der Königin den geringen Trost zu gewähren, daß die Ihrigen von ihrem Schicksale wüßten und sie Nachricht von den Ihrigen erhielte. Allein seine Flucht ward entdeckt, er wurde eingeholt, und da er sich widersetzte, von den Leuten Eduards niedergehauen. Margarethen aber ward seit der Zeit die Freyheit genommen, Besuche anzunehmen; nur ihre Schwiegertochter und deren Schwester die Herzogin von Clarence, behielten die Erlaubniß, zu ihr gehen zu dürfen. Doch Margaretha, wiewohl sie bisher besonders in der gemeinsamen Trauer mit ihrer Schwiegertochter um den geliebten Sohn, einige Er-

leichterung gefunden, betrachtete sich als eine von Gott und Menschen Verlassene, und um nicht zuletzt auch noch die, die einzig ihr treu zu bleiben schienen, durch ihre Liebe zu ihr ins Verderben zu stürzen, versagte sie sich auch diesen Umgang, und ertrug das Leben, in Abgeschiedenheit von der Welt, und ohne Vertrauen und Hoffnung. — Ihre unglückliche Schwiegertochter, die liebenswürdige Anna, von den Lancastriern immer noch gern Prinzessin von Wales genannt, traf ein gräßlicheres Schicksal: der Herzog von Glocester, der den Geliebten und den Vater des Geliebten mit eigenen Händen ermordet hatte, der Unmensch entführte und schändete sie, und zwang sie seine Gemahlin zu werden; und als er nachher (1483.) als Richard III. die Krone an sich riß, ließ er sie durch Gift hinrichten.

Indeß hatte Margaretha den Ihrigen Unrecht gethan: ihr Vater hatte was er vermochte aufgeboten, sie aus dem Gefängnisse zu befreyen. Aber seine Bitten und Vorstellungen bey Eduard waren eben so vergeblich gewesen, als die Verwendung Ludwigs XI. 1476. endlich gelang es Ludwig, da Eduard mit seinem Schwager, Karl dem Kühnen, im Bunde in Frankreich eingefallen war, hier aber von Karl nicht unterstützt und von Ludwig geschlagen wurde, in einem

heiteren Gespräch auf der Brücke zu Pequigny, Eduard dahin zu bringen, gegen 50,000 Kronen Lösegeld die Margaretha freyzugeben. Ludwig XI. hoffte wohl, wenn er die Königin in Frankreich und durch sein Verdienst habe, er sie auch, wenn Gelegenheit sich biete, gegen Eduard aufstellen könne; dann aber hatte er sich jetzt gleich von Renat, Margarethens Vater, alle Rechte auf Provence, Anjou, Lothringen und Bar abtreten lassen, dagegen das Lösegeld und einen standesmäßigen Gehalt für Margaretha zu zahlen versprochen. So ward die Königin aus ihrem Kerker erlöst, eben als ihre persönlichen Feinde in London die Abwesenheit Eduards benutzt, und einen Prozeß gegen sie in Gang gebracht hatten, als ob sie einen verrätherischen Briefwechsel mit Frankreich unterhalte. Die von ihr aufgefangenen Briefe alle an ihren Vater und nur voll von Ausdrücken der Zärtlichkeit und der Sehnsucht, bewiesen Eduard ihre Unschuld, und den 20. November verließ sie den Tower, nach fünfjähriger Gefangenschaft.

Sie ging nach Aix zu ihrem Vater, bey dem sie bis an seinen Tod blieb. Er starb 1480. den 10. July. Nur ein sechsmonatlicher Besuch aus England hatte hier auf eine kurze Zeit ihre Ruhe unterbrochen, und sie lebhaft an die Vergangenheit erinnert.

Die Herzogin von Clarence, Warwicks Tochter, kam zu ihr, bey der Unglücklichen Troſt im eigenen Unglück zu ſuchen. Der Herzog, der ſelbſt nach der Krone geſtrebt, konnte nicht des Bruders Vertrauen wieder gewinnen. Die Schmeichler des Königs durchſchaueten ſein argwöhniſches Gemüth. Einſt jagte Eduard in dem Park des Ritters Burdet, eines vertrauten Freundes des Herzogs von Clarence, und erlegte einen weißen Damhirſch, den der Ritter beſonders lieb hatte. Wie dieſer hörte, ſein weißer Hirſch ſey geſchoſſen; rief er in der erſten Hitze des Zornes: daß doch das Geweih des Thieres dem in den Leib führe, der es getödtet hat! Man hinterbrachte dieſe Worte dem Könige mit boshaften Andeutungen, und Burdet ward enthauptet. Das brachte dem Herzog auf, er machte dem Bruder bittere Vorwürfe, und fügte Drohungen hinzu, die der Hitze des gekränkten Freundes vom Bruder zumal zu verzeihen geweſen wären, die aber Eduard gern benutzen ließ, um ihn verhaften und zum Tode verurtheilen zu laſſen. Die Wahl der Todesart ward ihm freygegeben. Und daß er ſtürbe, wie er gelebt hatte, wählte er, in einem Faß Malvaſierwein erſäuft zu werden. Da ſeine Gemahlin weder ſeine Begnadigung erflehen, noch ihn von dem Entſchluß

einer so unwürdigen Todesart abbringen konnte, verließ sie, von Gram und Schmerz niedergebeugt, mit ihren Kindern England, und fand in der That Ruhe in dem Beyspiel und den Ermahnungen Margarethens.

Nach Renats Tode ging Margaretha nach Anjou, auf das Gut eines ihrer Familie treuergebenen Edelmannes, Vignoles, und ohne daß sie es wollte, ward dies im Kurzen der Versammlungspunkt der wenigen Lancastrier, die der Grausamkeit Eduards entgangen waren. Die Grafen Pembroke und Heinrich von Richmond, die noch zu Vannes in Bretagne gefangen saßen, suchten der Königin Theilnahme an den geheimen Entwürfen, mit denen sie sich im Herzen trugen; Vignoles erlöste den Grafen von Oxford aus seinem Gefängnisse zu Hames in England; und Ludwig XI. störte diese Zusammenkünfte nicht: Ich kann, antwortete er den Gesandten Eduards, der Königin den kleinen Trost nicht rauben, ihre alten Freunde bey sich zu sehen. Bald wandten sich auch die Unzufriedenen in England hieher, der Herzog von Bretagne ward gewonnen, und schon jetzt wurde Heinrich von Richmond auch durch Margaretha zum König von England bestimmt, welcher Würde seine Talente und sein kräftiger Charakter ihn würdig zu machen schienen. (Er wurde 1485. als Heinrich VII. König.)

Für sich hatte Margaretha allen Hoffnungen und Wünschen entsagt, sie nahm an den Planen der Ihrigen nur im Allgemeinen Theil, und ohne weiter durch eine Leidenschaft beunruhiget zu werden, starb sie ein Muster standhaft duldender Größe im Unglück, 1482. den 25. August. Der Schmerz hatte ihre physischen Kräfte erschöpt; ihre Besonnenheit und freundliche Gutmüthigkeit behielt sie bis zum letzten Athemzuge.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073226174